Nro. 1. — 1854.

Freitag, den 7. Juli.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ wöchentlich 2mal erscheinende Unterhaltungs Blatt kostet das halbe Jahr 1 fl. 20 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äussern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des St. Johannisvereins.

Der wahre Freund der Menschheit wünscht seinen Nächsten ein eben so freundliches Geschick und Wohlergehen, als sich selbst; er wäre nach seinem Gefühl der Glücklichste, wenn alle seine Mitbrüder so glücklich wären, als er es sein könnte.

Der Menschenfreund.

Schön im freundlichen Lenz glänzet der Perlenthau,
Den auf blühende Fluren frühe Aurora weint;
Schöner glänzet die Thräne
In dem Aug' des Geretteten.

Schön im Schimmer des Mond's, wenn rings die Schöpfung schläft,
Tönt der Nachtigall Lied klagend am Erlenbach;
Schöner tönet das Danklied,
Das der Arme dem Helfer singt.

Süß ist ros'ger Duft, himmlisch Ambrosia,
Götter im Olymp laben sich selbst damit;
Aber Liebe zum Nächsten
Duftet süßern Wohlgeruch.

Hohes Wonnegefühl strömet durch Deine Brust,
Und Du wandelst ein Gott unter den Sterblichen,
Wenn Du lindernden Balsam
In die Wunden des Kummers träufst.

In unrühmliche Nacht tiefer Vergessenheit
Sinkt der geringe Mann, fühllos für Bruderglück;
Ewig der Eroberer
In der Völker Verwünschungen.

Aber jeglicher Mund segnet den Menschenfreund,
Sind Jahrhunderte schon flüchtig dahingeeilt;
Und das Ehrenbuch nennt
Preisend künft'gen Geschlechtern ihn.

Zweifach harret auf ihn schöne Unsterblichkeit
Hier, und drüben noch mehr, überm Cypressenhain,
Hat sein sel'ger Geist einst
Von sich entfernt den Erdenstaub.

Der St. Johannis-Verein.

Der Bürger Wohlfahrt in dem weitesten Sinn des Wortes ist und bleibt die Haupttendenz eines jeden, weise eingerichteten und väterlich regierten Staates, und je weiser die Regierung eines solchen ist, desto mehr sucht sie im schönen Wechselverbande die allgemeine Wohlfahrt mit der besondern eines jeden Individuums zu verbinden, und jene durch diese und diese durch jene zu befördern. Dadurch strebt sie dem Ideale einer guten und weisen Regierung des Weltenvaters, der für's Einzelne, wie für's Ganze sorgt, immer näher zu kommen. Darum haben die Vertreter der Staaten es auch längst als ihre heilige Pflicht erkannt, der Armen ihrer Unterthanen nicht zu vergessen und besonders auch über sie ihre Fürsorge zu verbreiten. Darum wurden schon seit längerer Zeit in Städten und Dörfern Armenpflegschaften organisirt, um aus den Mitteln der Gemeinde die Armen zu unterstützen. Von Seite dieser Communen geschah aber durchweg so wenig, daß viele Armen immerhin noch meist sich selbst und der Barmherzigkeit Einzelner der wohlhabenden Mitbürger überlassen blieben; und diese unzugängliche Hülfe ist es, welche in dem Uebelstande des so allgemein eingerissenen Bettels die Klagen bis zum Ueberdrusse steigerten. Als diese Klagen aber bis zum Throne unsers geliebten Königs drangen, haben Se. Majestät, gewöhnt, stets in väterlicher Fürsorge seinen getreuen Unterthanen die hilfreiche Hand zu bieten, und durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es eine der wichtigsten Aufgaben der Zeit ist, der zunehmenden Armuth und Noth, wo solche im Königreiche hervortritt, mit hilfreicher That entgegenzuwirken, und vor Allem einem künftigen Proletariat vorzubeugen, sowie die oft sehr zersplitterten Kräfte der Privatwohlthätigkeit zusammenzufassen und auf diesem von Nächstenliebe und innerem Beruf angebahnten Weg heilbringend in die Armenzustände einzugreifen, Sich bewogen gefühlt, in königlichem Edelmuthe zu beschliessen, unter dem erlauchtesten Protectorate II. MM. des Königs und der Königin, einen Centralverein des Königsreichs für wohlthätige Zwecke, welche den Namen „St. Johannisverein“ führen soll, nach folgenden Grundbestimmungen zu errichten.

(Fortsetzung folgt.)

Pflicht und Recht.

Was Einer verbunden ist zu thun, wird seine Pflicht genannt; was er dagegen von Andern verlangen kann, nennt man sein Recht. Die ganze Wissenschaft des Rechts würde vernichtet sein, sobald Jemand beweisen könnte, es sei durchaus nichts in der Welt vorhanden, was man mit Recht von einem Andern verlangen könnte. Mir kann der Andere wohl thun oder übel thun, er kann mir nützen oder schaden. Ich verlange, daß er das Eine thun und das Andere unterlassen

solle. Ich verlange es mit Recht; denn der Gewinn bei dem einen ist so erwiesen, wie der Nachtheil bei dem andern; oder sollte wohl Jemand behaupten dürfen, daß ich Unrecht habe, Gutes mir zu wünschen? Jetzt aber kommt der Andere und sagt: Ich finde es nicht für gut, Dir wohlzuthun; was hast Du nun für Recht, es zu verlangen? Verlangen kann der Mensch gar viel, und wenn mit Recht verlangen so viel heißen soll, als einen Grund für sein Verlangen aufzustellen, so kann er manches auch mit Grund und Recht verlangen. Daraus folgt aber nicht, daß sein Verlangen ihm befriedigt werden müsse. Der Andere kann vielmehr der Meinung sein, daß wenn er eines Andern Hilfe nöthig habe, um sein Verlangen zu befriedigen, er diese Hilfe sich verdienen müsse. Sobald die Rede vom Verdienst ist, kommt alles auf die Uebereinkunft an. Bist Du es zufrieden, darf der Eine zum Andern sagen, wenn ich Dir das thue, und Du thust das für mich? Ich bin's zufrieden, wenn es mir gefällt. Gefiel mir's nicht, und thät's der Andere doch, ich müßte es auch zufrieden sein, und wär ich's nicht, so käm's darauf an, ob ich's verhindern könnte. Gesetzt nun aber auch, ich wär's zufrieden und sähe es gerne, wenn's so erfolgte, wie es der Andere vorgeschlagen hätte; so würde ich es doch nun erst abwarten, ob es ihm auch Ernst gewesen sei. Ich würde denken, thue nun, was Du sagst, so will ich thun, was Du verlangst. Nur Gutes kann der Mensch sich wünschen, Böses nicht. Hat mir der Andere wohlgethan, und hab ich ihm Vergeltung zugesagt, so hat er auch verdient, daß ich ihm sein Verlangen befriedige. Von nun an darf er erst mit Recht von mir verlangen, daß ich seine Erwartung nicht unerfüllt lasse. Vorher aber konnte er nicht wissen, was er von mir zu erwarten hatte. Prüfen wir nach diesen strengen Gesetzen alles, was man Recht zu nennen pflegt, so gibt es keine andere als erworbene Rechte. Was wir der Menschheit Rechte nennen, sind einzig nur Verträge der Gesitteten. Bei Ungesitteten verschwinden sie. Soll mir der Andere meine Freiheit lassen, so kommt es darauf an, ob er in mir ein Wesen anerkennt, was würdig sei, der Freiheit zu genießen. Soll er mein Eigenthum unangetastet lassen, so muß er fühlen, mit welcher Mühe und Sorgfalt ich es mir errungen habe, welchen Werth ich darauf lege und wie ich manches andere Zufällige gerne dafür entbehren würde. Er muß empfinden, wie ihm zu Muthe sein würde, wenn eine höhere Macht mit ihm verfahren wollte, so, wie er jetzt mit mir verfährt. Hat er davon kein Vorgefühl, so gibt es keine Pflicht für ihn, für mich kein Recht. Es kann ihm eher nicht gefallen, mir etwas zu thun, was ich ihm zu erwiedern nicht vermögend bin, bis der Verband, der zwischen einem Wurme und einem Engel stattfindet, durch alle Kettenglieder der Natur ihm in dem Wesen aller Wesen sichtbar geworden ist.

Arbeitsamkeit.

Wer ist jener Sterbliche, der die Schätze in seinen Kisten sich aufhäufen sah; der herrlich gekleidet ist; von dem man rühmlich spricht in der Stadt; der den Räthen der Hohen beisteht? — Es ist der Thätige, der die Faulheit verbannt hat aus dem Hause, und der zur Trägheit gesprochen hat: „Ferne von mir, Feindin der Sterblichen!"

Er steht früh auf, er legt sich spät nieder; seinen Geist übt er durch Betrachtungen, seinen Körper durch Arbeit, und so erhält er beide in frischer Gesundheit.

Der faule Mensch ist sich selbst zur Last; wie ein Gewicht liegen die Stunden auf seinem Haupte.

Wie der Schatten einer Wolke gehen seine Tage vorüber, und er läßt keine Spur zurück, die an ihn erinnern könnte. Sein Körper ist entnervt, da die Uebung mangelt; wenn er auch manchmal arbeiten wollte, so hat er keine Kräfte, sich anzustrengen. Sein Geist ist in Finsternissen, seine Gedanken sind in Verwirrung. Er wünscht Kenntnisse, aber ist unfähig zum mindesten Fleiße. Er möchte gern den Kern essen, aber er scheuet sich, die Schaale zu sprengen.

Sein Haus ist in Unordnung, seine Dienstboten lieben die Zerstreuung und ergeben sich der Verschwendung. Alles beschleunigt seinen Untergang, er versinkt in Armuth, in Armuth, die kein Mitleiden findet, in Armuth, in welcher alle Tugend schwindet, aus welcher er, ohne zu erneutem Fleiße zu gehen und dadurch neue Kraft sich zu schaffen, nie wieder sich erholen und zu Gewichten kommen kann.

Besser zu wenig, als zu viel.

Der berühmte Verfasser des Katholikon sagt in seinem Vorwort zur genannten Schrift: „Allen gefallen ist ein voller Wurf, Keinem gefallen ist ein Zeichen eines großen Schlages; trifft man hier den Mittelweg nicht, so ist es besser, Keinem, als Allen gefallen." — So ist auch dieses Kapitel zu verstehen. Zwischen nicht zu wenig und nicht zu viel liegt das rechte Ebenmaß. Dieses aber ist für Manche schwer zu treffen, daher neigen sich etliche auf die Seite des zu viel, andere auf die Seite des zu wenig. In solchem Falle, wo man die Mitte verfehlt, ist in manchen Sachen das zu wenig besser, als zu viel. Z. B. wo ist der Mensch, der es nicht gerne hat, wenn die andern Menschen etwas auf ihn halten. Die allgemeine öffentliche Achtung ist ja ein absolutes Erforderniß zur Wirksamkeit in jedem Stande. Achte dich selbst, wenn du Achtung willst, ehre dich selbst, wenn du Ehre von Andern willst. Zu einem Verschwender hat Niemand Vertrauen. Zwischen Geiz und Verschwendung liegt die vernünftige Sparsamkeit. Dieser Satz auf deine Person angewandt gibt die Regel: „sei mit deiner Person lieber zu sparsam, als zu verschwenderisch." Besser ist es, wenn es heißt, der und der kömmt selten zu uns, als wenn es heißen würde, er ist immer da, seine Besuche sind lästig.

Hat man Verlangen nach dir, so ist es ein Zeichen der Willkommenheit. Deßhalb komme nie ungerufen und gehe nie ungesendet. Die Bildung unserer Zeit nennt Denjenigen ungebildet, welcher jede Einladung unbedingt annimmt. Deßhalb prüfe die Geister, welche dich rufen, dich senden wollen. Folgst du einem oder einer Sendung, so sei deine Gegenwart eher zu kurz, als zu lang. Besser ist es, wenn es heißt: er ist schon früh fort, bald fort, als wenn man sagen würde: man hat es fast nicht erleben können, bis er fortgegangen ist.

Soll eine Sache hoch geachtet werden, so darf sie weder zu häufig, noch zu wohlfeil sein. Und Personen sind doch mehr! Unglücklich der Mensch, welcher seine Unterhaltung abhängig macht von Gesellschaften, die er aufsucht. Bemühe dich, die Einsamkeit, die Mutter aller großen Charaktere, kennen zu lernen, und du wirst sie lieben. Man lasse dem Andern immer noch etwas zu wünschen übrig, und stille seinen Appetit nur nach und nach, nicht aber auf einmal und nie ganz. Je mehr die Menschen dich fragen, desto vorsichtiger sei du im Reden. Immer stelle dir im Geiste einen Feind vor in dem, mit welchem du sprichst, dann kann dir die Veränderlichkeit der Gesinnung eines Andern nicht schaden. Je länger das Verlangen der Menschen unbefriedigt bleibt, desto größer ist bei Befriedigung der Genuß, welcher immer vorher über seine möglichen Folgen bedacht werden soll.

Je eiliger die Menschen wünschen und verlangen, desto behutsamer sei du im Bewilligen. Vorzüglich sei du behutsam mit Unterschriften, denen man oft sogleich die That will nachfolgen lassen. Bei Rundschreiben, die ein Privatunternehmen sind, prüfe Alles, ob du unterschreiben kannst. Der geschriebene Buchstabe bleibt. Ein reifgewordenes Nein! ist leicht zu ertragen, besonders wenn die erste Hitze des Verlangens verraucht ist.

Das Verlangen ist ein Band, das uns mit andern verbindet in der Weise, daß andere ein Verlangen zeigen, welches durch den Mangel, den man machen muß, entstanden ist. Man lasse den Nektarbecher wohl kosten, aber nie leeren. Gänzliche Befriedigung und Sättigung in Sachen des Vergnügens ist gefährlich und vermindert die höchste Vollkommenheit. Haben die Menschen in einem Tage gefunden, was sie wollten, so ist den andern Tag derjenige entbehrlich, welcher das Verlangen gesättigt hat. Der Werth des Gegebenen richtet sich nach der Heftigkeit des Verlangens, welches steigt, je mehr die Befriedigung verzögert wird. Sei sparsam mit deinen Gunstbezeugungen. Zu einem geprüften Menschen gehört Vieles.

Auch erschwere andern die Dankbarkeit nicht, damit sie dich deßhalb nicht fliehen. Ein allzugroßer Schuldner geht seinem Darleihir aus dem Wege. Wenn die Leute nicht vergelten können, so fliehen sie uns.

Wenn man Freunde verlieren will, so darf man sie nur durch Wohlthaten übermäßig verbinden. Jedes Zuviel schadet.

Bete viel und lehre wenig; bedenke viel, tadle, rüge, verlache wenig. Trau lieber zu wenig, als zu viel. Lies viel, schreib wenig; wisse viel, sprich sehr wenig. Dringe dich Niemand auf. Bethöre und bekehre nur den, der belehrt und bekehrt sein will. Von der Menschheit, sagt Schiller, kannst du nicht groß genug denken — dem einzelnen Menschen gib, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand. Der muß nicht befriedigt werden, der nicht befriedigt sein will. Sich vor der Zeit entschuldigen, heißt sich selber anklagen und sich verdächtig machen. In gesunden Tagen zu Ader lassen, erzeugt erst Krankheit. Was andere von dir denken, in welchem Argwohn sie dich auch haben, so entschuldige dich nicht, wenn du auch etwas bemerkst, erkläre dich nicht, sonst kömmt das Uebel gewiß, gegen welches du dich erklärst, oder über welches du dich entschuldigest. Die stillschweigende Widerlegung durch Thaten ist die beste. An den Früchten erkennt man sie, sagt derjenige, welcher die Menschen am besten kennt. Widerlege also die Gedanken deiner Feinde durch dein Leben, nicht durch deine Worte.

Die Edlen aller Zeiten lehnten Vertheidigungen und Entschuldigungen ab und verwiesen einzig auf ihr Leben. Darum wenig Worte, desto mehr edle Thaten. Auch Schurken wissen edle Worte zu sagen.

Laß deinen Verstand blicken und blitzen, aber niemals ganz, und vermeide jede Verschwendung, sowohl in Wissenschaft, als auch in Kunst. Der Kluge spricht nur so viel, als gerade nöthig ist. Gedanken sind kostbar und mit dem Kostbaren muß man äußerst sparsam umgehen.

Ein edler Mensch.

Es ist eine merkwürdige schöne Erscheinung, daß sich in England ein besonderes Bestreben kund gibt, die Verbrecher dem geistigen Verderben zu entreißen. Wir brauchen nur an die edle Quäkerin Fry zu erinnern. Jetzt lebt in Manchester ein gewisser Thomas Wright, der die Hälfte seines Lebens in den Zellen der Gefangenen verbracht hat, ob er sich gleich in einer Lage befindet, daß er sein tägliches Brod durch harte Handarbeit von zehn bis zwölf Stunden des Tages verdienen muß. Dem Schlafe und der Erhohlung also entzieht er die Zeit, welche er den Gefangenen widmet, abgesehen davon, daß er die Sonntage stets in den Kerkern zubringt. Er liest den Gefangenen vor, spricht mit ihnen und bemüht sich so, das erstorbene Edele im Menschen wieder zu erwecken. Seine unbezahlte einfache Beredsamkeit hat denn auch auf einfache viele verstockte Herzen bereits fruchttragend eingewirkt; viele Verbrecher, die gegen die Stimme der Geistlichen und Richter taub waren, erkannten bei seinen Worten ihre Fehler. Sie schenkten ihm ihr Vertrauen und er bewies es ihnen, daß er wirklich ihr Freund sei. Und niemals, in keinem Falle, hat er die Hoffnung auf Reue und Besserung eines Verbrechers aufgegeben. Darum ließ auch er in seinen Bemühungen niemals nach, und so sind durch seine unablässigen Bestrebungen gar viele arme Geschöpfe, Männer und Weiber, von den Pforten des bürgerlichen Todes zurück in die Gesellschaft geführt werden. Wer kann die Arbeiten eines solchen Mannes bezahlen? Kein irdischer Lohn reicht an sein Verdienst hinan, aber wir vernehmen doch mit Freuden, daß man in der reichen Stadt Manchester des großen Mannes in der Arbeiterjacke gedenkt und seine Verdienste erkennt. Es ist eben eine Gesellschaft zusammengetreten, welche die Mittel aufbringen will, dem braven Thomas Wright den Abend seines Lebens zu erleichtern, damit er ferner nicht mehr wie bis heute genöthigt sei, hart zu arbeiten, um sein Brod zu haben, denn er steht bereits im 66. Jahre seines Lebens.

Sparsamkeit im Haushalt.

Die Anfechtung lehret aufs Wort merken! So hatte mein Nachbar, um sich jeder Sorge wegen der Samenkartoffeln für vorigen Herbst zu entledigen, seinen Samen, gesunde und nicht zu große Knollen, ausgesucht und dieselben in einem besonderen Kellerbehälter verschlossen, so daß weder Frau noch Knecht noch Magd darüber kommen konnten; für den übrigen Vorrath aber noch den Hausgenossen die größte Sparsamkeit empfohlen. Deßgleichen hatte des Nachbars Lene ihren Leuten angekündigt, daß es nicht mehr an jedem Sonntage noch rohe Kartoffelklöße geben könne, sondern höchstens drei bis vier Wochen einmal und an hohen Festtagen. Diese Vorsicht soll auch Nachahmung gefunden haben, und man hat bemerkt, daß bei in dem letzten Herbst stattgefundenen Kirchweihen gar manche Hausfrau auch ihr Kuchenbacken beschränkte und die Bursche sich im Trinken, Spiel und Tanz sehr gemäßigt hatten, was freilich den Wirthen nicht sehr angenehm gewesen sein mag, aber öffentlich desto mehr anzuerkennen ist: denn durch Weisheit wird ein Haus gebauet und durch Verstand erhalten. Ein Arbeiter, der sich gerne vollsäuft, der wird nicht reich, und wer ein Geringes nicht zu Rathe hält, der nimmt für und für ab. Beherzigen wir diese weise Lehre, so kann es nicht fehlen, daß wir auch durch jedes Jahr glücklich hinübergeführt werden.

Erlaubte Scherze.

Eine musikalische Familie.

„Ich hoffe, Herr Cantor, daß Sie mir dießmal Ihre Familie vorstellen!“

„Zu viel Gnade, Herr Musikdirector, ich fühle mich im Gegentheile höchst geehrt, sie Ihnen vorführen zu dürfen.

(An der Thüre rufend:) Fis, Gis, Dis, As, Ais, Forte, Crescendo, Basso, kommt's herunter!"

„Ah! Ich glaube gar, Sie haben Ihren Kindern aus Liebe zur Kunst schon bei der Taufe musikalische Namen beigelegt."

„Das nicht, Hochgeehrter! Ich nenne sie theils der Kürze wegen so; theils auch aus Gewohnheit, weil mein Beruf mir immer dergleichen Namen in den Mund legt."

„Ist das die ganze Familie?"

„Zu dienen; hier meine älteste Tochter Philippina oder Fis; hier meine Zweite, Doris oder Dis; hier meine Dritte, Gertraudis oder Gis; hier meine Vierte, Felicitas oder As; hier meine Jüngste, Crescenzia oder Crescendo. Setzen Sie hier meinen ältesten Sohn Fortunat oder Forte (oder Fortissimo, wenn Sie wollen), und hier meinen Jüngsten, Sebastian, den ich kurzweg Baß nenne."

„Nun, nun, mein Lieber, der Himmel hat Ihnen mit 6 Töchtern allein schon ordentlich Kreuze vorgezeichnet."

Lesefrüchte.

† Große und edle Menschen kümmern sich wenig um üppige Genüsse. Es ist Sache der Gemeinen, sich nicht anders, als am Tische freuen zu können.

† Nur wenige Menschen wissen, welches Maß von Leiden sie zu erdulden fähig sind, bevor sie nicht geprüft würden. Klimmen wir die Höhen des Ruhms hinan, die aus der Tiefe so herrlich strahlen, dann entdecken wir bei jedem Schritte neue und düstre Aussichten auf verborgene Gefahren. So auch, wenn wir vom Gipfel der Lust herabsteigen, findet der ewig regsame, ewig nach Genuß ringende Geist mitten in den dunkeln, traurigen Gefilden des Jammers doch etwas, das ihn erquickt und erfreuet. Die dunkelsten Gegenstände, je mehr wir ihnen näher treten, erhellen sich, und das Auge des Gemüthes bequemt sich nach der trüben Lage.

† Was nützen Geist, Verstand, Erfahrung und Kenntnisse —; sie sterben mit dem Menschen —; was aber leben bleibt, das ist die That!

† Die Rohen werden durch die Bildung beherrscht und die Gebildeten durch die Rohheit.

† Es glänzt manches in der Ferne wie Gold und in der Nähe ist es ein Glasscherbe.

† Es gibt Unfälle im Leben, von welchen man sich nie wieder erholt; gegen sie anringen zu wollen, würde nur heißen, noch tiefer in den Abgrund der Schmerzen zu versinken. Suchen wir dagegen durch unsere Tugenden uns den Schutz des Gottes der Güte zu verdienen; wir können nichts mehr für uns thun, was uns einen günstigern Erfolg verspricht; versuchen wir es daher durch ein Leben voll Ergebenheit, durch ein Leben voll Hingebung: so etwas hat schon oft erhabenen Seelen eine Art von Glück gewährt.

Werth der Thränen.

Schön ist's, wenn durch Gesang der Dichter uns Thränen entlocket,
Schöner und himmlischer ist's, wenn sie der Menschenfreund stillt.

Lehre.

Verachte Keinen, sei er noch so dumm,
Er kann sich dir vielleicht doch nützlich machen,
Die Gänse die wir gern belachen,
Erretteten das Capitolium.

Trost.

Die gute Sache ist's, die siegt,
Wenn sie auch lang im Streite liegt.

Die Auswanderer.

Schaaren von Auswanderern bedecken die Wege und füllen die Schiffe
Fern in der neuen Welt suchen die Armen ihr Glück.
Geht hinaus und suchet es dort am fernen Missuri;
Aber ihr suchet umsonst, wenn es im Herzen nicht ist.

Gelegenheit, Gutes zu thun,

ist wohl so oft geboten. Viel Gutes könnte Derjenige der Herrn Schullehrer thun, welcher mit seiner Schule eine kleine Arbeits-Anstalt für arme Mädchen verbinden würde. Gewiß würde Jedermann und insbesondere die Eltern der armen Kleinen die gute Absicht einer solchen Anstalt anerkennen. Die armen Kleinen könnten da das Stricken und Nähen lernen und würden doch schon frühe zu nützlicher Thätigkeit gewöhnt. Edel gesinnte Frauen würden wohl dann die Güte haben, abwechslungsweise die Stelle der Lehrerin zu vertreten. Nun würde aber auch eine weitere Unterstützung einer solchen Anstalt nothwendig werden, welche ja zu erlangen wäre. Wenn dann auch nur zur Aufmunterung hie und da ein Körnchen fiele, so würde das erfreuen, den Fleiß befördern, von dankbaren Herzen anerkannt werden, mit Segen keimen, aufgehen und Früchte bringen. Wessen Herz hierdurch angesprochen wird, der möge seine edlen Gefühle mit der guten That beurkunden.

☞ Die verehrl. Vorstände **sämmtlicher Zweigvereine** des St. Johannisvereins ersuchen wir, uns über Leben und Thätigkeit derselben gefälligst zeitweilige Berichte zugehen zu lassen. Insbesondere wichtig ist die Veröffentlichung über Errichtung und das Bestehen von Arbeitsstuben, über Unterrichtsanstalten namentlich für Mädchen hilfloser Eltern; lobenswerthe Handlungen außerordentlicher Wohlthätigkeit; rühmliche Beweise von Dankbarkeit und nützlicher Verwendung der verabreichten Unterstützungen; über musterhafte Sparsamkeit; über besondere Genügsamkeit und anderer guter Tugenden, welche geeignet sind, ein besseres Dasein zu erstreben, und zum Vorbilde und zur Nachahmung rühmlichst erwähnt zu werden verdienen.

Die Redaction.

Euseler Fruchtpreis vom 7. Juli.

Der Centner Weizen — fl. — kr. Korn 8 fl. 30 kr. Spelz 6 fl. 50 kr. Gerste 7 fl. — kr. Hafer 5 fl. 30 kr. Erbsen 5 fl. 40 kr. Kartoffeln 2 fl. 20 kr. Ein Kornbrod 32 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 8 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 2.
Freitag.

1854.
den 14. Juli.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ wöchentlich 2mal erscheinende Unterhaltungs Blatt kostet das halbe Jahr 1 fl. 20 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl **gratis**, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Wenn unser inneres Bewußtsein Frieden und Ruhe im Herzen gibt, so fühlen wir uns über das Lob und den Tadel der Welt hoch erhaben. [St. Johannisvereins.

Das reine Bewußtsein.

Dir, o Selbstbewußtsein, bringet
Froh die Brust ein heilig Lied!
Heißer Dank ist's, was ihn zwinget
Wenn der Mund Gefühle singet,
Reinem Herzen jüngst entblüht.
Es fühlet das Innre sich mächtig gehoben,
Dich, sel'ges Bewußtsein! recht würdig zu loben.

Wenn, verfolgt von manchen Leiden
Sich der Mensch verlassen sieht; —
Wenn in tausend Bitterkeiten,
Die ihm Qualen nur bereiten,
Ihn der Brüder Bosheit zieht; —
Dann sieht es im Herzen Dich glänzend erstrahlen,
Und — innere Ruhe, sie tödtet die Qualen.

Wenn vom Feinde feig verrathen
Sich der arme Mensch erblickt! —
Läster-Zungen sich entladen,
Ihm an seiner Ehr' zu schaden,
Was ist's, das ihn dann beglückt?
Das reine Bewußtsein im inneren Walten
Umgibt ihn in lieblichen, treuen Gestalten.

Wenn die Leiden sich verziehen
Und ihm nun der Glücksstern lacht;
Wenn ihm schöne Freuden blühen, —
Und die Sorgen ihm entfliehen —
Hell aufgeht zum Tag die Nacht:
Dann wird ihm das inn're Bewußtsein verkünden,
Die Reinheit des Herzens muß Seligkeit finden.

L.

Der St. Johannis-Verein.

(Fortsetzung.)

Dieser Verein, dessen Satzungen wir hier unten folgen lassen, auf den fruchtbaren Boden der christlichen Nächstenliebe gestellt, hat es aber nicht allein mit der leiblichen Vorsorge für die Armuth und gegen Verarmung zu thun; seine Wirksamkeit erstreckt sich vielmehr hauptsächlich auf die geistige Pflege, auf sittliche und religiöse Hebung der Armen.

Zweck und Wirksamkeit.

§. 1. Der Zweck des St. Johannisvereins besteht in der Begründung und Verbreitung einer geregelten freiwilligen Pflege und Vorsorge für die Armuth nach deren verschiedenen Abstufungen, sowie in Ermittlung von Fonds hiefür und deren zweckmäßiger Verwendung; jedoch unbeschadet der — den gesetzlichen Armenpflegen zukommenden Rechte und Verpflichtungen.

§. 2. Der St. Johannis-Verein wird daher mit bereits bestehenden oder neu entstehenden Einzel-Vereinen für Wohlthätigkeit in Wechselbeziehungen zu treten suchen, ohne jedoch deren selbstständige Stellung und freie Bewegung in Entfaltung ihrer segensreichen Früchte nach den lokalen Bedürfnissen zu beseitigen oder auch nur zu schwächen.

§. 3. Der St. Johannis-Verein nimmt seinen Mittelpunkt in der Stadt München und erstreckt durch zu bildende Zweig-Vereine seine Wirksamkeit über alle Theile des Königreichs.

§. 4. Die Verbindung des Centrums mit seinen Verzweigungen, sowie mit den freiwillig beitretenden, für besondere Armenzwecke bestehenden Vereinen wird hergestellt: a) durch periodische Mittheilungen über den Stand der Armuth aus jedem Theile des Königreichs an das Central-Organ; b) durch gegenseitige freiwillige und von dem Central-Organe ausgehende besondere Unterstützungen; c) durch Kundgabe solcher neuen Einrichtungen und Unternehmungen und durch deren Verbreitung von Seite des Central-Organs, die dazu dienen können, die Ursachen der Armuth zu entfernen, oder in ihren üblen Folgen zu heben oder zu mildern, oder drohender Verarmung vorzubeugen.

§. 5. Seine Majestät der König haben aus Allerhöchst Ihrer Kabinets-Kasse die Summe von 30.000 fl. für die Zwecke des Vereins bestimmt, und beabsichtigen eine besondere Stiftung daraus zu bilden.

§. 6. Die Mittel für seine Wirksamkeit schöpft der Verein innerhalb seiner allgemeinen Assoziation 1) aus dem Fundationskapitale, innerhalb der von dem Allerhöchsten Stifter zu bestimmenden Grenzen, 2) aus den Beiträgen der Vereins-Mitglieder, 3) aus besonderen Liebesspenden von Wohlthätern und Anstalten, 4) aus anfallenden Vermächtnissen und sonstigen Zuflüssen.

§. 7. Wo ein Zweigverein gegründet ist, wird der in die Vereins-Kasse zu zahlende Beitrag seiner Mitglieder durch die besonderen Satzungen dieses Vereins bestimmt, und ist

darauf zu sehen, daß der Beitrag nicht zu hoch angesetzt wird, damit der Beitritt um so zahlreicher werden könne. Jedes einem Zweigvereine nicht angehörige Vereinsmitglied aber verpflichtet sich zur Entrichtung eines an die Kapitelskasse im Voraus zu leistenden jährlichen Minimal-Beitrages von 1 fl. 12 kr. und empfängt hierüber eine Quittung, welche auf die Dauer der bescheinigten Leistung zugleich als Legitimation über den Beitritt des St. Johannisvereins dient. Auch können für wohlthätige Zwecke vom Vereine veranlaßte oder angenommene Leistungen ohne Entrichtung eines Beitrags die Mitgliedschaft gewähren.

§. 8. Der St. Johannisverein genießt unter der obersten Aufsicht des Staates die Rechte öffentlicher Korporationen.

§ 9. Stiftungen, welche dem St. Johannisvereine für einzelne Wohlthätigkeits- oder seine allgemeine Zwecke anvertraut werden, sollen heilig gehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Dankbarkeit.

Wie die Aeste des Baumes den Saft der Wurzel zurückgeben, womit sie von ihr groß gezogen wurden; wie der Bach seine Gewässer dem Meere anheim stellt, aus dem sie hervorgekommen sind; so erwiedert das Herz des dankbaren Menschen freudig Wohlthaten mit Wohlthaten.

Mit Wonne betrachtet es das empfangene Gute, und begegnet seinem Wohlthäter mit eben so vieler Liebe, als Hochachtung.

Ist es nicht in seinem Vermögen, alles zurückzustellen, so erhält er doch das Andenken daran sorgfältig in seinem Herzen, und vergißt es nie, was man ihm gethan.

Die Hand des edlen Menschen gleichet den Wolken, die Blumen, Kräuter und Früchte auf der Erde erzeugen; aber das Herz eines undankbaren Menschen ist einer Wüstenei ähnlich, die mit großer Begierde den Regen verschluckt, der fällt, aber nichts dafür hervorbringt.

Beneide nie deinen Wohlthäter, und verbirg nie das Gute, welches er dir gethan hat; denn obschon er so glücklich ist, geben zu können, und nicht empfangen zu dürfen, so verlangt doch der Edelmuth von uns Bewunderung, Demuth und Dankbarkeit. Ein erkenntliches Herz ist der Gottheit und den Menschen ein Wohlgefallen.

Aber nehme nichts an von dem Stolzen; hüte dich, dem falschen Edelsinne verbindlich zu werden; nehme auch nichts vom Geizigen, denn die Eitelkeit des Hochmuthes wird dich früher oder später der Schande preisgeben, und die Habsucht des Geizes wird niemals befriedigt.

Das Weib.

Schöne Tochter der Liebe, sei aufmerksam auf die Lehren der Weisheit. Die Grundsätze der Wahrheit mögen tiefe Wurzeln schlagen in deiner Seele.

So werden die Reize deines Geistes die Zierde deiner Gestalt erheben. Deine Schönheit wird der Rose ähnlich sein, die überall ihren süßen Geruch verbreitet, wenn die erste Kälte vorüber ist.

In dem Frühlinge deiner Jugend, am Morgen deiner Tage, wenn die Augen der Männer mit Lust auf dir verweilen, und die Natur ihre Sprache dollmetschet, dann nimm dich in Acht vor ihren verführerischen Gesprächen; hüte wohl dein Herz, und leihe dein Ohr nicht ihren überredenen Lockungen (sollicitations).

Gedenke, daß du die vernünftige Gefährtin des Mannes bist, und nicht die Sklavin seiner Leidenschaft. Deine Bestimmung ist nicht nur, seinen natürlichen Neigungen Genüge zu thun, sondern auch, ihm beizustehen in den Arbeiten des Lebens; ihm wohlzuthun durch ein sanftes Anschmiegen, seine Sorgen durch deine Zärtlichkeiten zu bezahlen.

Wer ist diejenige, welche das Herz des Mannes bemeistert, und unumschränkt herrschet über seine Seele? —

Blicke auf, dort ist sie, die da mit jungfreulicher Anmuth einher wandelt; die Unschuld ist in ihrem Herzen, und die Bescheidenheit auf ihren Wangen.

Ihre Hände suchen die Arbeit, und ihre Füße finden kein Wohlgefallen daran, von einer Seite auf die andere zu rennen.

Sie ist reinlich gekleidet; sie ißt mit Mäßigkeit. Anmuth und Demuth bilden ihre Krone.

Die lieblichsten Töne gehen von ihrer Zunge aus; Honig fließt von ihren Lippen.

Anstand ist in allen ihren Worten; in ihren Antworten herrschet Anmuth und Wahrheit.

Gehorsam und Unterwerfung sind ihre Lebensregeln; Friede und Glück die Belohnung.

Vor ihren Schritten wandelt die Klugheit, und die Tugend zu ihrer Rechten. In ihren Augen glänzt Anmuth und Liebe. Bescheidenheit hat auf ihre Wimper sich gesetzt.

Die ausgelassene Zunge ist stumm in ihrer Gegenwart; die Ehrfurcht, die ihre Tugend einflößt, gebietet Stillschweigen.

Wenn das Aergerniß am meisten beschäftigt ist, wenn die Ehre des Nebenmenschen ohne Mitleiden von allen Seiten angegriffen wird, wenn der gute Geist und die Liebe den Mund nicht öffnen; so ist der Finger des Stillschweigens auf ihren (des guten Weibes) Lippen (d. h. sie stimmt nicht ein in die Verläumdungen).

Ihr Busen ist die Zufluchtsstätte der Güte; sie argwöhnet nichts Böses von einem Andern.

Ja! glücklich der Sterbliche, der sie als Gemahlin führet; glücklich das Kind, welches sie Mutter nennen wird.

Sie steht dem Hause vor, und der Friede waltet drinnen: sie gebietet mit Ueberlegung und man gehorchet. —

Sie steht frühe auf, denkt an ihre Geschäfte, und gibt jedem die gehörige Mühe.

Die Besorgung der Familie ist all ihr Vergnügen und ihr Gedanke. Zierlichkeit und Frugalität ist der Schmuck ihres Hauses.

Ihre kluge Haushaltung machet ihrem Gemahl Ehre; in stiller Freude hört er sie loben. Sie erhebt den Geist ihrer Kinder zur Weisheit; und ihr Beispiel bildet ihre Sitten. — Ihr Wort ist für sie ein Gesetz. Ihr Blick befiehlt Gehorsam. — Sie redet, und das Hausgesinde läuft. Sie äußert den geringsten Wunsch, und die Sache ist ausgeführt; denn die Liebe erfüllt die Herzen, und ihre Güte gibt den Füßen Flügel.

Sie ist nicht hochmüthig im Glücke; und im Unglücke erträgt sie geduldig die Wunden des Schicksals.

Sie mildert die Unruhen ihres Gatten durch ihren Rath und tröstet ihn durch ihr freundliches Benehmen. Er gibt sein Herz in ihre Hände und empfängt Beruhigung.

Noch einmal, glücklich ist der Mann eines solchen Weibes! Glücklich die Kinder, welche sie Mutter nennen werden!!

Die Reinlichkeit

ist dem Menschen so nothwendig, wie der Regen der Pflanze. Ebenso wie die Pflanze ohne Regen nicht gedeihen kann und verelenden muß, verdirbt der Mensch, wenn er sich nicht die-

ses besten und stärkendsten Mittels aller Mittel bedient. Dieses Kraftmittel kostet nicht einmal etwas und ist überall umsonst zu haben und dennoch wird es aber am wenigsten benützt von . . . . den Armen. An dem Unreinen aber, der das Wasser zu seiner Reinigung scheuet, erkennet man die Selbstschuld von seinem Verderben, erkennet man, wie dringend nothwendig es ist, daß die staatliche Ordnung ihre regierende Hand bis in das Innere der Wohnungen ihrer Unterthanen reichen lasse. — Reinheit des Körpers erweckt Gefühle zur Reinhaltung der Seele. Badeanstalten und Waschanstalten für Armen sind daher so nothwendig, wie Suppenanstalten und Religionslehre.

Der Sohn ernährt den Vater.

Martin ging zu einem Bauer, und hielt um eine Arbeit an, damit er sich etwas verdienen könnte. „Ich, sagte der Bauer, will dich zum Viehhüten annehmen, und dir, wenn du fleißig bist, zu essen und für den ganzen Sommer sechs Gulden geben." Ich will recht fleißig sein sagte Martin; aber ich bitte dich, gib mir an Geld gleich alle Wochen, was ich verdiene. Ich habe zu Hause einen armen Vater; diesen möchte ich gerne alle Wochen meinen Lohn geben. Der Bauer, dem diese kindliche Liebe über die Massen gefiel, willigte gern ein, und vermehrte noch gern den Lohn. Und der Sohn trug alle Samstage seine Kreuzer, und was er noch an Brod und Butter an seinem eigenen Munde absparen konnte, fleißig nach Hause.

Wie schön ist's, wenn ein Kind
Der Aeltern nicht vergißt,
Und stets für ihre Lieb'
Durch Gegenliebe dankbar ist.

Die Bettler in Paris.

Einer der Chefs in den Büreaux der Präfectur der Seine von Paris, Herr Fregier, hat ermittelt, daß in der Hauptstadt 63,000 Individuen von jedem Alter und verschiedenem Geschlechte nur allein von Bettelei und gaunerischem Betrug leben. Wie oft geschieht es, daß man auf der Straße von einem Blousemann von ehrlichem Aussehen angesprochen wird. Er schildert das Elend seiner Familie, er bittet nicht um Geld, nur um Brod. Man führet ihn zu einem Bäcker, und läßt dem vermeinten arbeitslosen Taglöhner einen Laib Brod im Gewichte von 6 Pfund reichen. Der Mann empfängt die Gabe mit Thränen im Blick und entfernt sich dankend. Aber nun lenkt er auch alsogleich seine Schritte nach der Schenke, verkauft das Geschenk um zehn Sous und versäuft, sich über den Geber lustig machend im Wein- und Branntwein die kaum erhaltenen paar Groschen. Und so und ähnlich geschieht es tausendmal im Tage. In ganz Frankreich leben sechs Millionen-Bettler, was ungefähr den sechsten Theil der Bevölkerung ausmacht. Unter Ludwig dem Vierzehnten gab es nach Voltair's Berechnung 40,000 Bettler in Paris. Unter Ludwig dem Fünfzehnten gab es deren nur 200,000 in ganz Frankreich. England ist noch schlimmer daran, trotz allen erdenklichen Anstrengungen kann es diese Plage nicht los werden. London zählt allein 100,000 Bettler, die prostituirten Frauenzimmer und Diebe ausgenommen. Irland besitzt an Armen drei Millionen. Mit Bettlern geplagt sind aber auch alle europäischen Länder. Deutschland zählt alle möglichen Versorgungsanstalten, und doch mußte es specielle Corps errichten, Gendarmen, Polizeisoldaten, welche beständig diese Landplage im Zaum halten müssen. Rom, Venedig, Neapel, Florenz, Madrid, sind mit Bettelvolk überfluthet. Ganze Horden von Bettler lagern an den Landstraßen und fordern mit dem Stock in der Hand oder mit der drohenden Faust ein Almosen. Die Stadtsergeanten aller Länder haben den Bettlern unbarmherzig den Krieg erklärt, doch gäbe es ein anderes Mittel, dieser Seuche vorzubeugen. **Man müßte an nützliche Beschäftigung denken und die schönen Worte des heiligen Pauls: „Der nicht arbeitet, soll auch nicht essen" in Anwendung bringen. In Frankreich gab es ein Mal einen königlichen Befehl, der so lautet: daß derjenige, welcher an einen Bettler Almosen verabreiche, fünfzig Livres Strafgeld zu erlegen habe.** F....

† Stille Größe.

Was ist Größe? Ist's mit Kronen spielen,
Blutig auf der Bahn der Helden gehn,
Nichts im Jammer der Verwüstung fühlen,
Sich nur in des Ruhmes Spiegel sehn?

Ist's die Weisheit, die den fernsten Sphären
Ihre Bahnen durch die Schöpfung weist,
Die, den Schöpfer selber zu belehren,
Mit ihm durch des Weltalls Wirbel kreist?

Ist's die Tugend, welche rasch entschlossen
Wegwirft dieses Lebens Augenblick,
Spottend der erbleichenden Genossen,
Mit der Erde kauft des Himmels Glück?

Ist das Größe, was sind dann die Sorgen,
Die die Hausfrau unbeachtet trägt,
Die in Mühen von dem frühsten Morgen
Bis zum Abend sich geschäftig regt;

Die, von großen Thaten streng geschieden,
Nie für sich, nur für die Ihren strebt!
Ohne je im Kleinsten zu ermüden
Tausend Pflichten in einander webt;

Die die Kinder unter ihrem Herzen
Unter still verborgnen Leiden nährt;
Der die Stunde ihrer Angst und Schmerzen
Nur den Eifer ihrer Liebe nährt;

Die, vom lauten Ruhm der Welt vergessen,
Lebt und stirbt für den geliebten Kreis; —
Wahrlich, soll' ich Menschengröße messen:
Gattin, Mutter, Dir gebührt der Preis!

† Einem jungen Freund in's Stammbuch.

Ein ernstes Wort für künft'ge Tage
Leg' ich in Dein Gedenkbuch ein:
Sei unermüdet, hoff' und wage
Für's Gute alles — treu und rein;
Dann wirst Du einst in jeder Lage
Ein edler Mann und Bürger sein:
Denn was wir wissen, was wir haben
Nur Andern weih'n — ist Gabe aller Gaben!
Denk', da die Jugend Dich umschwebet,
Daß sie der Wechsel bald entrafft;
Nur Der lebt, der in Andern lebet
Für Höh'res sinnt und wirkt und schafft;
Und vom Gemeinen tapfer sich erhebet
Für Tugend kühn und stark in Gottes Kraft —
Dann — ob wir altern und hinübergehen:
Wir dürfen hoffend vor dem Richter stehen!

Ermahnung.

Leidenschaft gleicht raschen Pferden,
Die leicht scheu und flüchtig werden.
Willst Du nicht gefährdet sein,
Lass' ihr nie die Zügel schießen!
Uebermaß bringt nie Gedeih'n;
Weisheit schränket beim Genießen
Stets auf's rechte Maaß sich ein.

Gieb!

Jeder will zwar nehmen; wenn man aber zu ihm sagt „gieb!" — dann hört er es nicht. Der Neid ist jetzt den Menschen so eigen geworden, die gegenseitige Mißgunst namentlich bei Handwerkern, Kaufleuten, Beamten u. dgl. m. so eingewurzelt, daß sie sich, nicht weil sie es selbst nothwendig hätten oder wünschten, sondern aus purer Lieblosigkeit ärgern, wenn einem Andern etwas Gutes wiederfährt. So gibt es nicht wenig wohlhabende Leute, die sich sogar ärgern, wenn sie einen Armen Brod und Freude empfangen sehen.

„Gieb!" Der heilige Dominikus verkaufte sogar seine Manuscripte, um zur Zeit einer Hungersnoth in Spanien von dem Erlös die Armen zu unterstützen. Er sagte: „Könnte ich in diesen todten Pergamenten studiren, wenn ich weiß daß Menschen vor Hunger sterben?" — Eine deutsche Fürstin war es, die einem armen Weibe mit einem Säugling begegnete, dem sie aus eigenem Hunger keine Nahrung mehr reichen konnte; die Fürstin, die daheim gerade auch einen Säugling hatte, reichte dem armen Kinde ihre eigene Brust. — Das heißt man geben, ohne daß die Linke weiß, was die Rechte thut. Auch heut zu Tage gibt man; aber nicht so uneigennützig. Durch ihren Uebermuth machen sich die Geber allzuoft den Schergen ähnlich, die den Gekreuzigten tränkten. Solche können mit nicht mehr Recht als diejenigen, die gar nichts geben, bitten: „Gieb!"

Lesefrüchte.

† Verlange nicht, daß sich der Gang der Natur nach deinem Sinn fügen solle, sondern richte deinen Sinn nach dem Gang der Natur; das ist die sicherste Mittel zu einer ununterbrochenen Zufriedenheit.

† Beneide die Großen und Glücklichern nicht. Zwar ragt der Kirchthurm über seine kleineren Nachbarn mächtig vor — allein ist er nicht dem Wind und Wetter auch am meisten ausgesetzt?

† Vergnüge dich ja nicht zu oft, sondern selten, sparsam und nicht zu viel, sondern mäßig, denn mit dem Vergnügen ist es, wie mit einer Blume von zartem Geruche, welchen man nicht zu stark einathmen muß, wenn man sich nicht betäuben will und auch ihr Duft dauern soll.

† Selbstbewußtwerden ist der große Zweck unseres Erdenlebens.

† Das Bewußtsein, Gutes gethan zu haben, ist die herrlichste Belohnung unseres Erdenwallens; es begleitet uns in eine frohe Ewigkeit, und das Gute, das wir thaten, lebt lange nach uns.

† Man veraltet mehr aus Trägheit, als durch Jahre.

† Nur die Religion kann durch die Dunkelheiten uns in das Thal der Ruh gewiß und glücklich leiten.

† Dem schlechten Menschen ist der Gute ein Gräuel, da ihn dieser jeden Augenblick an seine Verworfenheit erinnert. Mit Haß und Ingrimm umschleicht er daher den Rechtlichen, unter der Maske der Freundschaft, bis er den schwachen Augenblick erspäht, ihn packt und triumphirend zu sich in den Schlamm zieht.

† Willst Du eine gute That vollbringen, so frage nicht: welche Folgen wird sie für mich haben; sondern bist Du des edlen Beweggrundes bewußt, handle und überlasse das Andere dem Laufe der Dinge. Mißglückt nun Dein Beginnen und bleibe ohne die gewünschten Folgen, oder habe gar üble, so laß Dich's nicht grämen, Du hast das Deinige gethan.

„Was fürchten Sie?" fragte ein Religionsspötter einen Geistlichen. Dieser antwortete: „Ich fürchte Gott und nach ihm Diejenigen, die ihn nicht fürchten."

Danksagung.

Die arme unglückliche Wittwe des vom Blitze getödteten Kraushaar von Ruthweiler sagt den Bewohner der Stadt Cusel für die ihr von denselben gewordene gütige Unterstützung hiermit den tiefgefühltesten, innigsten Dank.

Warnung.

Ein junger Mensch von 16 Jahren ist vor einigen Tagen dahier von seiner Arbeit entlaufen, weil er des Samstags Abends die Stunde von 6 - 7 Uhr, wie an einem andern Wochentage arbeiten sollte, und hat statt der verlangten Arbeit vorgezogen gute Leute mit Betteln zu belästigen. Da der Arbeitsscheue eher Strafe denn Mitleid verdiente, so warnt man, überhaupt arbeitsfähigen Leuten mit Gaben, die zum Müßiggange verleiten, zu unterstützen.

☞ Die verehrl. Vorstände **sämmtlicher Zweigvereine** des St. Johannisvereins ersuchen wir, uns über Leben und Thätigkeit derselben gefälligst jeweilige Berichte zugehen zu lassen. Insbesondere wichtig ist die Veröffentlichung über Hebung und Befestigung des Familienlebens der Armen und Anleitung zu zweckmäßigen wirthschaftlichen Einrichtungen, — Anregung und Pflege des Ordnungssinnes, der Reinlichkeit, Sparsamkeit der Armen im Hause, — Mitwirkung und Beseitigung des Bettels, — die Einrichtung von Kosttischen und Suppen-Anstalten, von Wärmestuben und Kleiderspenden, — die Förderung des ordentlichen Schulbesuches der armen Kinder, die Herstellung von Beschäftigungsschulen für solche, von Rettungshäusern für verwahrloste Kinder, von Landwirthschulen für arme Knaben, — Unterbringung von armen Waisen, bei gesitteten Familien und der Knaben bei tüchtigen Gewerbsmeistern, — Kleinkinder-Verwahranstalten — Vorsorge für Blinde und Taubstumme, — Einrichtungen von Armen-Wohnungen, — Kranken-Vereine, — die Gründung von Sparladen, Unterstützungs-Kassen für Fabrik-Arbeiter und Gesellen, — die Lieske'schen Sparvereine Hilfs-Kassen.

Die Redaction.

Cuseler Fruchtpreis vom 14. Juli.

Der Centner Weizen 9 fl. 40 kr. Korn 8 fl. 13 kr. Spelz 6 fl. 38 kr. Gerste 6 fl. 41 kr. Hafer 5 fl. 43 kr. Erbsen — fl. — kr. Kartoffeln 2 fl. 28 kr. Ein Kornbrod **31** kr. Ochsenfleisch 12 kr, Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 8 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 3.

Freitag.

Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Der Armen-Freund.



1854.

den 21. Juli.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Friede und Ruhe in dem Herzen sind die sichersten Zeugen von gutem Wohlverhalten und treuer Pflichterfüllung. [St. Johannisvereins.

Friede.

Friedlich schlummernd ruht das Kindlein
In der lieben Mutter Schooß,
Wie ein Tropfen Thau, der milde
Sich gesenkt in's weiche Moos.

In dem klaren Tropfen spiegelt
Sich das Blau des Himmels — und
In des Kindes stillem Lächeln
Gibt sich auch ein Himmel kund.

Denn im treuen Schutz der Engel
Schläft das Kind und athmet kaum,
Wie die Rose leise athmet
In des Frühlings Wonnetraum.

Ja, die lieben Engel wiegten
Es in Schlummer sanft und süß,
Zeigen ihm in gold'nen Träumen
Seiner Unschuld Paradies.

Und so schläft im Grab da unten
Auch das Herz die lange Nacht,
Träumet von des Jenseits Sonne,
Träumt des Paradieses Pracht.

Und so oft's im Traume lächelt
Wie des Kindes Angesicht,
Grüßt hier oben auf dem Hügel
Eine Blume still das Licht.

Der St. Johannis-Verein

(Fortsetzung.)

Organisation.

§. 10. An der Spitze des St. Johannisvereins steht ein Central-Kapitel, welches von Sr. Majestät dem Könige zusammengesetzt wird. Dasselbe nimmt seinen Sitz in München und ist zugleich leitendes und selbstwirkendes Organ.

§. 11. Als leitendes Organ liegt ihm ob: a) die Verbindung des Centrums mit den Zweig- und Einzelvereinen auf dem im §. 4 vorgezeichnetem Wege aufrecht zu erhalten, die Jahresberichte dieser Vereine über ihre Wirksamkeit entgegen zu nehmen und die Ergebnisse der Thätigkeit des Gesammtvereins in gedrängter Darlegung an Seine Majestät den König alljährlich in Vorlage zu bringen; b) um den Kreis der Erfahrungen durch allseitige Kenntniß der Erfolg in dem Gebiete der Armen-Vorsorge zu erweitern, mit den Armen-Organen des Auslandes in Verkehr zu treten, und auf diesem Wege sich fortwährend von den dort bestehenden wirksamsten Anstalten, sowie von neuen Einrichtungen für wohlthätige Zwecke zu unterrichten; c) Vorschläge über die zu ergreifenden Maßregeln in den besonders wirksamen Arten der Wohlthätigkeit zu machen, und möglichst zu verbreiten; d) die Vermehrung der Zweigvereine und die Erweiterung der Central-Fonds des Vereins anzustreben; e) diejenigen Personen Seiner Majestät dem Könige zu benennen, welche durch Gründung von Zweigvereinen und durch sonstige hervorragende Thätigkeit für die Zwecke des St. Johannis-Vereins sich ausgezeichnet haben.

§. 12. Dem Central-Kapitel als selbstwirkendem Organe kommt zu: a) die Verwaltung des von Sr. Majestät dem Könige angewiesenen Fundations-Kapitals nach den Bestimmungen des Allerhöchsten Stifters, und der anfallenden Fondsmehrungen; b) die Einhebung der Renten hievon, sowie der Beiträge derjenigen Vereinsmitglieder, welche dieselben nach §. 7 Abs. 2 in die Kapitelskasse entrichten, dann die Verwaltung der dieser Kasse zufließenden Geschenke und Liebesspenden von Wohlthätern und Anstalten, die Kasseführung und öffentliche Rechnungs-Ablage hierüber; c) die zweckgemäße Verwendung der Vereinseinkünfte, insbesondere durch Gewährung thätiger Aushilfe und besonderer Unterstützung an Zweigvereine, wo diese Noth thut, insoweit die Mittel hiezu in der Central-Kasse gegeben sind.

§. 13. Jedem Zweigvereine ist gestattet: 1) im Einklange mit gegenwärtigen Grundbestimmungen nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse und Bedürfnisse Satzungen festzustellen, 2) sich innerhalb seiner satzungsmäßigen Grenzen frei zu bewegen, sein Vermögen ausschließend zu verwalten und die Einkünfte nach den lokalen Bedürfnissen zu verwenden, sowie 3) aus seiner Mitte die Vereinsorgane zu wählen.

§. 14. Den Letzteren liegt ob: 1) die innere Organisation und Leitung der Thätigkeit des Zweigvereins für die Gesammtheit der Wohlthätigkeitszwecke in der den örtlichen Verhältnissen entsprechendsten Weise; 2) die Verwaltung des besonderen Vereinsvermögens, die Vereinnahmung und Ver-

wendung der Vereinseinkünfte für die Armenzwecke, die Kasse- und Rechnungsführer hierüber; 3) alljährlich einen Bericht über die Ergebnisse der Vereinsthätigkeit an das Centralkapitel zu erstatten, und auch außerdem von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Stande der Armuth an dasselbe gelangen zu lassen, damit dieses immer in Kenntniß der Verhältnisse bleibe, welche seine Fürsorge zu umfassen hat.

§. 15. Im Falle des Bedarfes haben die Zweigvereine den Rath und die Unterstützung des Centralkapitels nachzusuchen.

§. 16. Eine der wesentlichsten Bedingungen für rechtzeitige und angemessene Hilfe ist die stete Kenntniß der vorhandenen Hilfsbedürftigen und der Ursachen ihrer Armuth oder zunehmenden Verarmung. Die Vereins-Organe haben daher für Bildung kleinerer Pflegbezirke und Aufstellung von Pflegern zu sorgen, welche selbst unterstützt von andern menschenfreundlich gesinnten Vereinsmitgliedern die Armen in ihren Wohnungen aufsuchen und durch den persönlichen Verkehr mit selben nicht nur die wahren Zustände und die bemessendsten Mittel der Linderung ohne Beseitigung der Noth erforschen, sondern auch durch Wort und That moralischen Einfluß und Beistand üben, wobei insbesondere sich der thätigsten Mitwirkung der Geistlichen zu versichern ist. Es versteht sich von selbst, daß, wo schon solche Einrichtungen von Pflege-Bezirken bestehen, diese in ihrer Wirksamkeit nicht zu stören, sondern nur in die Organisation des Gesammtvereins mit aufzunehmen sind und das föderndste und freundlichste Verhältniß mit ihnen zu unterhalten ist.

§. 17. Auch haben die Vereins-Organe mit den öffentlichen Armenpflege in möglichst vertrautes Benehmen zu treten, diesen die gemachten Erfahrungen und gewährten Unterstützungen mitzutheilen, und ihre Mitwirkung erforderlichen Falles in Anspruch zu nehmen.

I. Versorgung der Armen.

Hat sich nach vorstehenden Grundbestimmungen in einem Orte ein Zweigverein der St. Johannesstiftung constituirt, so dürften nachstehende Vorschläge Beachtung finden:

1) Man versorge die Armen eines jeden Ortes im Orte selbst und aus den eigenen Mitteln der Einwohner, ohne benachbarten Orten beschwerlich zu fallen. Nur zu oft hört man die Aeußerung von den Einwohnern eines Ortes, daß sie gerne für ihre Orts-Armen sorgen wollten, wenn nicht auch Auswärtigen sie belästigten.

2) Man betrachte alle Armen eines Ortes als eine, durch gegenseitige Noth und gemeinschaftliche Bedürfnisse verbundene, Gesellschaft, als eine, zu gemeinschaftlichen Zwecken errichtetes Institut und suche den Geist der Eintracht und Liebe unter ihnen zu wecken und zu erhalten. Auch die Armen unter sich, müssen sich daher unterstützen und helfen, wo sie nur können, und es durch die That beweisen, daß man auch bei Mangel an irdischen Gütern ein Menschenfreund sein kann. Unendlich viel ist gewonnen, wenn man den Geist der Liebe in diesem Institute erhalten kann. Dann ist nicht Neid und Mißgunst, die auch hier so oft sich zeigt, die Folge, wenn das Eine, weil es mehr bedarf, auch mehr erhält, als das Andere, dann wird es leicht werden, alte und kranke Arme durch die eigenen Mitglieder der Gesellschaft verpflegen zu lassen und diesen selbst dadurch wieder Beschäftigung und Verdienst zuzuweisen.

3) Man wähle in jedem Orte einige oder mehrere Armenpfleger, denen die unmittelbare Aufsicht über die Armen obliegt. Sie müssen aus den redlichsten, unbescholtendsten und vermögendern Einwohnern genommen werden und stehen unter dem in dem Kantonshauptorte bestehenden Comitee.

4) Diese Armenpfleger stellen eine Liste über alle Armen ihres Ortes auf, erkundigen sich nach ihren Verhältnissen und Bedürfnissen und ordnen sie dann nach ihren Klassen der a. **arbeitsfähigen**, b. **arbeitsunfähigen und** c. **gebrechlichen und kranken Armen**.

5) Man errichte in jeder Gemeinde eine Ortsarmenkasse, deren Verwaltung unter der Aufsicht des Cantonal-Comitees den Armenpfleger obliegt. Diese Kasse wird gebildet aus freiwilligen monatlichen Beiträgen theils an Geld, theils an Naturalien, die durch halbjährige Subscription von den Gebern selbst festgesetzt werden und überhaupt aus den in §. 6 und 7 der Statuten bezeichneten Mitteln.

(Fortsetzung folgt.)

Mitleid.

Wie der Frühling die Blumen hervorbringt und blühen läßt, wie der Sommer eine glückliche Ernte gibt, so ergießet das Mitleid seine Wohlthaten über die Unglücklichen.

Derjenige, welcher Mitleid hat mit einem Andern eröffnet sich die nämliche Quelle; der Gefühllose verdient sie nicht.

Der Schlächter sieht ohne Mitleid das Blut des Lammes fließen, und der Unmensch wird durch das Elend eines Andern nicht gerührt.

Aber die Thränen eines fühlenden Herzens sind wie der Thau, der aus dem Schooße des Frühlings fällt.

Verschließe dein Ohr nicht vor dem Geschrei des Armen und verhärte dein Herz nicht gegen das Unglück der Unschuld.

Wenn die Waisen dich um Hülfe bitten, wenn die Wittwe im Uebermaße ihres Schmerzens zu dir Zuflucht nimmt, so sei gefühlvoll für ihre Noth; fliege jenen zu Hülfe, die ohne Unterstützung sind.

Siehest du deines Gleichen nackt, vor Kälte zittern und ohne Schutz; o so möge das Mitleid dein Herz erwärmen; o so mögen die Flügel der Liebe den Unglücklichen bedecken und sein Leben erhalten, damit deine eigene Seele leben könne.

Wenn der dürftige Kranke seufzet auf seinem traurigen Lager; wenn der Unglückliche im Kerker verschmachtet, oder wenn weiße Haare deinen Beistand erflehen, wie kannst du dich losreißen von entbehrlichen Vergnügungen, ohne an die Bedürfnisse des Elenden dich zu erinnern.

Der Mangel an Pflichtgefühl.

„Die mit den Friedensjahren 1815 Hand in Hand gehende außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung hat neben andern Folgen auch die Ueberfüllung aller Berufsarten mit sich gebracht. Wo eine Stelle, ein Amt u. s. w. frei wird, sei es im Staate oder bei Fabrikherren und Kaufleuten, wie auch im Gemeinde-Wesen, so wird eine wahre Jagd darauf gemacht. Schaarenweise drängen sich die Bewerber, oft ihrer zehn bis fünfzig, um eine Stelle, während doch nur Einer oder Wenige erlangt werden. Sehr fabelhaft klingt die Zahl der Kandidaten, die noch in jüngster Zeit sich um sehr bescheidene öffentliche Stellen beworben haben und ohne Zweifel wird dadurch den Behörden die Wahl erschwert. Diese Thatsachen, und daß viele Eltern sorgenvoll sich umsehen, um für ihre Kinder einen Beruf zu wählen, der nicht sehr übersetzt ist, sind zu augenscheinlich, als daß man nöthig hätte, solche zu beweisen. Dennoch gibt es eine Klasse von Menschen, die noch nicht übersetzt ist, die — in welchem Berufe es auch sei — sicher ist, mit Ehren zu bestehen und ihr Auskommen zu finden, eine Klasse, für die wir unsere Kinder mit äußerstem Nachdrucke sollten vorbereiten helfen!

Diese Klasse derjenigen jungen oder älteren Leute nämlich, die in jeder Anstellung oder irgendwie jedem Dienste ihre Aufgabe mit Fleiß und Treue so verrichten, daß die Behörden nicht ein wachsames Auge auf sie haben müssen, daß ihr Brodherr mit dem Bewußtsein sie allein lassen kann, seine Geschäfte werden eben so gut besorgt, als wenn er stets gegenwärtig sei. Die Hand aufs Herz, ihr Menschen alle, die ihr mit mehr oder weniger Leute eure Geschäfte betreiben müßet, findet ihr die Zahl solcher Leute übersetzt?! Müßt ihr nicht anerkennen, daß solche Gehülfen auch in dem kleinsten Geschäfte euch doppelt, ja öfters unersetzlich werth sind? Wo wir hinblicken und Brodherren sehen, die in Verhältnissen mit Dienstpersonalien stehen, finden wir Klagen, geheimes oder offenes Entgegenwirken und die allgemeine Klage, daß Verdruß und oft noch weit mehr mit der Nothwendigkeit, ein Personal zu halten, verbunden sei; ja eigene, oft vorkommende, traurige Erfahrungen haben zur Lehre, auch zur Warnung uns gezeigt, daß vielfältig die freundschaftlichste Behandlung, die aufopfernste Lehre und Unterstützung nicht vor Schaden und Bitterkeit hat schützen können. Es hat sich geschichtlich dargethan, daß man einzelne Familien, mit zahlreichen Gliedern, die weder Sand noch Land, noch Obdach hatten, um ihre Häupter hinzulegen, von der Straße aufgerafft hat, vom Hungertod gerettet, von dem Bettelstab, dem sie verfallen wären, hervorgehoben, daß man ihnen Kleider auf den Leib geschafft, das Leben gefristet und noch mehr unzählige, uneigennützige, edelmüthige Handlungen hat angedeihen lassen. — Was waren die Folgen solcher Bemühungen? Nur keinen Dank erwartet; denn Derjenige, welcher bei Erweisung einer Wohlthat schon darauf dachte, wie ihm solche vergolten würde, der ist im Voraus betrogen. Ein altes Sprichwort sagt ja auch: „Undank ist der Weltlohn." Doch dies ist sehr leicht zu übersehen, wenn nicht auch noch Grobheiten, Verfolgung und gemeines Wesen im Gefolge sind.

Beispiele haben erwiesen, wie man sich selbst am eigenen Herde eine Schlange nährte und seinen zärtlichen Menschelmörder im Hause erzogen hat. Es erinnert hier unwillkührlich an eine geschichtliche Thatsache aus den Zeiten Ludwig des XIV. König in Frankreich. Es war nämlich damals streng untersagt, bei Strafe von 100 Franks, ohne Wissen des Gerichtshofes einen Verbrecher von der Stätte zu entfernen, wo er körperlich hingerichtet wurde. Es ereignete sich der Fall, daß ein junger Arzt seine Kunst auf besondere Weise handgreiflich entwickeln wollte. Er bediente sich dazu eines durch Urtheil zum Radbruche verfallenen Opfers. Nachdem die Vollstreckung vorüber war, nahm der Arzt, so schnell es die Umstände zuließen, den Körper von der Richtstätte weg, und brachte ihn durch natürliche künstliche Mittel wieder in's Leben zurück. Der Verbrecher, unbewußt, wie und was mit ihm geschehen war, ward von der Art und Weise seiner Wiederbelebung belehrt: — Und was hat er daraufhin seinem Lebensretter gethan? Er wußte, daß derjenige, welcher bei der Behörde anzeige, wer des Verbrechers hingerichteten Körper heimlich von der Richtstätte entfernt habe, von den 100 Franken Strafe die Hälfte, also 50 Franken zur Belohnung erhalte. Als ein der Menschheit verfallenes Wesen, ging der Verbrecher hin, zeigte seinen Retter der That an, ihn (seinen Körper) vom Richtplatz gestohlen zu haben und für diese Aussage verlange er die 50 Franken Belohnung. Das Gericht ließ den Arzt vorladen und vernehmen, und wurde dadurch über den Hergang der Sache belehrt. Empört ob solch teuflischer Entartung des Menschengeschlechtes, erklärte es, es sei nicht fähig, hier eine Entscheidung zu geben, die Menschheit möge hier als Richter sprechen. Es geschah denn, daß der Verbrecher abermals gerichtet wurde; allein Niemanden mehr gelüstete es, sich wiederholt seines Körpers zu bemächtigen. — Ohne Zweifel werden die Brodherren, die nicht glücklicher sind, wie hier beispielsweise erwähnt ist, mit uns anerkennen, daß die Zahl der gewissenhaft braven, wahrhaft treuen und brauchbaren Arbeiter in keinem Falle übersetzt sei. Wo fehlt es aber, fragen wir, wo fehlt es, daß in einer Zeit, wo zu allen Berufsarten ein so großer Zudrang ist, jene Behauptung ganz ohne Widerspruch aufgestellt werden kann? Diese Frage, glauben Manche, sei schwer zu beantworten, wir glauben beziehungsweise auch nicht. **Tüchtige häusliche Erziehung und frühes Gewöhnen an Gehorchen und Pflichtgefühl** werden viel helfen, jenem frühreifen, anmaßenden frechen Wesen entgegen zu treten, dem nur aufgeblasene, unwissende Leute sich überlassen. Bisher hat man sich schon sehr und vielfach daran gewöhnt, in jedem sechszehnjährigen Knaben, der mit einer Cigarre auftritt, einen — Herr zu erblicken. Nicht allein das? Die Affenliebe und Schwäche der Eltern geht öfter so weit, daß sie in dem dünkelvollen halbreifen Jüngling schon vermeinen, den Herrn im Hause zu sehen, und kommen ihm mit einfältig knechtischer Demuth entgegen, um mit Bescheid zu fragen, ob sie (die Eltern) dieß oder jenes, so und so thun dürfen? So jetzt, und wie anders früher:

„Vor Zeiten da wurden die Eltern geehrt,
„Ihnen oft von den Kindern viel Freude bescheert!
„Jetzt darbt mancher Vater, hat Sorgen und schwitzt,
„Indeß sein Herr Sohn bei dem Bierglase sitzt."

Wie kann geholfen werden, wenn es an den ersten Grundlagen, an ehrbarer Bescheidenheit und Kenntnissen fehlt, an dem ernsten Willen und der Ueberzeugung, daß man Etwas lernen und gehorchen müsse? **Gemeinnützige Männer und Vereine haben ein weites Feld vor sich, um darauf thätig zu sein,** vor allem aber die Lehrer und jeder wohlmeinende Mann im eigenen engeren Kreise, nur im Hause keiner Hambelmanniade gegen die Kinder sich bloß zu geben. Hier ist der wunde Fleck, hier muß mit vollem Ernste und ohne Nachsicht geholfen werden.

Wohlthätigkeit.

Es verdient auch in dem weiteren Kreise bekannt zu werden, was jüngst ein Bürger der Stadt Basel, bewegt von barmherziger Liebe **für die Noth der Armen** in dieser harten Zeit, gethan hat. Ein hundert tausend Franken ist die Summe Geldes, welche er der Staatskanzlei zustellen ließ, damit die ärmere Einwohnerschaft mit wohlfeilerem Brode versehen werde. Merian Burkhardt ist der Name des edlen Gebers, den die Armen in gesegneten Andenken bewahren werden. Das Brod sollen die Armen, die arbeiten können, nicht umsonst haben; sie sollen's redlich verdienen mit ihren Händen im Schweiße des Angesichts. Wenn aber der Preis des Brodes in keinem Verhältnisse steht zum Lohne der Arbeit, und wenn solches Mißverhältniß durch die Hand der barmherzigen Liebe ausgeglichen wird, so ist das eine Hülfe in der Noth, welche ihrem Zwecke vollkommen entspricht, und aller Anerkennung werth ist. Dem edlen Menschenfreund sind sofort mehrere edelgesinnte Reiche gefolgt, so die HH. Jakob Lindenmeier mit 25,000 Fr., Iselin-Reichenstein mit 22,000 Fr., alt-Oberst Friedrich Maienrock mit 20,000 Fr., Bürgi-Wüst mit 25,000 Fr., Hieronymus Mähli-Stehlin mit 23,000 Fr. und Friedrich Häusler mit 30,000 Gulden in badischen Staatsobligationen.

Tugend.

Durch Paläste gelangt man zum Ruhm,
Ueber die Märkte zum Eigenthum.
Aber zur Tugend können die Frommen,
Nur allein durch die Wüste kommen.

Danklied,
als nach dem besorgnißerregenden Regen die erwünschte Erntewitterung eintrat.

Rühmet, preiset mit mir, Alle,
Die ihr frommen Herzens seid,
Unsern Gott mit Jubelschalle,
Der zum Helfen stets bereit,
Das, was unser Herz begehrte
Uns so liebevoll gewährte.

Als zu ihm wir riefen Alle,
Vater, laß es doch gescheh'n,
Daß kein Regen jetzt mehr falle,
Hört' er gnädig unser Fleh'n,
Und verschloß des Himmels Schleußen,
Wofür Ihn wir dankbar preißen.

Seinem Winke folgt die Sonne
An dem blauen Himmelszelt
Und erfüllet uns mit Wonne,
Weil sie reift die Frucht im Feld,
Die wir nun schon können schneiden
Und ein neues Brod bereiten.

So zeigt Gott auf's Neue wieder,
Wie er unser Vater sei;
Wie er stets durch seine Güte
Wenn es Zeit ist, uns erfreu',
Und daß Alles er wird geben,
Was uns nützet für das Leben.

Nun, so wollen wir ihm danken,
Der so gütig für uns denkt!
Nie vor Ihm im Glauben wanken,
Der da Alles herrlich lenkt.
Ihm sei unser Herz geweihet,
Der uns jetzt so hoch erfreuet.

Wollen Ihn mit Liebe ehren,
Der so väterlich uns liebt
Der des Nächsten Wohl zu mehren,
Uns, wenn's Zeit ist, reichlich gibt:
Ihn woll'n wir im ganzen Leben
Loben, preisen und erheben.

Lesefrüchte.

† Im Uebermaaß seiner Festigkeit und seines Glückes, kann der Mann leichtsinnig über die Tröstungen denken, welche sich von einer höheren Macht auf die Menschheit herabsenken; dagegen aber fühlen diejenigen, welche am öftersten ihren Werth erprobt haben, gerade am innigsten die Verehrung, welche ihnen gebührt.

† Vergeßt nicht, daß die Geduld alle Lasten des Lebens am Ende leichter trägt, als die nimmer satte Begierde nach den Freuden des Lebens, und daß man durch einen festen Willen sogar dem strengsten Schicksal eine Art von Glück abdingen kann.

† Ein gutes Gewissen ist besser als zwei Zeugen. Es verzehrt Deinen Kummer, wie die Sonne das Eis. Es ist ein Brunnen, wenn dich dürstet, ein Stab, wenn du sinkest, ein Schirm, wenn dich die Sonne sticht, ein Ruhekissen im Tode. Die Gewissensruhe ist ein Schatz, den uns keine Motte fressen, kein Dieb stehlen, keine Fluth wegschwemmen, kein Hagel zerstören, kein Feuer verschlingen, kein Lügenmund rauben kann.

† Die Liebe ist der sanfteste und beste Lehrer der Moral. Sie mäßigt alle Leidenschaften, diejenigen ausgenommen, die sie einflößt; sie verbessert Laster und auffallende Angewohnheiten; sie schmilzt das Herz um und bildet das Aeußere; und, sollte man es glauben? sie hält die Eigenliebe im Zaum.

† Auch das Herz hat sein Gehör. Der wahrhafte Gefühlvolle vernimmt auch das Weinen ohne Thränen seines mit Kümmernissen kämpfenden Mitbruders.

† Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben. Der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand. Die Vorsehung leitet uns. Der zweite: wir gehen mit Ehren unter. — — Gott wird helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Gränzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, Er schickt nicht mehr, als wir tragen können. — — Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gemüths und reine Zuversicht geben können. — — Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust und er wird noch immer Ursache zur Freude haben.

Kn. Louise von Preußen, 1807.

☞ Die verehrl. Vorstände **sämmtlicher Zweigvereine** des St. Johannisvereins ersuchen wir, uns über Leben und Thätigkeit derselben gefälligst jeweilige Berichte zugehen zu lassen. Insbesondere wichtig ist die Veröffentlichung über Hebung und Befestigung des Familienlebens der Armen und Anleitung zu zweckmäßigen wirthschaftlichen Einrichtungen, — Anregung und Pflege des Ordnungssinnes, der Reinlichkeit, Sparsamkeit der Armen im Hause, — Mitwirkung zur Beseitigung des Bettels, — die Einrichtung von Kosttischen und Suppen-Anstalten, von Wärmestuben und Kleiderspenden, — die Förderung des ordentlichen Schulbesuches der armen Kinder, die Herstellung von Beschäftigungsschulen für solche, von Rettungshäusern für verwahrloste Kinder, von Landwirthschulen für arme Knaben, — Unterbringung von armen Waisen, bei gesitteten Familien und der Knaben bei tüchtigen Gewerbsmeistern, — Kleinkinder-Verwahranstalten — Vorsorge für Blinde und Taubstumme, — Einrichtungen von Armen Wohnungen, — Kranken-Vereine, — die Gründung von Sparladen, Unterstützungs-Kassen für Fabrik-Arbeiter und Gesellen, — die Liedke'schen Sparvereine Hilfs-Kassen.

Die Redaction.

Euseler Fruchtpreis vom 21. Juli.

Der Centner Weizen 8 fl. 50 kr. Korn 8 fl. 18 kr. Spelz 6 fl. 13 kr. Sommergeeste 6 fl. 35 kr. Wintergeeste 6 fl. 18 kr. Hafer 5 fl. 19 kr. Erbsen 5 fl. 50 kr. Kartoffeln — fl. — kr. Ein Kornbrod 31 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 8 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 4. Freitag. 1854. den 28. Juli.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins" vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 30 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußeren Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Der wahre Menschenfreund ist unter seinen so tausendfach leidenden Mitmenschen ein Bote des Himmels, um im Namen der liebenden Gottheit Hilfe und Trost zu bringen in die Hütten des Unglücks und des Jammers. [St. Johannisvereins.

Der St. Johannisverein.

Dort wo Gomorrha einst zu Grab gegangen
Und Sodom spurlos von der Erde schwand,
Dort sieht man an des todten Meeres Strand
Des Sodomsapfelbaumes Früchte prangen.

Doch will der Wandrer nach den Aepfeln langen,
Die er entzückt nach vielem Schmachten fand:
Ach, da zerplatzen sie ihm in der Hand,
Und Haut und Fasern hält er nur umfangen.

O du, Verein des Sankt Johannes! Rein,
Du wirst dem Sodomsapfelbaum nicht gleichen
Mit seiner Früchte inhaltslosem Schein.

Ein rechter Königsbaum wirst du einst sein,
Du wirst dem Wandrer unter deinen Zweigen
Des Geistes und des Leibes Nahrung reichen! —

L. Maurer.

Der St. Johannis-Verein

(Fortsetzung.)

A) Beschäftigung der arbeitsfähigen Armen.

Die Arbeit ist der Zweck des Erdenlebens!
Dem Fleiße bleibt der Sünde Lockung fern!
Und nur, wenn meine Zeit mir nicht vergebens
Entfloh, ich sie benutze treu und gern;
Dann kann getrost ich an des Grabes Rand
Befehlen betend mich in Gottes Hand.

Die Klasse der arbeitsfähigen Armen ist unstreitig am schwersten zu versorgen. Ihrer sind gewöhnlich zu Viele; sie sind zu sehr an den Müßiggang gewöhnt, sonst würden sie sich größtentheils ohne fremde Beihülfe ernähren können; sie haben zu viele Bedürfnisse und oft auch zu viele Ausflüchte, ihre Faulheit zu entschuldigen, unter dem Vorwande, die Arbeit nicht vertragen zu können. Wer arbeiten will und kann und redlich arbeitet, dem fehlt es nur selten an nothdürftigem Erwerb. Indessen haben sie die wohlthätigen Folgen eines geregelten Fleißes nur einmal durch die Erfahrung empfunden, so bekommen sie auch Sinn dafür und arbeiten dann um so eifriger. Viele Menschen, besonders unter den ungebildeteren, sind auch im erwachsenen Alter noch wie Kinder zu betrachten; sich selbst überlassen, gerathen sie auf allerlei Abwege; werden sie dagegen nur einigermaßen geleitet und zu einer nützlichen Thätigkeit ermuntert, so sind sie sparsam und fleißig und ernähren sich redlich. Daher erkundige sich der Armenpfleger

1) nach denjenigen Arbeiten und Verrichtungen, in welchen die noch arbeitsfähigen Armen am meisten geübt sind, welche ihnen am leichtesten werden, zu welchen sie etwa die nöthigsten Werkzeuge haben und welche sie in Absicht auf ihre Kräfte und Gesundheit am besten verrichten können.

2) Nun verwende er mit Genehmigung des Kantonal-Comitees eine verhältnißmäßige Summe aus der Ortsarmenkasse zum Ankaufe der, nach den obigen Untersuchungen für nöthig und nützlich erachteten Materialien, Stoffe und Werkzeuge zur Arbeit. Am meisten mögen sich dazu folgende Arbeiten eignen: Das Hecheln und Spinnen des Flachses und Hanfs, das Spinnen und Stricken der Wolle, das Verfertigen der Besen, der Bürsten, der Körbe, der Siebe, das Schnitzen hölzerner Gabeln, Löffel, Schüsseln, Teller, Schaufeln, Rechen, hölzerner Schuhe, das Verfertigen von Zündhölzchen, Stiefelwichse, das Fällen des Holzes, das Sammeln von nützlichen Kräutern, ja, sogar zur Seidenzucht könnten solche Arme, bei gehöriger Anleitung beschäftigt werden. U. s. w. zu allen Arbeiten, bei denen keine so große Auslagen und keine großen Anstrengungen nothwendig sind, worauf hier vorzüglich gesehen werden muß.

Eine der schönsten, nützlichsten und würdigsten Beschäftigungen, besonders für schon in höheren Jahren stehende, aber noch gesunde Arme, z. B. alte Männer, Wittwen u. s. w., die sonst nicht mehr arbeiten können, wäre gewiß die Aufsicht über die kleinern, noch nicht schulpflichtigen Kinder des Ortes, und ich wundere mich, daß man, meines Wissens, noch nirgends achtbare, alte Arme eben so angenehm als nützlich zu beschäftigen gesucht hat. Im Winter könnte man dazu eine besondere Stube miethen, und im Sommer einen freien, gefahrlosen Spielplatz bestimmen, und es stünde den Eltern frei, ob sie ihre Kinder dahin geben wollten oder nicht. Gewiß würde eine solche Einrichtung den meisten Landleuten, besonders im Sommer, sehr willkommen sein und gerne eine Kleinigkeit für Bemühung des Aufsehers hingeben.

Ebenso könnte man einzelnen Armen die Pflege und Aufwartung bei kranken Armen anvertrauen.

3) Der Armenpfleger versieht Jeden mit der für ihn passendsten Arbeit und den hiezu nöthigen Materialien. Sind diese verarbeitet, so bringt sie der Unterstützte zurück und empfängt seinen Lohn und wieder neue Arbeit. Der Lohn muß das nämliche betragen, was in der Gegend für die nämliche Arbeit bezahlt wird und jedesmal pünktlich verabreicht werden, damit der Arme sicher darauf rechnen kann.

(In Cusel fiel in dem vergangenen Winter ein armer Weber aus Hunger von seinem Webstuhle; hätte aber dieser Arme im Dienste einer so geregelten Arbeitsanstalt gestanden, dann hätte er sich wohl hinlänglich ernähren können.)

4) Ist eine gehörige Anzahl verfertigter Arbeiten vorhanden, so werden sie an die Meistbietenden verkauft oder versteigert, oder auf die beste Art zu Geld gemacht und der Erlös zum Ankaufe neuer Arbeitsstoffe verwendet u. s. w.

Wird dieser Vorschlag mit Eifer und Pünktlichkeit befolgt, werden die Armen gehörig zur Thätigkeit ermuntert, so wird es überall möglich sein, die arbeitsfähigen Armen zu beschäftigen und durch eigene Arbeit zu ernähren und man wird die großen Kosten, welche die Errichtung eigener Arbeitshäuser verursacht, theils ersparen, theils zum Ankaufe roher Stoffe, theils auch zur Unterstützung der zur Arbeit unfähigen Armen besser anwenden können. In größeren Orten kann man wohl auch wegen Ersparung des im Winter nöthigen Feuers und Lichts, eigene Arbeitsstuben errichten, wo die Armen zusammen arbeiten. Da müßte dann dem Rechtschaffensten die Aufsicht über die andern übertragen werden. Jedoch ist immer das Arbeiten in den eigenen Wohnungen vorzuziehen.

(Schluß folgt.)

Die goldene Mittelstraße.

Die Thorheit lebt in Extremen. Der Weise geht die goldene Mittelstraße. Zu wenig und zu viel, sagt das Sprüchwort, verdirbt das Spiel. Man muß Andern ergeben sein, damit sie uns zur andern Zeit wieder ergeben sind. Wenn Stolze und Hochmüthige gestürzt werden, so werden sie gespottet, von solchen, über welche sie in den Tagen des Glücks mit Verachtung hinweggesehen haben. Mäßigung im Glücke, Muth im Unglücke bezeichnen den edlen Mann in jedem Rock. Verzweiflung in schweren Tagen, Uebermuth im Sonnenglanz des Glückes sind Extreme. Ein schweres Leiden ist die Stiefmutter der Tugend. Es gibt, zur Ehre der Menschheit gesagt, Menschen, die sich vergessen, nur für Andere leben, obschon diese nur den Eigennutz, nicht die Person des Wohlthäters suchen.

Menschen, die mit vollen Händen austheilen, werden am meisten besucht und gesucht. Unter diesen Besuchen befinden sich Viele, die wie Katzen nur um den Bissen miauen, nicht aber um die Person. Leihe nicht Jedem dein Wort, deinen Arm, deine Feder. Dahin gehört die Freigebigkeit mit Lob, mit guten Zeugnissen, mit Empfehlungen gegen Personen, bei denen es sich nachher herausstellt, daß man sie überschätzt hat. Die Liebe, allen Menschen zu nützen, hat schon Manchen arm gemacht durch Bürgschaftstehen. Der Mensch kann höchstens für seinen Willen gut stehen, niemals aber für eine fremde Gesinnung. Bezüglich auf die Wohlthätigkeit Anderer gegen uns wäre als Extrem, von Andern gar nichts sich anbieten zu lassen oder beständig Andern zur Last fallen. Lasse dir die Pflicht der Dankbarkeit von Andern auflegen, aber laß dich nicht binden und von ihrer Gnade abhängig machen. Nie nach dem Willen der Andern leben und immer nur thun, wie und was andere wollen, sind Extreme, die von selbst klar werden, wenn man sie auch nur oberflächlich behandelt und ansieht. Weder nahe Verwandtschaft, noch Freundschaft und Verbindungen können uns verpflichten, den Mitmenschen unser Herz und unsern Willen ohne alle Ausnahme zu schenken. Eine solche Hingebung ohne alle Ausnahme liegt weder in den Gesetzen der Moral, noch in den Regeln der Klugheit. Jeder Mensch hat ein Heiligthum, dessen Innerstes nur mit ihm und keinem Zweiten bekannt sein soll. Jeder Mensch behält immer noch in seinem Herzen ein geheimes Kabinet vor, in welchem er allein Fürst, Minister und Secretär ist. Schon Ovid sagt: „So lange ich glücklich war, zählte ich Freunde dem Dutzend nach; als die Wolken sich verfinsterten, so stand ich allein.“ Dieses Trauerlied über die Seltenheit erprobter Freunde wird heute noch gesungen. Betrachten wir ferner, daß ein falscher Freund — und ein wirklicher Freund — der aber die Fahne wechselt — mehr schaden, als offene Feinde: so werden wir nicht erschrecken vor dem Satz: „Vertraue den Freunden heute so, als ob sie morgen deine Feinde würden.“ Die Erfahrung gibt hier Zeugniß, daß dieser Satz nicht zu hart ist. Durch Wunden und Thränen ist obige Wahrheit gerechtfertigt und bestätigt. Trau so, daß der, dem du trauest, dir niemals schaden kann, wenn er morgen seine Farbe ändert. Die Fledermaus gibt sich für einen Vogel aus — bei den Vögeln; für eine Maus — bei den Mäusen. Dieser Fledermaus gleichen sehr viele Menschen.

Entzweite Gemüther versöhnen, sagt die Moral, sei ein Werk, dessen sich die Engel freuen. Aber auf Kosten eines Dritten! Was sagt die Klugheit zur Vereinigung eines Herodes und Pilatus auf Kosten Dessen, welcher der Edelste ist? Wenn zwei sich raufen, so gehen dem, welcher sich in den Streit mischt, die Haare aus, sagen viele Beispiele im Leben, aus dem ich diese Lehre entlehne. Hüte dich daher ganz besonders, Denjenigen, welche leicht Ueberläufer werden können, die Waffen gegen dich in die Hand zu geben. Unendlich zahlreich sind die Wege, uns zu schaden, unendlich stark die Lockungen zum Uebergang von einem Regiment zum andern Regiment bei unseren Gegenfüßlern. Der die Menschen am besten kennt, sagt: „Ich will keine Ehre von Menschenkindern, denn ich weiß, was in ihnen ist.“ — Jeder Stand hat seinen Pöbel. Halte alle Menschen für gut, glaube es gerne, aber laß es nie darauf ankommen. Die Verschwiegenheit hat den sichersten Preis. Der wird nie reden, welcher nicht gelernt zu schweigen. Mache dich immer mehr bekannt mit den drei Grazien: Weisheit, Geduld und Verschwiegenheit. Deinen Feinden hingegen halte immer die Thüre der Höflichkeit, der Artigkeit der Versöhnung offen. Verschließ dein Herz der Rache, denn sie entstellt Würde und bringt oft Reue. Zeige deinen Feinden, daß du großmüthiger bist, als sie; hüte dich aber vor einer Lage deren Linderung von der Großmuth deiner Feinde abhängt. Virtus etiam in hoste laudanda. Lobe das Gute auch an deinem Feinde und betrachte ihn vom Standpunkt des Nutzens aus, den die Feinde uns, ohne es zu wollen und zu wissen, gewähren. Um die goldene Mittelstraße zu finden, so schau in allen Dingen auf das Ende. Der Wahn ist kurz, aber die Reue ist lang. Die Mittelstraße in unsern Handlungen und das Gleichgewicht der Seele stehen miteinander in Verbindung. Lerne die Kunst, zu sprechen, ohne etwas zu sagen. Gewinne Zeit, denn Zeit gewonnen, ist oft Alles gewonnen. Großer Reiz, Uebels zu thun, erzeugt großen Verdruß, wenn man es gethan hat.

Sparsamkeit.

Nächst der Arbeitsamkeit ist die Sparsamkeit ein herrliches Mittel, unser Vermögen zu vervielfältigen und dem Mangel vorzubeugen. Durch sie verwahret der Reiche seinen Schatz vor einer sorglosen Verschwendung, und durch sie ist der Aermere an vielen Dingen reich. Die Sparsamkeit, wenn es auch kein römischer Consul gesagt hätte, ist nicht allein das größte Einkommen, sondern auch oft eine Beschützerin wider den Geiz, indem sie uns die Kunst lehret, mit Wenigem auszukommen, und das Entbehrliche von dem Unentbehrlichen vernünftig zu unterscheiden. Ohne Sparsamkeit ist kein König reich genug; und durch sie wird der Dürftige sein eigener Wohlthäter. Sie befördert die Genügsamkeit und Mäßigkeit, aus denen sie, wenn sie Tugend ist, zuerst entspringt. Sie mäßiget und ordnet nicht nur den Aufwand, den unsere Erhaltung, die Bedeckung unsers Körpers, unsere Wohnungen und Vergnügungen erfordern; sondern sie lehret uns auch, durch einen behutsamen Gebrauch die Dauer und Schönheit der äußerlichen Bedürfnisse erhalten. Tausend Menschen, die klagen, daß sie in ihrem Stande zu wenig haben, würden genug haben, wenn sie den unnöthigen Aufwand zurück setzten, den die Mode, die Pracht, die Bequemlichkeit und der leckere Gaumen verlangt; und Tausend, die für Niemanden als sich genug haben, würden, wenn sie eben dieses thäten, noch zu Gutthaten und rühmlichen Freigebigkeiten übrig haben. Plinius der Jüngere, der so gern und mit einer so guten Art freigebig war, lehret uns die Quelle seiner Gutthätigkeit: „Was mir meine Einkünfte versagen, ersetze ich durch Sparsamkeit und Mäßigkeit; sie ist die Quelle, aus der meine Freigebigkeit fließt." Dieses Exempel eines großen Mannes und Staatsministers beweiset, daß man sich in dem erhabensten Stande der Sparsamkeit so wenig zu schämen habe, daß sie vielmehr die Zierde der Großen ist. Wir können viele Dinge glücklich entbehren, wenn wir wollen, und das Herz erschafft sich Reichthümer, indem es wenig begehrt.

Sejus klagt über den Mangel an Glücksgütern. Er arbeitet übermäßig, um sich und sein Haus zu erhalten; doch bei aller seiner Arbeit leidet er Mangel. Er hat nie so viel, als er braucht, und er gewinnt doch durch seinen Fleiß viel. — Wer mag an diesem Mangel Schuld sein? Vielleicht Sejus selbst. Er sehe seine und seiner Gattin Ausgabe durch. Er ziehe den Aufwand der Mode von dem, was der Wohlstand und die Nothwendigkeit fordert, ab. — Sein Stand verlanget kein Sammetkleid von ihm. Er hätte also hundert Thaler ersparen können, und mit diesem Hundert noch zehn Thaler Ausgaben, die ihm sein reicher Rock bei öffentlichen Gelegenheiten zugemuthet. — Er hat wahre Verdienste, warum will er die Augen durch Kleider füllen? Der Kluge schätzt ihn nicht höher, sondern minder, wenn er weiß, daß er mehr Aufwand macht, als ein verständiger Haushalter machen soll. — Seine Gastereien kosten ihm jährlich hundert Thaler. Er lerne sie mit fünfzigen bestreiten, oder sei groß genug, nur Freunde zu haben, die mit Einem Gerichte und ihm zufrieden sind: so wird er viel ersparen. — Er verthut, ohne daß er es selbst weiß, nicht bloß in Kleinigkeiten, die er so gern kauft und doch nicht nöthig hat, fünfzig Thaler. Er werde haushälterisch und lehre sich und seine Frau die Wahrheit, daß es die größte Sparsamkeit sei, nicht käufisch zu sein. — Er lerne mit einer weniger kostbaren Wohnung zufrieden sein, und erspare nur da, wo es ihm Ehre ist, zu ersparen; und er wird genug und vielleicht übrig haben. Nicht bloß die Bedürfnisse, sondern oft unsre unersättlichen Begierden machen das Leben dürftig und elend.

Ansehen und Gewalt suchen, um sie Andern fühlen zu lassen, ist Herrschsucht und Tyrannei. Ansehen und Gewalt suchen oder brauchen, um sie zu haben und sich an seinem Vorzuge zu kitzeln, ist Stolz. Macht und Ansehen auf die gehörige Art und nicht anders als durch Verdienste suchen, oder wenn sie uns durch Geburt und Stand rechtmäßig zukommen, behaupten, um Sicherheit und eine vernünftige Freiheit zu erhalten, und Andern desto nützlicher zu werden, ist weise Pflicht.

Das Verlangen also nach Mitteln, die unsern äußerlichen Wohlstand verbessern, zu unseren Bedürfnissen nothwendig und einer erlaubten Bequemlichkeit beförderlich sind, ist an und für sich unschuldig und gründet sich auf den natürlichen Trieb nach Glückseligkeit. Wenn man dabei auf Andrer Glück sein Absehen hat, so ist es nicht nur ein unschuldiges, sondern auch ein rühmliches Verlangen. Ja, wenn man dabei auf das Gesetz der Vernunft und Gottes Rücksicht nimmt, so verdient es sogar ein tugendhaftes Beginnen genannt zu werden. Sobald wir hingegen das Verlangen nach Reichthümern und Macht nicht in seine von der Vernunft ihm vorgeschriebenen Grenzen einschließen, so wird es eine unmäßige und schändliche Leidenschaft. Vermögen und Macht begehren, lieben und erhalten um sie zu haben, und das Mittel, wider seine Natur, in einen letzten Endzweck zu verkehren, ist die niedrigste Stufe des Geizes oder Stolzes. Vermögen und Ansehen begehren, suchen oder besitzen, bloß weil sie Mittel sind, unsre Sinnlichkeit und Eitelkeit und die Träume der Einbildung zu vergnügen, ist zwar kein so hoher Grad der Thorheit, aber doch allemal wider die Vernunft. Das Maß der Güter, die man sucht, wird sich alsdann ganz nach dem Maße der Begierden und der Einbildung richten; und wie diese keine Grenzen kennen, so kann jenes auch keine haben.

(Fortsetzung folgt)

Reinlichkeit.

Die Reinlichkeit, ist eine nothwendige Eigenschaft des Wohlstandes und befördert zugleich die Gesundheit. Von dieser doppelten Seite empfiehlt sie uns die Vernunft, welche das Gegentheil um desto mehr verdammt, weil es allezeit Nachläßigkeit, Trägheit und Sorglosigkeit des Charakters, oder vorgefaßte Meinungen, oder Stolz, oder eine übertriebene Geschäftigkeit voraussetzet. Selbst die Armuth kann noch reinlich sein, und wer das eingezogenste Leben führet, soll es noch in seiner Einsamkeit sein. Eben das, was unsern Körper ekelhaft macht, schadet auch seiner Gesundheit und Festigkeit. Der Staub und Schmutz, die uns verunstalten, verstopfen zugleich die kleinen Höhlen und Oeffnungen, durch welche unser Körper ausdünstet. Die vom Schweiße dem Auge widrige Leinwand verursacht zugleich Stockung und Fäulniß; und die reinliche und frische Wäsche, die unser Auge ergötzt, erfrischt und stärkt zugleich den Körper. Eben das kühle Wasser, das unsere Haut reinigt, stärkt auch unsere Nerven und erweckt unsere Lebensgeister. Eben die eingeschlossne und modernde Luft des Zimmers, die dem Geruche Ekel erweckt, verunreiniget die Lunge und schwächet sie. Eben die Sorgfalt, die unsern Zahn zum Schnee, und unsern Athem zu reinem frischen Aether macht, bewahret den Mund vor Fäulnissen und unsern Gaumen vor Flüssen. Es ist ein sicheres Kennzeichen, daß man sich zu wenig liebt, wenn man die Reinlichkeit nicht liebt; ja ist es eine Art von Aufforderung, daß uns Andere verachten sollen, weil wir uns selbst nicht achten, und daß sie uns durch Geringschätzung bestrafen sollen, weil wir unverschämt genug sind, ihren rechtmäßigen Ekel aufzubringen. Man hat ganze Verzeichnisse von Krankheiten gesammelt, die ihre Nahrung oder ihren

Ursprung aus der Unreinlichkeit des Körpers haben. Dieser Bewegungsgrund sollte wenigstens alle die rühren, die dem Wohlstande allein zu gefallen, sich nicht entschließen mögen, reinlich zu sein. Reinlichkeit verlanget Ordnung; und vielleicht hassen wir den Unreinlichen auch aus dieser Ursache, weil wir vermuthen, daß kein Gesetz der Ordnung in seiner Seele herrsche. Aber auch die Reinlichkeit hat ihr Uebermaß: „Sie darf, sagt Cicero, nicht zu gesucht, und dadurch selbst Andern beschwerlich sein: sie muß bloß jene Nachläßigkeit vermeiden, welche den natürlichen Wohlstand, und die gute Lebensart beleidigt."

Stimme der Sterne.

Edle, die ihr nach Erleuchtung schmachtet
In der Erde düsterm Nebelthal,
Nicht im Staube sucht, wornach ihr trachtet —
Aus den Höhen kommt der Wahrheit Strahl!
Dort hat Dämm'rung noch den Geist umgeben,
Was er spricht ist oft ein schimmernd Nichts;
Auf zu uns muß er den Fittig heben,
Weisheit schöpfen aus dem Quell des Lichts.

Dulder, die ihr bang und thränenmüde
Auf den Trümmern eurer Freuden steht,
Floh darum aus eurer Brust der Friede,
Weil das Glück euch seine Kugel dreht? —
Richtet still das Auge nur nach oben;
Ruhig wandelt seine Bahn der Stern —
Mögen unter ihm die Stürme toben —
Denn ihn leitet ja die Hand des Herrn.

Pilger an des Lebens Scheidewegen,
Deren Blick der Heimath Spur verlor,
Unser Licht glänzt freundlich euch entgegen,
Und zu uns führt euer Lauf empor.
Trauert ihr um früh entschlaf'ne Lieben?
Löscht der Tod auch euch die Fackel aus —
Zaget nicht! — Am Himmel steht's geschrieben:
„Ueber Sternen ist das Vaterhaus!"

Die vier F.

Fromm im Wollen,
Frei im Denken und Fragen,
Froh im Handeln,
Frisch im Dulden und Tragen —
Das sind vier F, die mußt du merken,
Sie können zu allen Dingen stärken.

Lesefrüchte.

† Der Mensch siehet es oft zu spät ein, wie sehr er geliebt wurde, wie vergeßlich und undankbar er war, und wie groß das verkannte Herz.

† Willst du Gott schauen, wie er in sich selber ist, von Angesicht zu Angesicht? — Such ihn nicht jenseits der Wolken: du kannst ihn allenthalben finden, wo du bist. Schaue an das Leben Derer, die ihm ergeben sind, und du schauest ihn an; ergib dich ihm selber und du findest ihn in deiner Brust.

† In welchen Regionen wir uns herumtreiben mögen, um Lebensgenuß zu suchen — den wahren finden wir nur in der Thätigkeit unserer edelsten Kräfte, denn hier allein wird uns das Gefühl des Daseins in einem Grade und in einer Dauer beglückend, wie es kein anderer Genuß zu gewähren im Stande ist.

† Die Tugend wird uns durch die Opfer, die wir ihr bringen, weit werther, als durch alle die Reize, die wir an ihr zu finden glauben. Diderot.

† Dann endlich sehen wir Menschen ein, was uns gefrommt, wenn wir das Gute eingebüßt, das wir gehabt. — Plautus.

† Der Freigebige zeigt sich als Herr seines Vermögens, der Geizige als dessen Knecht.

† O wie sehr haben Diejenigen Unrecht, welche in der menschlichen Natur nichts als Sünde und Verderbniß sehen! Sie bemerken nicht die uneigennützige, aufopfernde Liebe der Mutter, welche selbst durch den schnödesten Undank nicht müde wird zu sorgen und zu wachen; nicht die Hingebung der liebenden Gattin an einen rauhen ungetreuen Mann! nicht den edlen Kampf und Sieg unglücklich liebender Frauen. — Uneigennützige Liebe ist etwas Göttliches: dadurch erhebt sich der Mensch über sich selbst und fügt sich in den Wohllaut des Ganzen, das durch Liebe entstanden, durch Liebe zusammengehalten wird.

† Das Leben, umringt von Täuschungen, wäre in der That unerträglich, wenn Jeder von uns seinen Schmerz verewigen wollte und lieber weinend auf den Ruinen seiner Hoffnungen dasäße, als mit Muth und Ausdauer an der Wiederaufrichtung des Gebäudes arbeitete. Weiser und besser ist es, daß unserer Natur der Trost unentbehrlich bleibt: daß die Zeit den Schmerz fast nothwendig mildert, und daß selbst die kleinen Lebenspflichten, die uns zuerst so widerwärtig dünken, zu Mitteln werden, dem Herzen seine Ruhe wieder zu geben, den Geist zu heilen und ihm den kräftigen Besitz seiner Fähigkeiten wieder zu gewinnen. — Unwissenheit der Zukunft und Vergessenheit des Vergangenen sind die beiden edelsten Gaben, mit denen eine Vorsehung unser Herz ausgerüstet hat, damit es die Last der Tage, welche uns übel dünken, ertrage. Walter Scott.

† Der wahre Sparsame hat bei seinem Sammeln und Aufbewahren nicht sowohl das Geld, als vielmehr das viele Gute im Auge, das mit Gelde bewirkt werden kann. J. J. Engel.

† Der Spinne feinster Faden ist ein starkes Seil, gegen das zarte Band, das den Menschen mit irdischer Glückseligkeit verknüpft. Young.

† Wer da kämpfet, ringt und strebt —
Der nur lebt! Ida, Gr. Hahn Hahn

Gemeinnütziges.

Heilung des Krebses. Der evangelische Prediger Andreas Fabo zu Agra veröffentlicht, daß eine Frau seiner Gemeinde vom Nasenkrebse vollständig geheilt worden sei durch Anwendung von Regenwürmern, welche in frischer Butter gekocht waren, und wozu gestoßene Nüsse und Weihrauch gethan wurden. Mit dieser Salbe wurde die Nase und der Gaumen einfach bestrichen. Die pesther Aerzte hatten die Heilung für unmöglich erklärt.

Cuseler Fruchtpreis vom 28. Juli.

Der Centner Weizen 8 fl. 5 kr. Korn 7 fl. 8 kr. Spelz 5 fl. 52 kr. Sommergerste 5 fl. 53 kr. Wintergerste 4 fl. 1 kr. Hafer 5 fl. 21 kr. Erbsen 5 fl. 51 kr. Kartoffeln — fl. — kr. Ein Kornbrod 28 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 8 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 5. 1854.

Freitag. den 4. August.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Das beste Gesetz gegen den Verfall der guten Sitte, gegen Armuth, Bettel, Müßiggang und Verschwendung ist — die Arbeit. Napoleon. [St. Johannisvereins.

Gebt Arbeit.

Nehm' ich ein Zeitungsblatt zu Handen
Und les' die traurigen Bericht',
Wie überall die Noth vorhanden,
Und Bahn im Vaterland sich bricht,
Dann senkt mein Blick sich traurig nieder,
Dann fühlt mein Geist wohl selbst die Noth,
Und spricht beseelt für seine Brüder:
Gebt Arbeit auch, dann gebt Ihr Brod!

Es steh'n Vereine auf im Lande,
Zu helfen, wo's an Hilf' gebricht
Und selbst vom hoh'n und höchsten Stande
Säumt man mit guten Thaten nicht.
Doch wer vermag den Schmerz zu stillen,
Der Herzen überall bedroht?
Nur durch Geschäft wird er verquillen:
Gebt Arbeit auch, so gebt Ihr Brod!

Laßt nicht die Kapitale liegen,
Ihr Reichen, die Ihr sie besitzt,
Laßt nicht den Lebensquell versiegen,
Der Tausende vor Hunger schützt.
Dann wird manch Herz für Euch erwarmen,
Wenn Ihr treu übt das Pflichtgebot:
Drum habt Erbarmen, habt Erbarmen,
Gebt Arbeit auch, so gebt Ihr Brod!

Wohl sind die mannichfachen Gaben
Die Ihr jetzt bietet, dankenswerth;
Doch sollen sie auch Nachhalt haben,
So gebt auch, was der Fleiß begehrt.
Und dieser bittet nicht Almosen,
Selbst, wenn ihn düstre Sorg' bedroht,
Sein Ruf tönt bei der Zeiten Tosen:
Gebt Arbeit auch, so gebt Ihr Brod!

Wohlan, Ihr Mächtigen der Erde,
Wohlan, Ihr Reichen dieser Welt,
Streut Saamen aus für eine Heerde,
Der's hie und da an Arbeit fehlt.
Dann werdet Segen Ihr gewinnen,
Dann lichtet Ihr die Zeit der Noth,
Dann wird die Dankesthrän' Euch rinnen,
Gebt Arbeit auch, so gebt Ihr Brod!

Ist's auch zur Ernte nicht mehr lange,
Noch Niemand weiß, wie sie fällt aus!
Und noch schlägt Tausenden so bange
Das Herz, erfüllt mit stillem Grauß!
Drum hört den Ruf, der laut erschallet,
Bis naht ein licht'res Morgenroth,
Und helft, — damit Ihr Gott gefallet:
Gebt Arbeit auch, so gebt Ihr Brod!

Der St. Johannis-Verein.

(Fortsetzung.)

B. Unterstützung der zur Arbeit unfähigen Armen.

Diese zerfallen in solche, die gar nichts arbeiten können und in solche, die zwar etwas verdienen, aber nicht so viel, daß es zu ihrem Lebensunterhalte ausreichte. Jene müssen ganz unterstützt, und diesen muß, wie unter A. gesagt, Arbeit verschafft und ihre Unterstützung von ihrem eigenen Fleiße abhängig gemacht werden. In den meisten Orten bestehen die Armenpflegschaften, welche für arbeitsunfähige helfend zur Seite stehen; nur ist noch so viel an diese Klasse zu verabreichen nothwendig, daß sie sich, ohne zu darben, alles Betelns erhalten können. Von Seite des St. Johannisvereins wird dahin gewirkt werden, daß von jeder Gemeinde das Nöthigste geschieht, so daß auch der Verschwender und Faullenzer mit Strenge zur Arbeit greifen muß und der Gewohnheitsbettel so systemathisch beseitigt bleibt.

Daß man die Aufgabe des St. Johannisvereins zu erfüllen ernst vorschreitet, beweist auch der Eifer mit welchem sich bereits in so vielen Orten Zweigvereine zu demselben constituirten. Die Pfälzer Zeitung berichtet nun hierüber:

Die von Seiten Seiner Majestät dem Könige allerhöchstselbst ausgegangene Anregung zur Gründung von St. Johannis-Vereinen für freiwillige Armenpflege ist in unserer Pfalz nicht unbeachtet geblieben. Mitten in der Zeit der Bedrängniß durch Noth und Theuerung drang das Königliche Wort wohlthuend zu uns herüber und fiel auf empfänglichen Boden. Sind auch die Anfänge, wie bei Allem, ursprünglich klein gewesen, so nimmt doch jetzt schon die Ausdehnung der St. Johannis-Vereine in der Pfalz merklich zu, und hoffen wir, daß in nicht sehr weiter Zeit

jeder Kanton und die meisten Ortsgemeinden ihre St. Johannis-Vereine haben werden. So weit uns bekannt, bestehen zur Zeit in unserem Kreise 24 Cantonal-Zweigvereine, die ihre Wirksamkeit auf den ganzen Kantonsbezirk erstrecken, nämlich zu 1) Cusel, 2) Lauterecken, 3) Wolfstein, 4) Germersheim, 5) Kandel, 6) Homburg, 7) Landstuhl, 8) Waldmohr, 9) Kaiserslautern, 10) Otterberg, 11) Winnweiler, 12) Göllheim, 13) Kirchheimbolanden, 14) Rockenhausen, 15) Landau, 16) Dürkheim, 17) Neustadt, 18) Dahn, 19) Waldfischbach, 20) Speyer, 21) Ludwigshafen für die Gemeinden des Kantons Mutterstadt, 22) Hornbach, 23) Zweibrücken, 24) Blieskastel, mit welchem letzteren Cantonalvereine zugleich ein selbstständig wirkender Frauenverein als besondere Abtheilung verbunden ist, der unter den Auspizien der Frauen Dr. Link und Knaps bereits eine segensreiche Thätigkeit nach allen Seiten entwickelt. Wer weiß, wie der ordnende, haushälterische Sinn und die liebevolle sanftmüthige Behandlung der Frauen gerade auf dem Gebiete der freiwilligen Armenpflege mehr als Gewöhnliches zu leisten vermag, der muß das kräftige Vorangehen der Blieskasteler Damen bei Gründung ihres St. Johannis-Vereins rühmend und ehrend anerkennen, und von ganzem Herzen wünschen, daß ihr hochherziges, menschenfreundliches Beispiel auch anderwärts bei den für die Armuth fühlenden Frauen und Jungfrauen der Pfalz allseitige Nachahmung finden möge, denn: „Was frommer Frauen Hände sorgsam pflegen, dem fehlt es nie an Gottes reichem Segen." Dann bestehen in der Pfalz noch 16 Local-Zweigvereine, die sich mit der Armenpflege blos im Umfange der einzelnen Gemeinde befassen, nämlich zu 1) Annweiler, 2) Bergzabern, 3) Jugenheim, 4) Billigheim, 5) Rohrbach, 6) Grünstadt, 7) Kindenheim, 8) Rorheim, 9) Hördt, 10) Freckenfeld, 11) Landstuhl, 12) Reichenbach, 13) Odernheim, 14) Edenkoben, 15) Weisenheim a. S., 16) Elmstein; ferner 15 andere, bereits früher schon bestandene Armenunterstützungsvereine, die mit dem St. Johannis-Vereine in Verbindung und Wechselbeziehung zu treten erklärt haben, nämlich:

1) Der katholische Localverein vom heil. Vincenz von Paula zu Frankenthal.

2) Der evangelische Unterstützungsverein dortselbst.

3) Der katholische Localverein vom heil. Vincenz von Paula zu Rorheim.

4) Der protestantische Armen- und Krankenunterstützungsverein zu Homburg.

5) Der Local-Frauenverein zu Kaiserslautern, der bei sehr zahlreicher Theilnahme unter der wackern Leitung der Frau Rentmeister Syffert und der Frau Rentnerin Elisabetha Görg eine sehr anerkennenswerthe Thätigkeit entwickelt.

6) Der Local-Frauenverein zur Unterstützung der Armen durch Unterhaltung einer Kleinkinderbewahr-Anstalt zu Landau.

7) Der Localverein für freiwillige Armenpflege zu Herxheim.

8) Der Elisabethen-Frauenverein für Krankenpflege daselbst, dessen zahlreiche Mitglieder unter der Leitung des dortigen katholischen Pfarrers sich die Uebung ächter christlicher Nächstenliebe in anerkennungswerther, opferbringender Weise angelegen sein lassen.

9) Der protestantische Local-Armen-Unterstützungsverein zu Pirmasens.

10) Der evangelische Local-Frauenverein daselbst, mit dem die wohlthätigen Frauen der Stadt Pirmasens unter der Vorstandschaft der Frau Rentner Schäfer bereits glückliche Erfolge erzielt haben.

11) Der katholische Localarmen-Unterstützungsverein daselbst.

12) Der evangelische Localarmen-Unterstützungsverein zu Speyer.

13) Der Localfrauen-Verein zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden durch Erhaltung der Kleinkinderbewahranstalt zu Zweibrücken, der bereits in weiteren Kreisen durch seine vorzüglichen Leistungen und die sorgfältige emsige Pflege seiner Theilhaberin bekannt, und unter der trefflichen Leitung seiner Vorsteherin, der Frau Appellrath Cotta, einer vielversprechenden Zukunft entgegen geht.

14) Der Local-Frauen-Verein zur Unterstützung armer Wöchnerinnen in Zweibrücken.

15) Der Localverein zum heil. Vincenz von Paula zu Ensheim.

In der That, wir freuen uns solcher Theilnahme an dem Werke der christlichen Nächstenliebe, das, richtig erfaßt und bethätigt, manches Glied der bürgerlichen Gesellschaft von dem sittlichen Verderben erretten wird. Bis jetzt haben sich 39 Pfälzer dem Centralcapitel in München mit jährlichen Beiträgen unmittelbar angeschlossen.

Noch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß, wie überall, wo es gilt, das Wohl der Pfalz zu fördern und gemeinnützige Bestrebungen zu unterstützen, so auch hier unser hochverehrter Herr Regierungspräsident dem nützlichen Beginnen der Pfälzer bereitwillig helfend zur Seite ging, indem er, wie wir hören, aller Orten, von wo ihm von der Gründung von St. Johannisvereinen Kunde ward, jedem Centralvereine die Summe von 100 fl. und jedem Localvereine die Summe von 50 fl. zur sofortigen Eröffnung ihrer Wirksamkeit aus dem Polizeistraffond zur Verfügung gestellt hat, wofür ihm der gebührende Dank nicht ausbleiben wird.

Möglichste Verbreitung, recht zahlreiche, allseitige Theilnahme, und glückliche Erfolge mit dem Segen des Herrn, das ist's, was wir dem St. Johannisvereine in der Pfalz von ganzem Herzen wünschen.

(Fortsetzung folgt.)

Fleiß und Sparsamkeit.

Wenn wir in den klassischen Werken eines Raumer, Julius, Gerstäcker u. A., welche die vereinigten Staaten von Nordamerika bereist und beschrieben haben, lesen, daß bis zu einer gewissen Zeitperiode hin, als nämlich der Strom der Auswanderung mit dem Auswurfe unserer Städte sich dahin noch nicht ergossen hatte, nirgends ein Bettler oder ein Armer nach der bei uns gewohnten Anschauungsweise daselbst anzutreffen gewesen sei, so sind wir geneigt, dieses glückliche, höchst beneidenswerthe Verhältniß jener Staaten nicht sowohl der gütigen Natur, welche allerdings in reicher Weise ihres Segens Fülle über jene Länder ausgegossen hat, als vielmehr dem eigenen Verdienste der Bewohner, den echt republikanischen Tugenden des jungen Freistaates: der *Sparsamkeit* und dem *Fleiße* seiner Begründer zuzuschreiben. Aus einer Verordnung, die die Stadt Philadelphia im Jahre 1776 wegen der Armen erließ, ist zu ersehen, wie vor Allem die Häupter der Republik auf diese beiden Bedingungen eines wohlgeordneten Haushaltes hinwiesen, mit welchem Ernste, mit welchem Nachdrucke sie diese beiden Cardinaltugenden eines freien, glücklichen Volkes ihren Mitbürgern anempfahlen. Wenn wir diese Verordnung betrachten, so ist es zweifelhaft, ob wir mehr die patriarchalische Würde und Einfachheit, mit welcher sie abgefaßt ist, verehren, oder mehr über die ernsten Umstände unser Erstaunen ausdrücken sollen, unter welchen sie erlassen wurde. Bekanntlich war damals der junge Freistaat von den ernstesten Gefahren bedroht, und um Philadelphia selbst wüthete vor Allem die Kriegsfackel. Dennoch vergaßen die ehrwürdigen Väter nicht, dem inneren

Wohle des Staates ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und besonders dem ärmeren Theile der Bevölkerung ihre angelegentlichste Sorgfalt zu widmen. Nachdem die vielfachen Quellen der Armuth, als: Luxus in Kleidung, Trägheit, verkehrte und vernachlässigte Wirthschaft, übermäßige Menge von Hausbedienten, verkehrte Kinderzucht, verschwenderische Wohlthätigkeit ꝛc. aufgesucht, fährt die erwähnte Verordnung also fort: „Die ergiebigste und verderblichste Quelle der Armuth ist eine üppige und verschwenderische Lebensart. Wir verstehen dadurch nicht blos scheinbare und in die Augen fallende Ausgaben. Die richten freilich viele Häuser zu Grunde, und wir wünschen nichts sehnlicher, als daß sich alle unsere Mitbürger davor hüten, sobald sie nicht mit der größten Bequemlichkeit dieselben bestreiten können. Wir reden hier nur von der Verschwendung, die unbemerkt und im Stillen geschieht. Die allzu große Leckerhaftigkeit verschlingt unbegreiflich vieles Geld, ohne daß man sich nur einbildet, mehr zu thun, als was die Noth erfordert. Wenn man sich ein Mal gewöhnt hat, sich besser zu nähren, als es sein sollte, so kommt dieses Bedürfniß jedes Tages zwei Mal wieder und man rechne, was ein paar Pfennige oder gar ein paar Schillinge des Tages im ganzen Jahre bringen mögen. Hierzu kommen noch die außerordentlichen Lustbarkeiten, die sich so Mancher wöchentlich ein oder ein paar Mal erlaubt; oder gar die üble Gewohnheit, täglich ein paar Stunden in einem Kaffeehause, in einer Bierschenke oder an einem solchen Orte zuzubringen. Wir bitten unsere lieben Mitbürger zu berechnen, wie hoch sich dieses in einem ganzen Jahre beläuft; und noch Dasjenige dazu zu schlagen, was die Versäumniß eigener Arbeit und die Vernachläßigung der Aufsicht über das Gesinde, über Kinder und Pflegbefohlene betragen mag. Wir ersuchen sie, sich vorzustellen, daß sie sich nun in dem sechzigsten Jahre ihres Alters befinden, zusammenzurechnen, wie ein beträchtliches Stück Geldes sie beisammen haben würden, wenn sie sich dieser, vielleicht in ihren Theilen sehr unscheinbaren Verschwendung enthalten hätten, und zu bedenken, wie wehe es ihnen thun würde, wenn sie sich vorzuwerfen hätten, daß sie sich und ihre Kinder eines solchen Vermögens beraubt, und sich und sie in die Erniedrigung versetzt hätten, von der Gnade anderer Leute abzuhängen; wie wichtig soll es nicht einem Jeden sein, sich wieder diese Verbitterung seiner alten Tage zu verwahren."

Sparsamkeit.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der sicherste Weg zu Reichthum und bürgerlicher Gewalt zu gelangen, bleibt allezeit der Weg der Geschicklichkeit und des Fleißes, der Aufrichtigkeit und der Klugheit, der Unverdrossenheit, Sparsamkeit, und Gefälligkeit im Umgange. Er ist der Weg zum Tempel des guten Namens und zum rühmlichen Reichthume. Wenn auch dieser Weg trügen sollte, so ist er doch der rechtmäßige; und ihn gegangen zu sein, auch ohne den glücklichen Erfolg ist allezeit Belohnung. Alle die andern Künste, reich zu werden, sind entweder kriechende oder lasterhafte.

Wie schwer, wie mühsam ist's, sich Schätze zu erwerben!
Soll ich sie dumm erfreihn und hinterlistig erben?
Soll ich durch Sclaverei vor Großen sie erflehn,
Und niederträchtig sein, um mich bald reich zu sehn?
Soll ich sie, wie Serpil, durch Meineid mir erlügen,
Staat, Mündel und Altar und Gott darum betrügen?

Die Klugheit, die uns befiehlt, bei unserm Fleiße und bei der Anwendung unsrer nützlichen Geschicklichkeit auf die Umstände der Zeit, des Ortes, des Landes, in dem wir leben, auf die günstigen Gelegenheiten zu sehen, die sich äußern, Andrer Mangel durch unsre Emsigkeit zu ergänzen und daraus einen eben so rechtmäßigen als seltnen Gewinnst zu ziehen, diese Klugheit wird uns ohne die Hilfe der Arglist und der Gewinnsucht, sinnreich in Erfindungen und Unternehmungen machen, und uns den Muth und die Hurtigkeit lehren mit der sie ausgeführt werden müssen. Werden wir endlich nach dieser Regel, die wir gegeben haben, keine Reichen: so werden und bleiben wir doch nützliche und rechtschaffene Männer, die so viel gewinnen werden, als die Erhaltung des Lebens erfordert, und welchen Andern auf tausendfache Arten Wohlthaten erweisen können, wenn gleich nicht durch ihren Ueberfluß.

Bleiben wir aber, ungeachtet des Fleißes in unserm Berufe, arm, oder, ungeachtet unsrer Geschicklichkeit, lange oder stets ohne einen angewiesenen Ruf, welcher letzte Fall doch doch sehr selten ist: so müssen wir es als das Schicksal ansehen, daß uns die Hand der Vorsicht in der Welt zu tragen, aufgelegt hat; und, es gelassen tragen, ist Tugend. So viel können wir uns doch von der Güte der Menschen und noch mehr von der Gnade der Vorsehung versprechen, daß wir bei Fleiß und Arbeit, Nahrung und Kleider, und in den Fällen der Krankheit und der Theuerung liebreiche Unterstützungen finden werden. Man vergesse nur nie, daß der, der lässig in seiner Arbeit verfährt, ein Bruder dessen ist, der das Seine durchbringt; und man vermenge den Mangel, den man aus eigener Schuld leidet, nicht mit der rühmlichen Armuth, und einen eitlen Wunsch nach Reichthümern nicht mit dem erlaubten Verlangen nach einem nothdürftigen Auskommen.

Sirach macht die Gerechtigkeit oder die Rechtschaffenheit und Tugend zur Quelle der Ehre und des Glücks. Die Stelle ist zu vortrefflich, als daß ich sie Ihnen nicht empfehlen sollte. — „Wer anhält an der Gerechtigkeit oder Tugend „sagt er, der findet sie. Und sie wird ihm begegnen, wie „eine Mutter der Ehren, und wird ihn empfangen, wie eine „junge Braut. Sie wird ihn speisen mit Brod des Ver„standes und mit Wasser der Weisheit tränken. Dadurch „wird er stark werden, daß er fest stehen kann, und wird sich „an sie halten, daß er nicht zu Schanden wird. Sie wird „ihn erhöhen über seinen Nächsten und ihm seinen Mund „aufthun in der Gemeine. Sie wird ihn krönen mit Freude „und Wonne, und mit ewigem Namen begaben. Aber die „Narren finden sie nicht und die Gottlosen können sie nicht „ersehen; denn sie ist fern von den Hoffärtigen und die Heuch„ler wissen nichts von ihr."

So wünschenswerth Ehre und Reichthum scheinen mögen: so brauchen wir doch zu unserer wahren Ruhe keinen großen Namen und keine großen Reichthümer. Wie tröstlich ist diese Anmerkung! Der beste Ruhm ist der Ruhm der Pflicht, das Zeugniß des guten Gewissens vor Gott und die Liebe des rechtschaffnen Freundes und Mannes; dieser Ruhm steht in unsrer Gewalt. Alle andre Ehre, die Ehre großer Talente und außerordentlicher Thaten, gilt ohne die Ehre des Herzens für uns eigentlich nichts. Sie macht uns berühmter und angesehener, aber nicht weiser und nicht besser. Hat uns also die Natur keine großen Gaben ertheilet; was ringen wir nach dem Ruhme großer Gaben? Wollen wir uns selbst und die Welt belügen, und uns die schreckliche Last aufbürden, ein Eigenthum zu behaupten, das seinem rechtmäßigen Besitzer leicht entrissen werden kann, und also noch vielmehr dem, der es erschlichen hat, keine Stunde gewiß ist? Bei einem Pfunde, das du empfangen hast, sei zufrieden mit dem Ruhme, dieses Eine Pfund zu nützen und sorgfältig anzuwenden. Dieses ist die Ehre bei Menschen, bei Engeln und bei Gott.

Stilles Wohlthun eines edlen Menschenfreundes.

Die Theuerung der Lebensmittel traf dieses Jahr gewiß manche Familie sehr hart. Die Arbeitsverdienste sind gering und in manchem Hause viel geringer als in guten Zeiten, da der geringe und mittelgute Mann, um den Magen zu befriedigen, alles Einkommen, aber für andere Bedürfnisse gar nichts verwenden konnte. Kleienbrod aßen arme Leute und manche arme Hausmutter konnte diese nicht kaufen. Viele sah man die faulen Kartoffeln von den Misthaufen suchen: Und wie aber, wo man auch solche nicht fand? Da konnte man sehen, wie das arme Kind gekochte Saudisteln in der irdenen Schüssel dem armen Vater zur Arbeit brachte. Um diese zu kochen, mußten die armen Kleinen und die Mütter aber zuerst hinaus in den Wald, um das Holz dazu zu freveln. Aber, daß Gott erbarme, da gab's Protokolle und am Ende Auspfändungen der wenigen, geringe Habe, die sich noch in der Hütte vorfinden sollte. So kam vor einigen Tagen der Forstbote des Kantons Bergzabern nach Rohrbach, beauftragt gegen rückständige Forstfrevler mit Mobiliarpfändungen einzuschreiten. Er kam deßhalb zum Bürgermeister dort und ein edler Mann, der gerade anwesend war, hörte von dem Beginne. Da that ihm das Herz wehe, — er las die Namen der Armen in der Liste des Exicutors, legte einige Zehnguldenscheine und einige größere Silberstücke auf den Tisch, so viel, als für alle das Strafgeld ausmachte, zahlte für sie und ging still zur Thüre hinaus. Der edle Geber war — Herr Eisenbahn-Bauunternehmer Mayer aus Alzey.

Vergelte ihm Gott tausendmal diese wohlthätige Gabe!

Von der Klingbach, 1. August 1854. — * —

Gute Menschen.

Die Stadtleute sorgen für ihre Armen, kochen ihnen Suppen und geben ihnen Kohlen und sonst noch mehr; aber auf den Dörfern nehmens die Leute oft nicht so genau. In der Stadt ist das Brodbitten, d. h. das Betteln verboten und da müssen die Dorfarmen gar arg hungern. Die Hartherzigen riegeln ihnen die Thüre zu. Die Guten, diese riegeln auch die vordere Thüre zu, um Jenen mit ihrem Wohlthun kein Aergerniß zu geben; aber sie machen dafür still die hintere Thüre auf und geben, was sie vermögen. Und der Armenfreund, der alle gute Leute zu suchen und zu kennen ausgeht, sieht oft auch in's stille Kämmerlein, wo etwas Gutes geschieht und sah kürzlich, wie in A. so Körbe voll Grundbirnen in dunklem Raume hinter der Hinterthüre, als wenn sie nicht leer werden wollten, an Armen verabreicht wurden. Die Namen dieser guten Menschen dürfen wir ja nennen, es sind: Trab, — Stoll, — Jost. Möge Gottes Segen ihnen diese Gaben reichlich vergelten! —

Das neue Herz.

(Ezech. 36, 26.)

Das ist das traurige in unsern Tagen,
Daß gar so Viele zählt die Christenheit,
Die ihren Glauben, ihre Frömmigkeit
Im Kopfe nur, anstatt im Herzen tragen.

Doch wirst Du nach der Tugend solcher fragen,
So findest Du nur Ehrgeiz, Sucht nach Streit,
Ein Herz von Stolz geschwellt und stets bereit
Des falschen Glaubens And're anzuklagen.

Nur wem in's allertiefste Herz hinein
Der milde, sanfte Geist des Herrn gedrungen,
Nur der kann Christi wahrer Jünger sein.

Nur der hat jenes neue Herz errungen,
Nur der ist zu der Wahrheit hellem Schein,
Zum Geist des Christenthums hindurch gedrungen.

L. M.

Lesefrüchte.

† Der Klang der Musik ist immer anziehend; denn wo immer Musik ist, da ist gute Laune, oder guter Wille.
Wash. Irving.

† Um unglücklich zu sein, muß immer noch etwas an unserer Glückseligkeit fehlen. Helvetius.

† Der Mensch muß sein eigenes Herz hingeben, will er den Besitz eines andern Herzens. Oliv. Goldsmith.

† Der Mann, der in dem Augenblick, wo ihm die Geliebte den ersten Kuß auf ihre Hand gestattet, einen Wunsch nach einer größeren Glückseligkeit hat, muß nicht sagen, daß er liebe. Wieland.

† Von Leuten, denen Alles „zum Lachen" ist, mag ich eben so etwas wissen, als von solchen, die sich nur auf das Weinen verstehen. Scherz zu Scherz! Ernst zu Ernst!

† Den größten Neid und den schlechtesten Willen findet man bei Unwissenden. Sie beneiden das Wissen Anderer, weil sie es nicht haben, wollen aber auch keine Größe, als Größe gelten lassen, und verschmähen endlich aus falscher Scham guten Rath und Belehrung. In einer Sache aber sind sie bei der Hand: das Edle, Erhabene in den Staub zu ziehen. Dieses wird dadurch nicht schmutzig, nur die Hände der ohnehin Schmutzigen.

† Es gibt Menschen, die überall zu Hause sind, nur nicht zu Hause; die für alles Rath wissen, nur nicht für ihren Unrath. Die Alles besser machen, nur nicht besser werden wollen; und die sich, um bemerkt zu werden, selbst auf den Kopf stellen, nur nicht den Kopf am rechten Orte haben.

† Was geboren wird, muß sterben;
Was da stirbt, wird neu geboren.
Mensch, du weißt nicht was du warest;
Was du jetzt bist — lerne kennen;
Und erwarte, was du sein wirst.

Cuseler Fruchtpreis vom 3. August.

Der Centner Weizen — fl. — kr. Korn 6 fl. 50 kr. Spelz 6 fl. 25 kr. Sommergerste 6 fl. 25 kr. Wintergerste 4 fl. 22 kr. Hafer 5 fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 48 kr. Ein Kornbrod 27 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 8 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 6.
Freitag.

1854.
den 11. August.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.
Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Der feste Glaube an Gott und das feste unwankbare Vertrauen auf seine Güte und Weisheit hat noch nie einen Sterblichen gereuet, aber schon oft wunderbar aus Noth und Verzweiflung gerettet. [St. Johannisvereins.

Glaube.

Wenn auf dunkler rauher Bahn des Lebens
Sich dem Sterblichen kein Ausweg beut,
Wenn die Schwermuth ihren Kampf vergebens
Täglich gegen Wahn und Noth erneut,
Wenn die letzte Stütze Deiner Hoffnung bricht,
Armer Sterblicher! auch dann verzage nicht!

Wenn der Freund, der Treue Dir geschworen,
Im Gewühl der Freuden Dein vergißt;
Wenn Du selbst das treuste Herz verloren,
Und nun einsam, arm und elend bist,
Dann, wenn Alles, Alles von Dir weicht,
Selbst Dein Sternchen Hoffnung noch entfleucht!

Wenn Du der Verzweiflung fast zum Raube
Kaum entgehst, blick' auf zu jenen Höh'n,
Fall' in Staub und rufe laut: ich glaube!
Neu gestärkt wirst Du dann wieder steh'n,
Und wo Hülfe Dir unmöglich schien,
Werden Dir noch manche Freuden blüh'n.

Kommt auch oft, wie der Verstand es denket,
Da kein Trost, wo wir uns sein versah'n,
Der dort oben, der das Weltall lenket,
Kennt wohl besser unsers Schicksals Bahn:
D'rum so glaub' und hoffe nur auf ihn!
Der so oft als Helfer Dir erschien.

Nicht sichtbare Wunder zeigen uns're Zeiten,
Wie sie Christus einst und Moses that;
Doch mit Weisheit wird er den stets leiten,
Der nur Muth und Glaub und Hoffnung hat.
Sterblicher, gib diesem Tröster Raum!
Dann zerrinnt Dein Schmerz wie leerer Schaum.

Der St. Johannis-Verein.

(Fortsetzung.)

Am wohlthätigsten kann aber dieser Verein wirken nur in den Zeiten der Noth und der Theuerung. Der Einwand von Manchen, man könne in eben den heutigen Tagen mit der Thätigkeit eines solchen Vereins nicht beginnen und nichts ausrichten, indem der Mittelstand, um ehrlich zu bestehen, selbst mit sich genug zu kämpfen habe, ist daher gar nicht zu rechtfertigen. In Zeiten, da, wo Alle Ueberfluß haben, weiß sich auch der Arme durchzubringen; da ist die Noth nur in einem solchen Grade vorhanden, daß die Hilfe vom Ueberflusse nicht mehr geleitet zu werden bedarf, sondern von selbst den Armen zufließt. Zu helfen, wo keine eigentliche Noth besteht, heißt löschen wollen, wo es nicht brennt. Im Winter bei Schnee und im Sommer, wenn es fast immer regnet, wann der Taglöhner nichts im Freien verdienen kann, dann, wenn die armen Leute, wie man oft hört, so arm sind, daß sie aus Noth mit Mehl geschmälztes Gras, s. g. Saudisteln, oder grüne Blätter, die man sonst dem Vieh gibt, essen müssen, dann, dann ist, je eher je besser Hülfe und Unterstützung nothwendig. Nur für die Zeiten der Noth kann ein Hilfsverein segenverbreitend, Gott zu gefallen und der leidenden Menschheit zum Wohle dienen, nur, wenn Mangel und Theuerung herrscht, sollen seine Vorstände hauptsächlich zur Thätigkeit sich angeregt fühlen, nur besonders dann, wenn der Hunger um Brod zum Himmel schreit, sollen sie mit ihrer Fürsorge Sättigung und Hilfe gewährend machen.

Man gebe zur Zeit, man helfe zur Zeit. Der St. Johannisverein will ja nur eine freiwillige Armenpflege. Wer wenig hat, gibt wenig, heute wenig und wenn er kann, später mehr; je nach seinem Ermessen, je nach seiner eigenen Lage, wie er bald weniger, bald mehr geben kann. Nur keinen Aufschub, wenn die Noth drängt, nur den Gebern, die das ganze Jahr hindurch niemals gerne geben, abgewartet, bis es gerade Diesen einmal bequem, bei etwaigem Ueberflusse einige Brocken unter den Tisch fallen zu lassen.

Zum Zweiten möge auch um deßwillen die Vorsteherschaft eines Zweigvereins der St. Johannisstiftung mit dem Beginne ihrer Thätigkeit nicht mehr säumen, weil sie ja Gelegenheit genug zu großer Wirksamkeit in dem §. 18 der Statuten vorgezeichnet findet. Dieser lautet:

§. 18. Die Thätigkeit des St. Johannis-Vereines umfaßt zwar alle Zweige und Institute der Privat-Wohlthätigkeit; der besonderen Sorgfalt und Aufmerksamkeit der Zweig-

vereine werden jedoch, je nachdem sie hierin örtliche Bedürfnisse kund geben, empfohlen: Hebung und Befestigung des Familienlebens der Armen und Anleitung zu zweckmäßigen wirthschaftlichen Einrichtungen, — Anregung und Pflege des Ordnungssinnes, der Reinlichkeit und Sparsamkeit der Armen im Hause, — Mitwirkung zur Beseitigung des Bettels, — die Einrichtung von Kosttischen und Suppen-Anstalten, von Wärmestuben und Kleiderspenden, — die Förderung des ordentlichen Schulbesuches der armen Kinder, die Herstellung von Beschäftigungsschulen für solche, von Rettungshäusern für verwahrloste Kinder, von Landwirthschaftsschulen für arme Knaben — Unterbringung von armen Waisen bei gesitteten Familien und der Knaben bei tüchtigen Gewerbsmeistern, — Kleinkinder-Verwahranstalten — Vorsorge für Blinde und Taubstumme, — Einrichtung von Armen-Wohnungen, — Kranken-Vereine, — die Gründung von Sparladen, Unterstützungs-Kassen für Fabrikarbeiter und Gesellen, — die Liedke'schen Spar-Vereine, Hilfs-Kassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schlimmste, was mit der Noth zunimmt.

Das Schlimmste, was mit der Noth zunimmt, das ist die Lüge. Die Alten nannten jedes Ding bei seinem rechten Namen; aber die falsche Cultur putzt das Unrecht, die Lüge, Betrug, Verläumdung, Dieberei, ja selbst die größte Grobheit heraus. Wahrheit allein ist die rechte Höflichkeit, der Inhalt alles Rechtes, und das Höchste und Geringste in der Welt, wie ihr es faßt, ob mit Ernst, ob mit Spott, kann der Wahrheit nicht entbehren. Warum soll man also das Unentbehrliche nicht bei jeder Gelegenheit üben? Warum die Lüge auf den Thron setzen, wo die Wahrheit allein nützen kann. Der Bettler, der den belügt, der ihm eine Wohlthat spendet, ist der undankbarste und verächtlichste Mensch, den ich mir denken kann. Heuchelt er seine Noth, so ist er nicht besser als ein Dieb. Der unverschuldeten Armuth aber braucht sich Niemand zu schämen, wohl aber der Lüge. Wenn eine höhere Behörde einen Gemeindebediensteten fragt: Wie steht's in euerer Gemeinde, habt ihr nichts zu klagen? und er antwortet aus Höflichkeit und Wohldienerei: „Es steht alles gut", und wenn nur Einer hinter dieser falschen Höflichkeit oder unrechtem Wohldienst schmachtet, hungert oder verdirbt, oder irgend ein Gebrechen fortwuchert, so war seine Antwort eine dumme, verächtliche Lüge, die eher denn strenge Strafe, als Würdigung verdient. Wie kann ein Arzt Heilung geben, indem, wenn er kommt und fragt nach dem Patienten, man sagt, man ihm vorlügt, es fehlt ihm eigentlich nichts, er hat sich nur ein wenig beklagt. Was kann aus dem Jüngling werden, der seine Vorbereitungsjahre für das Mannesalter mit Aneignung guter Eigenschaften zubringen soll, aber statt dessen sich an Dieberei u. dgl. gewöhnt, seinen Lehrprinzipal bestiehlt, davonläuft und seinem Vater vorlügt, er habe wegen Mißhandlung davon laufen müssen. Seine Lügen bilden ihn vielleicht noch zu einem armen Manne, zum Zuchthaus, aber wahrlich zu nichts Rechtschaffenem heran. So lügt der Lasterhafte Tugendhaftigkeit, der Verläumder lügt Aufrichtigkeit, der Betrüger lügt Ehrlichkeit, der Verbrecher lügt Unschuld, der Faullenzer lügt Fleiß, die Unreine lügt Reinheit, und oft der beklagenswertheste Hilflose lügt, daß es ihm gut gehe. Warum will man aber die Wahrheit nicht an die Stelle der Lüge setzen? Sie nützt ja doch, wenn sie zur rechten Zeit angebracht wird! Wer in unsern Tagen sich oder andere über seine dürftige Lage belügt und betrügt, der kommt mir vor wie der, welcher Falschmünzer wird, weil er gerade kein Geld hat. Ist ein Hungriger zu bedauern, der aus falscher Schaam, Selbstsucht und Eitelkeit lieber Hungers stirbt, als daß er seinen Nebenmenschen um ein Stückchen Brod anspräche? Ist ein Hungriger zu bemitleiden, der am Verschmachten ist und dennoch dem, der ihm hülfreich nahen will, schon von weitem zuruft: ich bin satt! In den Tagen der Noth ist dem Nothleidenden außer dem Stückchen Brod nichts so nothwendig, als Wahrheit und Aufrichtigkeit gegen Freund und Feind, und vor Allen gegen sich selbst. Man sagte vor Zeiten: „Noth lehrt beten!" — in unsern Tagen kommt es einem aber fast vor, als werde man bald sagen: „Noth lehrt lügen und betrügen!"

Erhabene Gesinnung.

Es ist klüger und leichter, Beleidigungen zu verhüllen, als sie zu rächen. Schon die populärste Klugheit sagt, man solle einem bösen Hunde zwei Stücke Brod geben, statt nur ein Stück. Wir können diejenigen, welche uns die Ehre rauben wollen, zu Beschützern derselben machen, wenn wir schnell unsere Feinde gewinnen, von denselben das, was wirklich gut ist, öffentlich anerkennen, ihnen entgegen kommen in Gefälligkeiten, mit Klugheit und Weisheit den Keim des Bösen in der Geburt ersticken. Dem Mißvergnügen und der Bosheit muß man nicht Zeit lassen, sich zu entwickeln. Im Anfange ist das Uebel, weil es noch klein ist, leichter zu besiegen, als wenn es schon an Stärke gewonnen hat. Dem Feinde verzeihen ist die größte Großmuth und ein Zeichen einer starken Seele, die sich über Feind und Freund erhebt auf der Anhöhe rein geistiger Grundsätze, von denen ausgegangen das menschliche Leben wie ein Maulwurfshügel uns vorkömmt. Suche deine Feinde zu Freunden zu machen, indem du ihnen zeigst, daß du keinen Haß gegen sie trägst, was du täglich darthust durch Thaten an ihren Kindern, durch Beförderung ihres Glückes. Der Feind hat seine Spionen, welche unter allerlei Vorwänden unsere Gesinnungen ausforschen wollen. Diesen Parteigängern und Spionen, in welcher Maske sie auch erscheinen mögen, gib keine Waffen in die Hand, vielmehr behandle sie mit Güte, aber mit Vorsicht, damit sie nicht Feuer anblasen können. Wird dir eine Gefahr bekannt, die dem Haupt deines Feindes Verderben droht, ohne daß er es weiß, so setze ihn davon in Kenntniß. Manchen ist kein Mittel und kein Weg zu schlecht, um ihre Gegner zu überwinden. Allein der Mann, dem wahre Ehre lieb und heilig ist, verschmäht jede niederträchtige Art, seinen Feind zu besiegen.

Ein Sieg, durch niederträchtige Wege erlangt, ist keine Ehre, sondern schimpflicher, als Niederlage; Großmuth ist der größte Sieg. Die Leidenschaft des Feindes soll nicht unser Eigenthum werden. Und wenn früher oder später die Leidenschaft in Hintergrund tritt und der ruhigen Ueberlegung Platz macht, so wird der Feind durch unsere Großmuth besiegt. Leider gibt es Menschen, die es mit Niemanden aufrichtig meinen, die allen Menschen zu schaden suchen, so viel sie können, denen nichts ehrwürdig ist, die eine Teufelsseele haben, die man durch gar nichts gewinnen kann — gegen solche zeige Frost, strenge Gerechtigkeit; sei äußerst sparsam mit Worten, laß dich nirgends sehen, wo du nicht pflichtswegen hingehen mußt, traue nicht leicht, denn es gibt viele maskirte Spionen, Ueberbringer; sei streng im Dienst und in Deinem Wandel, erfülle deine Pflichten mit Genauigkeit und mit sichtbarem Eifer — schneide solchen Satansseelen, solchen Ungeheuern in menschlicher Gestalt sorgfältig alle Wege ab, damit sie dir nicht schaden können. Erweise großmüthig

gegen alle Güte, aber verlaß dich niemals auf die Großmuth der Menschen. Wenn du lasterhafte Menschen zu deinen Feinden hast, so macht es dir Ehre. Wer redlich, gerecht lebt und handelt, müßte sich schämen, wenn er keine Feinde hätte.

Hast du Menschen zu Feinden, welche ihre Bosheit mit Rang, Titeln und Reichthümern unterstützen können, — dann, lieber junger Mann, kannst du den Weg nach Friedingen nur finden, wenn du über Schweighausen gehst. Das Laster wird bedient durch tausend Augen, durch tausend Hände, durch tausend Füße, durch tausend Federn und Zungen; das Laster wird angebetet, wenn es in Reichthum, in Rang und Titeln einhergeht; die Tugend muß betteln und schweigen, so ist die Welt. Nimm die Geschichte, lies und denke. Viele Menschen, die sich von ihren Freunden trennen, mißbrauchen nachher die heiligen Geheimnisse der ehemaligen Freundschaft, um ihren Haß und ihre Rache zu befriedigen. Das sei ferne von dir, lieber Leser! Wenn du kämpfen mußt — und der Edelste hat die meisten Kämpfe — so brauche ja niemals verbotene Waffen, wenn dir deine Ehre lieb und heilig ist. Sei aber auf deiner Hut, daß nicht andere deine Freundschaft mißbrauchen und durch verbotene Waffen dir schaden können. Manchen ist der Verrath nicht zu schlecht, um zu Ehrenstellen, Geld und Ansehen zu gelangen, ohne zu bedenken, daß man den Verrath benützt, den Verräther verachtet. Du aber, mein Leser! verschmähe solche Wege, die die Ehre beflecken und immer mit Recht verabscheut werden.

Zu laue Erziehung.

(Eine belehrende Geschichte.)

Der Kaufmann Neumann lebte in einer Provinzialstadt, woselbst er, durch die vortheilhafte Lage des Orts begünstigt, ein ziemlich blühendes Geschäft betrieb. Hauptsächlich hatte er diesen günstigen Erfolg dem Eifer und der praktischen Umsicht seiner Ehefrau zu danken, welche vermöge ihres Scharfsinns und Energie in der That mehr zur Führung äußerer Verhältnisse als für das stillere Walten im häuslichen Kreise (die eigentliche Aufgabe des Weibes) berufen zu sein schien. —

Aus solchem geräuschvollen Leben ward der noch in der Blüthe männlicher Kraft stehende Neumann durch einen plötzlichen Tod abgerufen, indem er außer seiner Witwe noch ein unmündiges Söhnlein hinterließ. — Weder die nur bescheidenen Vermögensumstände noch auch der practische, auf den Erwerb gerichtete Sinn der jetzt alleinstehenden Frau erlaubten derselben, ihr Leben fortan in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen; im Gegentheil hatte sie nun, bei Fortführung des Geschäfts, noch mehr Gelegenheit, selbstständig und emsig zu wirken. — Rastlos bei Tag und Nacht, war sie thätig, um dem heranreifenden Sohne das väterliche Erbtheil einst im blühendsten Zustande zu hinterlassen. —

Während die gute Frau auf solche Weise für das künftige Wohl ihres Kindes bedacht war, vergaß sie leider darüber die Hauptsache, nämlich: durch die Einwirkung einer sorgfältigen Erziehung Geist und Gemüth des Knaben auszubilden und einen braven Menschen aus ihm zu machen. Richard Neumann hatte — wie man zu sagen pflegt — natürliche gute Anlagen, besonders zeichnete er sich durch einen frühreifen Verstand aus, ein Vorzug, welcher seine Mutter besonders beglückte. — Allein seine guten Eigenschaften wurden indeß durch einen unglückseligen Charakterzug verdunkelt, durch den Hang zum — Stehlen. Merkwürdig war es übrigens, wie in Richards Brust dieser Hang neben einem Gefühl bestehen konnte, welches scheinbar im grellsten Widerspruch damit steht, wir meinen die Ehrliebe. Durch Scham vor Entdeckung getrieben, suchte der Knabe daher seine böse Streiche nur im tiefsten Dunkel zu verüben, und indem er so Straflosigkeit erzielte, wuchs sein unseliges Laster ungestört mit ihm empor.

Die Mutter, von dem äußern Leben und Treiben ganz in Anspruch genommen, wendete wenig Sorgfalt auf die Erziehung des Sohnes: sie übertrug dies Geschäft bis zu einer gewissen Zeit weiblichen Dienstboten und überließ den unglücklichen Knaben alsdann fast ausschließlich sich selbst. — Die schlimmste Lage, in welche sie ihn bringen konnte.

Gerade ein Kind von Richard's Gemüthsart mußte unter strenger und zugleich liebevoller, jedenfalls unter beständiger Aufsicht gehalten werden; auf solche Art wäre es leicht möglich gewesen, seine Jugend-Fehler, besonders den Hang zum Diebstahl siegreich zu bekämpfen, ihn zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. An Energie und Gaben, dem Verwaisten selbst den Vater zu ersetzen, fehlte es der rüstigen Frau auch keineswegs, aber einerseits die vielfache Beschäftigung nach Außen, anderseits eine gewisse Sorglosigkeit und Lauheit bewirkten, daß, sie (freilich sich selbst unbewußt) ihren Sohn vernachlässigte. Dadurch, daß sie ihn in eine unter der Leitung eines trefflichen Pädagogen stehende Schulanstalt brachte, glaubte sie hinlänglich für seine Bildung gesorgt zu haben.

Richard hatte stets günstige Zeugnisse seines Verhaltens und Fleißes aufzuweisen, so daß Frau Neumann höchlichst erstaunte, als eines Tages der Schulvorsteher zu einer geheimen Unterredung sich bei ihr anmelden ließ. — Allein wie erschrack sie, als der biedere Schulmann ihr mit bekümmerter Miene Eröffnungen machte, welche sie nie erwartet hätte.

Professor X. hatte dem jungen Neumann, welcher gleich Anfangs durch seinen hellen Verstand die Aufmerksamkeit der Lehrer erregt hatte, besondere Theilnahme gewidmet: er erkannte die Vorzüge des talentvollen Knaben, ohne daß ihm, als einem scharfsinnigen Beobachter, die Fehler desselben entgangen wären. Er suchte vielmehr durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel auf das Gemüth Richard's zu wirken, gewahrte jedoch bald mit Schrecken, wie die laue, häusliche Erziehung alle guten Eindrücke alsbald wieder verwischte. — Seiner beständigen Aufmerksamkeit entging auch denn nicht der Hang des Knaben zum Stehlen: so wurden zum öfteren Schulbücher u. dgl. m. entwendet, ohne daß der Thäter offenkundig wurde. — Professor X. allein kannte denselben sehr wohl und suchte durch abschreckende Strafen sowie liebreiche Ermahnungen ihn zu bessern. Doch vergebens!! Im mütterlichen Hause fast ganz sich selbst überlassen, verfiel der Unglückliche bald wieder in seinen alten Fehler. — Da hielt es der wackere Lehrer, als letzten Versuch, für nöthig, der Mutter Richard's ernstliche Vorstellungen zu machen.

„Ist es möglich," rief die geängstete Frau händeringend, — „mein Sohn ein Dieb! Womit habe ich das an meinem Kinde verdient!"

„Erlauben Sie mir," entgegnete der Professor, nachdem er dem ersten mütterlichen Schmerz freien Lauf gelassen hatte, „erlauben Sie mir, Ihnen offenherzig meine Meinung zu sagen. Alle Versuche meinerseits, den Knaben zu bessern, werden so lange fehlschlagen, als die häusliche Erziehung keine andre wird, als Sie, Madame, die Pflichten gegen Ihr einziges Kind vernachlässigen!"

„Mein Herr" — —

„Es ist durchaus nicht meine Absicht, fiel der Lehrer in erstem Tone ein, „Sie zu beleidigen, Madame. Hören Sie mich deßhalb ruhig an! — Ich erkenne es an, daß Sie Ihren Sohn weder mit zu großer Strenge behandeln, noch auch ihn verzärteln: aus der Vermeidung jener beiden Ex-

treme geht indeß die richtige Erziehung noch lange nicht hervor. Es ist ferner wahr, daß Sie dem Knaben mitunter eine Tracht Schläge ertheilen oder bei besonderer Gelegenheit ihn zu belohnen suchen — das aber ist bei weitem nicht genug! Ihr armer Sohn bedarf unausgesetzter strenger Aufsicht, einer leitenden, liebevollen Hand, wenn er dem Pfade des Guten zurückgegeben, wenn er darauf erhalten werden soll. Sagen Sie selbst, Madame, haben Sie auf solche Weise die Erziehung Ihres Sohnes geleitet?"

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüft hast; an der Tafel des Gastmahls gibt's mehrere derselben, als an der Thüre des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde; zwei derselben liebte er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. „Wer unter euch," sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? denn ich bin hart verklaget worden, und der König zürnet."

Der erste seiner Freunde entschuldigt sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebauet hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugete von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine **wohlthätigen Werke**. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters: sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade. Herder.

Arbeit.

Sollst niemals ohne Arbeit sein,
Arbeit bringt Feuer aus dem Stein.
Die besten Schiffe müssen fahren,
Die schlechten thut man im Hafen bewahren.

Die beiden Sänger.

Die Abendstunden festlich froher Leute
Erheiterten zwei Künstler durch Gesang;
Gleich hell und zart war ihrer Stimmen Klang
Und gleiche Liederweisen sangen beide.

Wie kam's nun, daß der Eine mehr erfreute,
Und daß sein Singen mehr zum Herzen drang? —
Der Eine sang, weil Lust zum Lied ihn zwang,
Der Andre, daß er sich Gewinnst bereite.

Gleicht, der aus Lust zum Liede sang, nicht Allen,
Die nur aus glaubensvoller Liebe thun,
Was Gott und Menschen nur kann wohlgefallen?

Doch ging es nicht dem Andern ganz wie Denen,
Die nimmermehr in guten Werken ruh'n,
Weil sie Verdienst daraus zu ernten rühmen? —

L. M—r.

Gaben der Wohlthätigkeit.

Speyer, 8. Aug. Der Königl. Regierungspräsident **Hr. v. Hohe** hat jedem der 24 St. Johannis-Kantonal-Vereine, welche in der Pfalz bereits bestehen, ein Gründungskapital von ein tausend Gulden aus dem Polizeistraffond zugewiesen. (Pf. Ztg.)

Lesefrüchte.

† Rastlos fliehend sich selbst und gespornt von Hoffnung und Liebe,
Strebt in die lärmende Welt immer der Jüngling hinaus;
Doch den bedachtsamen Mann, den bittre Erfahrungen übten,
Stößt die täuschende Welt bald in sich selber zurück.

† Ja, ein zufriedenes Herz fühlt seine Freuden ganz und halb nur seinen Schmerz.

† Oft fühlt man den Schmerz nicht einmal,
Und doch ist's ein Trost, ihn zu fühlen,
Es lindern ihn zärtliche Thränen alsdann.

† Kummer stimmt das Herz zur Freundschaft und zur Liebe: der Unglückliche kennt keinen Genuß als Herzensergießung, und deßhalb muß er solche Wesen ungewöhnlich lieb gewinnen, die ihm mit Theilnahme begegnen.

† Freude ist der letzte Wunsch aller empfindenden Wesen, sie ist dem Menschen, was Luft und Sonnenschein den Pflanzen. Durch süßes Lächeln kündigt sie die erste Entwickelung der Menschheit im Säuglinge an, und ihr Abschied ist der Vorbote der Auflösung unsers Wesens. Liebe und gegenseitiges Wohlwollen sind ihre reichsten und lautersten Quellen; Unschuld des Herzens und der Sitten die sanften Ufer, in welchen sie dahin fließen.

† Den Meisten ist Vergnügen eine — Arbeit; den Wenigsten Arbeit ein — Vergnügen.

† „Baares Geld lacht!" — Das ist reine Schadenfreude vom Gelde, denn es denkt: „Was wirst Du noch — weinen, wenn ich fort bin!"

† Nichts scheint den Menschen mehr zu entwürdigen als Selbstsucht. Das egoistische Streben, nur für sich handeln: selbst die Frucht seiner That genießen zu wollen, scheint jede Erhabenheit der Gesinnung, alles Gefühl für echte Menschlichkeit vernichten zu müssen. Das aber ist groß und edel, das Gute zu thun, damit es gethan werde, um des Guten willen. Luden.

Cuseler Fruchtpreis vom 11. August.

Der Centner Weizen — fl. — kr. Korn 7 fl. 2 kr. Spelz 5 fl. 57 kr. Sommergerste 5 fl. 23 kr. Wintergerste 4 fl. 46 kr. Hafer 5 fl. 20 kr. Erbsen — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 46 kr. Ein Kornbrod 27 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 8 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 7. Freitag.

1854. den 18. August.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins" vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Dich o Mensch, wird an Deinem Grabe Alles, Alles einst verlassen, Nur Deine guten Thaten, sie begleiten jenseits Dich vor Gottes Thron. [St. Johannisvereins.

Gute Thaten.

Und ist die Quelle auch noch so klein,
Sie kann doch zufrieden und glücklich sein,
Denn jugendlich bleibet ihr Streben.
Sie rinnet stets lustig durch Wiesen und Flur,
Bekleidet mit lachendem Grün die Natur,
Schafft ringsum Segen und Leben.

O wenn doch auch die menschliche Kraft,
Die mühsam sinnet, wirket und schafft,
Stets jugendlich bliebe und munter.
Wir haben nur eine Spanne Zeit,
Und eh' noch die Saat der Jugend gedeiht,
So müssen in's Grab wir hinunter.

Und Liebe, der liebliche Frühlingsgruß,
Und Freundschaft, der himmlische Genius,
Sie werden nicht uns're Begleiter.
Die Hoffnungen, Träume, Ehr' und Glück,
Ja Thaten bleiben auf Erden zurück,
Steh'n wir auf des Grabes Leiter.

Und steigen wir arm in Grabesnacht,
Was Großes und Gutes wir hier vollbracht,
Es wird nicht vergeh'n und verderben.
Es wächst und blühet und reifet die That,
Wie auf dem Felde die grüne Saat;
Das Gute wird niemals sterben!

Der St. Johannis-Verein.

(Fortsetzung.)

Dieser Paragraph gab den Impuls, der unsern Armenfreund ins Leben rief. Derselbe empfiehlt: 1) Hebung und Befestigung des Familienlebens der Armen und Anleitung zu zweckmäßigen wirthschaftlichen Einrichtungen. Dazu gehört eine fleißige, fast tägliche Beaufsichtigung derselben; etwa zu je zehn solcher Familien einen der wohlwollendsten Männer des Orts als Vorsteher, der sich ihrer annimmt mit Belehrung, Hilfe und Rath, ja, der auch, wenn es die Umstände erheischen, Zurechtweisung und Strafe am rechten Orte und zur rechten Zeit anzuwenden berechtigt sein sollte. Da aber mit der materiellen Armuth die geistige gleichen Schritt hält und zwar in der Weise, daß der arme Vater oder die arme Mutter oft nicht einmal mehr den Sonntagsrock haben, um anständig in der Kirche erscheinen zu können, um wenigstens doch noch der Pflege der Seele zu warten, wenn sie der des Körpers nach seinen Erfordernissen nachzukommen, sich außer Stand befinden: so möchte man unserm „Armenfreund" die Thüren ihrer Hütten und Wohnungen öffnen, und seine Lehren werden nicht ohne Einfluß bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen.

I.

In Landau, einer Stadt, die sich durch den Wohlthätigkeitssinn ihrer wohlhabenden Einwohner von jeher rühmlich auszeichnete, fand die Sache des St. Johannis-Vereins freudigen Anklang. Die ersten Gaben, die gesammelt wurden, fielen in Betracht der obwaltenden Nothzustände immerhin noch ziemlich reichlich aus, immerhin bilden sie ein Tröpflein zur Milderung des Nothstandes der nach Hülfe schmachtenden Armuth. (Fast die ganze Einnahme wurde bedrängten Gemeinden der Umgegend übergeben, um dem Bettel zu steuern.) Die Gemeinde Landau selbst besitzt der öffentlichen und privaten gutgeleiteten Unterstützungsanstalten so viele, zum Theil reichlich dotirte, daß für alle Nothleidenden der Gemeinde Vieles geschehen kann und geschieht, und zwar um so mehr, als der Wohlthätigkeitssinn der Einzelnen, wenn auch häufig in Anspruch genommen, und manchmal auch mißbraucht, doch immer wieder bereit ist, Hülfe und Handreichung zu gewähren. — Wir haben hier:

1) ein reichdotirtes Hospital, (Kranken- und Armen- und Pfründnerhaus);

2) ein Waisenhaus, gestiftet durch die edle Freigebigkeit des Herrn Bürgermeisters J. Lang, und seit dem 6. October 1850 in gesegneter Wirksamkeit blühend;

3) eine Kleinkinderschule, begründet und erhalten

durch freiwillige Gaben. Zu der Unterstützung dieser Anstalt tragen auch mehrere israelitischen Familien mit bei, während die mosaischen Speisegebote die Israeliten hindern, ihre kleinen Kinder der Anstalt anzuvertrauen. Gewiß eine anerkennungswerthe Uneigennützigkeit, welche sich ebenso sehr bewährt in reichlichen Beiträgen der Israeliten zu dem Fonds der öffentlichen Armenpflege, deren Hülfe hier nie für Arme der israelitischen Gemeinde in Anspruch genommen wird.

Was von den einzelnen Confessionen geschieht in aller Stille, übergehen wir billig, obgleich die Armenpflege auch von dieser Seite segensreich wirkt.

II.

Ein Frauenverein, — der seit etwa vier Jahren hier unter dem bescheidenen Namen: „Nähkranz für Arme", thätig ist, hat bereits in Zweibrücken und Neustadt eifrige Nachahmung gefunden; verdient sie aber allerwärts, besonders in den Städten der Pfalz. Zehn Frauen kommen alle vierzehn Tagen bei einem einfachen Kaffee abwechselnd bald bei dieser, bald bei jener der Mitwirkenden zusammen, um von 3 bis 7 Uhr des Nachmittags zu nähen — für arme unterstützungsbedürftige Wöchnerinnen aller Confessionen. Abwechselnd übernimmt die eine oder andere der Frauen die einfache Aufzeichnung über Ausgaben und Einnahmen. Die letztern werden geschöpft aus regelmäßigen Beiträgen der 10 Mitglieder und freiwilligen Gaben der Freundinnen des Vereins.

Was jedoch die gesegnetste Seite der Wirksamkeit dieses Vereins bildet, ist die Bestimmung, daß die Frauen, die für diesen Liebeszweck thätig sind, persönlich ihre Gaben überreichen und bei Gelegenheit ihrer Besuche in den Hütten der Armuth sich von den Verhältnissen der Familien selbst überzeugen. Was bemerkt nicht Alles das umsichtige Auge einer Hausfrau in dem Haushalt des Armen! Wie gerne nimmt die Mutter von den freundlichen Geberinnen, die für ihre und ihres Kindes Noth ein Herz haben und sie aufsuchen mit den Gaben auch freundlichen Rath an! Die Ehefrau des Aermsten fühlt sich geehrt und gehoben, wenn sie sieht, wie die Frauen der besten Familien sich ihrer und ihres Kindes in christlicher Liebe annehmen; manche fühlt sich auch recht heilsam beschämt, weil in ihrem Haushalt nicht jene Reinlichkeit, Ordnung und häusliche Zucht herrscht, die einen so wohlthuenden Eindruck hinterläßt, wenn sie in der Wohnung der Dürftigkeit gefunden wird. — Als die Weisen aus dem Morgenland nach Bethlehem kamen und „fanden das Kindlein mit Maria seiner Mutter — und thaten ihre Schätze auf und schenkten ihr Gold, Weihrauch und Myrrhen": da war heilige Freude in der Hütte der Niedrigkeit. Gehet hin und thuet deßgleichen — und bringet Leinwand und Kinderzeug und Krankenkost: — und es wird der Stern Christi, der freundliche Stern heiliger Freude, stiller Dankbarkeit und segnender Liebe leuchten über der Hütte des Armen!

Zu laue Erziehung.

(Fortsetzung.)

Frau Neumann hatte mit Erstaunen die ernsten Worte des Schulmannes vernommen; dergleichen hatte ihr noch Niemand gesagt, solche Betrachtungen hatte sie noch nie angestellt. Nichts desto weniger fühlte sie die Wahrheit der tadelnden Bemerkungen, obwohl in nur unvollkommenem Grade und indem sie eine tiefe Empfindlichkeit über die freimüthige Rüge nicht unterdrücken konnte.

„Mein Herr," entgegnete sie mit etwas gereizter Stimme, „ich bin bisher in der That einer Vernachlässigung meiner Pflichten nicht bewußt gewesen. Gott weiß, daß ich vielmehr unermüdlich gearbeitet und auf alle Weise bedacht bin, das Glück meines Sohnes fest zu begründen. „Vom Schulmeistern" fuhr sie aufgeregt fort, „vom Schulmeistern habe ich freilich nie viel gehalten, auch nie Zeit genug dazu gehabt. Es ist mir im Gegentheil zuwieder, die Kinder um jede Kleinigkeit zu schelten oder sentimentale Scenen mit ihnen aufzuführen; sie müssen sich aus sich selbst entwickeln. Auf meine eigene Erziehung ist überdieß noch weniger Mühe verwendet worden und doch — ich darf mir das selbst sagen — dennoch fülle ich meinen Platz im Leben aus!" —

„Sie sehen doch," erwiederte der Professor, „welche Früchte jene freie Entwickelung an Ihrem Sohn getragen hat. Nein, Madame," sprach er in herzlichem Tone weiter, als er den schmerzlichen Eindruck seiner Entgegnung bemerkte, „ich beschwöre Sie, diese allgemeinen, haltlosen Ideen fahren zu lassen, sich speziell um das Wohl Ihres einzigen Kindes zu bekümmern! Noch ist es vielleicht nicht zu spät — lassen Sie es nicht zu spät werden! Wenn der Knabe länger auf dem betretenen Wege ungestört fortgeht, so wird er unfehlbar eine Beute des Verderbens werden. Denken Sie an meine Mahnung, Madame; Sie sind für das Wohl Ihres Kindes verantwortlich — von Ihren Händen wird Gott einst seine Seele fordern!"

Frau Neumann war sichtlich von den feierlichen Worten des wackren Lehrers bewegt, sie versprach ein wachsames Auge auf den Gefallenen haben zu wollen und sich ferner angelegentlich seiner Erziehung zu widmen.

Die nächste Folge der Unterredung mit dem Schulvorsteher war, daß die Mutter sogleich ihr ungerathenes Kind zu sich kommen ließ. Anfangs suchte sie ihm mit Ruhe sein unwürdiges Benehmen vorzuhalten, bald indeß ließ sie sich vom Unwillen hinreißen, schalt in den heftigsten Ausdrücken und drohte mit den schwersten Strafen bei wiederholten Vergehungen. —

Richard verließ das Zimmer der Mutter mit widerstrebenden Gefühlen: Scham über die geschehene Entlarvung, Erbitterung über die Vorwürfe und Drohungen der Mutter erfüllten seine Seele. Leider, leider war es schon zu weit mit ihm gekommen! Seine bisherige mangelhafte Erziehung hatte ihm eine gewisse Art von Selbstständigkeit gegeben, er glaubte, keiner leitenden Hand mehr zu bedürfen. Dennoch sah er ein, daß es klüger sei, den strengen Anordnungen der Mutter zu folgen, als ihr offenen Widerstand entgegenzusetzen; er erheuchelte daher ehrerbietige Unterwürfigkeit gegen die leicht zu blendende Frau, indem er zugleich den Entschluß faßte, bei seinen schlimmen Streichen noch vorsichtiger zu Werke zu gehen. Das alles, diese frühe Verstockung und Heuchelei, war die Folge einer lauen, herzlosen Erziehung! —

Die Schule konnte unter solchen Umständen nicht heilsam wirken, da ihr alle Unterstützung des elterlichen Hauses gebrach; aus demselben Grunde ging der Unterricht des Geistlichen und die Confirmation spurlos an Richard's Gemüth vorüber.

Die inzwischen mit der anscheinenden Sinnesänderung ihres Sohnes zufriedene Wittwe beschloß, denselben nach geschehener Einsegnung zu einem bedeutenden Kaufmanne der Residenz in die Lehre zu geben, mit vielen, einst auf das practische Leben sich beziehenden Ermahnungen ausgerüstet, verließ Richard das mütterliche Haus.

Der junge Neumann, fühlte sich in der Hauptstadt bald überaus wohl: das lebhafte, lustige Treiben sagte ihm ungleich mehr zu, als die einförmige Stille seines Geburtsorts. Sein Prinzipal, der ein sehr großes Haus führte, behandelte ihn überdieß (als einen weitläuftigen Verwandten) mit besonderer Aufmerksamkeit. Richard konnte in seinen Briefen an die Mutter nicht genug die Schönheit der Residenz, die

Pracht der Vergnügungsörter u. s. w. beschreiben, unterließ aber auch nicht, jenen Erzählungen stets Klagen wegen unzureichender Geldmittel beizufügen. Frau Neumann, obschon die Sparsamkeit sehr liebend, befriedigte doch, vielleicht aus geheimer Furcht vor den früheren Vergehungen ihres Sohnes, die Wünsche derselben aufs Zuvorkommendste. Mit einem nicht unangemessenen Taschengelde versehen, hätte also der junge Mann heiter und vergnügt leben können, wenn er nicht unglücklicher Weise in die Gesellschaft höher gestellter, junger Leute gerathen wäre, deren Beruf einzig und allein darin bestand, ihr Vermögen in Saus und Braus durchzubringen. Solchen es gleich zu thun, war Richard freilich nicht im Stande; dennoch mochte er theils aus falscher Schaam, theils aus Vergnügungssucht der Gesellschaft sich nicht entziehen.

Woher nun aber die Mittel zu diesem Zweck? — Ach, der Versucher erwachte mit erneuter Stärke im Herzen des Unglücklichen. Tag und Nacht ließ er ihm keine Ruhe — Richard kämpfte den letzten Kampf gegen die Sünde, der Verführer siegte, Richard unterlag.

Die Kasse sowohl, als auch die Waarenlager standen dem Lehrling offen, Niemand hatte das Geringste Mißtrauen gegen den verständigen, jungen Mann, der überdieß der Liebling des Prinzipals war.

Es war finster, sehr finster in dem hohen Gewölbe, wo Richard den ersten Diebstahl beging: im Herzen des Verbrechers war es noch viel finsterer!!!

Eine Entwendung folgte nun der andern; Richard hatte keine Ruhe des Gemüths und suchte daher in rauschenden heimlichen Lustbarkeiten Zerstreuung, allein den inneren Richter beschwichtigte er damit.

So waren einige Jahre verstrichen.

(Fortsetzung folgt.)

Mäßigkeit.

Was dich hienieden dem Glücke zunächst bringen kann, ist, wenn der Himmel dir Verstand und Gesundheit bescheeret. Willst du diese Güter bis ins Alter dir erhalten, so meide die Unmäßigkeit, und sichere dich vor ihren Versuchungen.

Wenn sie dir köstliche Gerichte auftischt, wenn der Wein perlet in dem Glase, wenn sie dich zu begünstigen scheint und Fröhlichkeit dir einhauchen will, siehe da den Augenblick der Gefahr. O daß deine Vernunft dich schütze vor ihren Lockungen; hörest du die Feindin, so bist du betrogen und verrathen.

Die Freude, die sie (die Sinnlichkeit) dir verspricht, ist Betrug; ihre Vergnügungen führen dich den Krankheiten und dem Tode zu.

Betrachte nur ein wenig ihre Sklaven, die da knechtisch in ihrem Gefolge sind.

Du siehst sie blaß und entnervt; sind sie nicht krank, so sind sie doch wenigstens kraftlos.

Auf ihre kurze Vergnügungen folgen trübe Tage, Mattigkeit und Kummer.

Sie hat ihren Geschmack verdorben; die ausgesuchtesten Bissen behagen ihnen nicht mehr. Sie sind Schlachtopfer geworden, und die Vorsehung verhängt die gerechte Strafe über sie, weil sie die Gaben derselben mißbrauchten.

Wer ist aber jene, die leichten Schrittes und voll Anmuth über jene entfernte Ebene wandelt?

Rosen blühen auf ihren Wangen; die Morgenröthe ist auf ihren Lippen; die Freude, mit Unschuld und Sanftmuth vermischt, wiederstrahlet in ihren Augen dir eine Herzensfreude, und entlockt ihr Gesänge, während sie dahinwandelt.

Es ist die Gesundheit, eine Tochter der Arbeitsamkeit und Mäßigkeit; ihre Kinder wohnen auf den Bergen, die sich in den nördlichen Gegenden von San-Ton-Hoo emporheben.

Sie sind muthig und lebhaft, theilen alle Freuden ihrer Schwester. Ihre Nerven und Knochen sind voll Kraft und Ausdauer; die Arbeit ist ihr Vergnügen vom Morgen bis zum Abend.

Die Leidenschaften bezähmen, ist ihre süßeste Uebung; schlimme Anlagen zu überwinden, ist ihr Ruhm.

Da ihre Vergnügungen gemäßigt sind, so machen dieselben sie ausdauernd; ihre Ruhe ist kurz, aber tief und stille.

Ihr Blut ist rein, wie ihre Seele lauter ist; der Arzt, ihnen ein Fremdling, entfernt sich von ihrer Wohnung.

Sicherheit wohnet nicht bei den Kindern der Welt; das Zutrauen ist ausgeschlossen vor ihrer Wohnung.

Sieh da, von außen sind sie immer neuen Gefahren ausgesetzt; und immer erlauert der Verräther den Augenblick, wo er sie überfallen kann.

Die Begierden einer sinnlichen Liebe haben ihre Gesundheit, ihre Kraft, ihre Schönheit und ihre Munterkeit verzehrt. Ihre Glieder sind zart und empfindlich; ihre Kleidung ist schön und ausgesucht; Schlüpfrigkeit glänzt aus ihren Augen; die Versuchung setzt sich in ihren Schoos, ladet sie durch Blicke ein, und betrügt sie durch ihre Vorspiegelungen.

Fliehe ihre Lockungen; verstopfe dein Ohr ihren Schmeichel-Reden; wenn du ihren einnehmenden Augen begegnest, wenn du die Annehmlichkeit ihrer Stimme hörest, wenn sie dich umarmet, so legt sie dir ewige Fesseln an. Schande, Krankheit, Noth und Reue sind in ihrem Gefolge.

Entnervt durch ihre Sinnlichkeit, verweichlicht durch die Trägheit, werden Kraft und Gesundheit dich verlassen, deine Tage sind kurz und ruhmlos, aber zahllos deine Widerwärtigkeiten, und Niemand hat Mitleiden mit dir.

Was sich Fleiß und Sparsamkeit erwerben kann.

Ein vor Kurzem zu Exeter in England gestorbener Schneider, Namens Brunskill, der als junger Mensch keinen Heller besaß, hat seinen drei Kindern ein Vermögen von 200,000 Pfd. St. hinterlassen. Während der ersten sieben Jahre seiner Handwerker-Laufbahn pflegte er täglich, die Sonntage nicht ausgenommen, siebenzehn Stunden zu arbeiten. Er rühmte von sich, „daß er der einzige Mann in England sei, welcher täglich 40 (englische) Meilen reiten und für 40 Mann Kleider zuschneiden könne.“ Sein großartiges Schneidergeschäft brachte ihm in der letzten Zeit jährlich über 25,000 Pfd. St. ein; außerdem war er Geldmakler und machte gelegentlich Geschäfte mit jungen Leuten ab, die Aussicht auf ein bedeutendes Vermögen hatten. In solchen Fällen mag er auch den „Schneider“ nicht verläugnet haben.

Der zerbrochene Krug.

Um sich vom Menschenumgang abzuschließen,
Den er die Quelle seines Zorns genannt,
Verläßt Amont sein heimathliches Land
Und will das Glück der Einsamkeit genießen.

Nun hat er einst, um Blumen zu begießen,
Den Wasserkrug gefüllet bis zum Rand,
Da gleitet er ihm plötzlich aus der Hand,
Und tränkt, anstatt das Blumenbeet, die Wiesen.

Und wieder muß er sich zur Quelle bücken,
Doch als der Krug ihm fällt zum zweitenmal,
Da wirft er ihn ergrimmt zu tausend Stücken.

Doch bald darauf fällt er in tiefes Sinnen —
„Nur aus dir selbst stammt deines Zornes Qual"
Spricht er zuletzt und geht beschämt von hinnen.

L. M—r.

Frage und Antwort.

Kennt Ihr des wahren Trostes Schacht?
Die Quellen aller Freuden?
Den Engel, der mit Wundermacht
Uns schnell befreit von Leiden?
Den besten Trost für Seelenschmerz?
Das ist ein Gott-zufriedenes Herz!

Denn wenn die Seele ist voll Leid,
Wenn sie sich einsam fühlet,
Dann ist's nicht Unzufriedenheit,
Die Dir Dein Leiden stillet:
Der beste Trost für Seelenschmerz
Ist nur ein Gott-zufriedenes Herz!

Drum wünsch' nicht Gold und Reichthum Dir,
Das kann Dir Trost nicht reichen,
Nur Neid und Mißgunst bringt es Dir,
Die nimmer von Dir weichen;
D'rum bitte, statt um schimmernd Erz,
Nur um ein Gott-zufried'nes Herz!

Der Arme von Körborn.

„Mich hungert, ach, bin alt und schwach so sehr,
Kann gehen kaum noch auf den Straßen,
Niemand im Dorf ein Stückchen Brod gibt her,
Erkennt mich Gott, erkennt kein Mensch mich mehr?
Hat Alles, Alles mich verlassen?

Hilft Niemand einem armen, alten Mann?
Darf um kein Stückchen Brod mehr flehen;
Nein, nein, nicht helfet mehr, wer es auch kann,
Die Noth treibt mich zum Allerschlimmsten an,
Werd' Hülfe ich nicht bald ersehen."

Er ging und machte selbst zum Diebe sich,
Damit Gefangnenkost ihn rette
Vom Hungertod, der ja so fürchterlich;
„Will Gott" sprach er „dann nehm' er mich,
Find't er mich nur in einem Bette."

Das Mitleid aber ihm nicht Straf' gebot,
Und halb erstarrt und ohn' Erbarmen,
Ging er und gab nun selber sich den Tod — —!
O, Gott, er that den Schritt in höchster Noth,
Verzeihe dem Verlass'nen, Armen! —

Cusel, 1854. Sch.

Lesefrüchte.

† Kluge Leute glauben zu machen, man sei, was man nicht ist, ist in den meisten Fällen schwerer, als wirklich zu werden, was man scheinen will.

† Nicht nur das Laster kömmt uns an Andern häßlicher vor, auch die Tugend schöner.

† Es kann vortheilhaft für das Glück sein, von der Welt geehrt zu werden, aber diese Ehre ergreift nicht die Seele und hat durchaus keinen Einfluß auf die wahre Glückseligkeit. J. J. Rousseau.

† Leute, welche immer nur von Tugend und Rechtschaffenheit sprechen, machen auf mich dieselbe Wirkung, wie Leute, welche sich stark parfumiren, ich rieche immer das, was sie durch Wohlgerüche übertäuben wollen.

† Es gibt Leute, welche Uebels thun, ohne bösartig zu sein, ebenso, wie Eichen, ohne unter die Giftbäume zu gehören, doch Galläpfel tragen.

† Wir werden wunderbar nachsichtig gegen das Alter Anderer, in eben dem Maße, als wir selber an Jahren zunehmen. Bulwer.

† Die Tugend, welche ewig bewacht werden muß, ist der Schildwache kaum werth. Oliv. Goldsmith.

† Ich liebe die vornehme Gesellschaft; sie hat für mich einen Reiz, dem ich mich ungern entziehe; ich mag den zurückhaltenden Ton, den die Gesellschaft annimmt, die den wenig strengen Formen auf die sie hält, recht sehr wohl leiden. Sie sind in Augen, weit enfernt lächerlich zu sein, vielmehr ein Schlagbaum gegen Ausgelassenheit und rohe Ungezogenheit. Meinem Gefühle nach ersetzt nichts die feine Urbanität, die in den Salons der französischen guten Gesellschaft vorherrscht. Die Innigkeit eines vertrauten Zusammenlebens ist gewiß sehr angenehm und schätzbar; aber sie darf nur unter wenigen Menschen statt finden; sonst wird sie geräuschvoll, und sie entartet bald, wenn sie sich einer großen Anzahl von Individuen mittheilt, die an einem Orte vereint leben.
Baron de Lamothe Langon.

† Ueber Zukunft kann sich leicht belehren, wer auf des Herzens Ahnungen will hören. Camoens.

† Es folgt das Lamm seinem menschlichen Hirten, wie selten der Mensch seinem göttlichen!

† Der Glaube ist das Band zwischen Menschen und Gott! die Liebe zwischen den Menschen unter sich.

† Wie rein und unvermischt, still, aber dauerhaft
Sind Freuden, welche sich die Seele denkend schafft!
Sie sind die Grazien, die nur dem Weisen lachen,
Und ihm die Einsamkeit so liebenswürdig machen,
Und ihm vom Weltgewühl, wo Tausende sich flieh'n,
Zum schweigenden Gemach, zur stillen Lampe zieh'n.
Uz.

Cuseler Fruchtpreis vom 18. August.

Der Centner Weizen 7 fl. 14 kr. Korn 6 fl. 6 kr. Spelz 4 fl. 46 kr. Sommergerste — fl. — kr. Wintergerste 4 fl. 22 kr. Hafer 4 fl. 4 kr. Erbsen — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 45 kr. Ein Kornbrod 21 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 8 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 8. — Freitag.

1854. — den 25. August.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äussern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Wahre Glückseligkeit und der größte Lohn für unsere Tugenden finden wir nur in dem erworbenen Reichthume der Schätze eines edlen Herzens. [St. Johannisvereins.

Der Erde Höchstes.

Wer sich mit dem begnügt,
Was ihm der Himmel gab,
Lebt reich und ist vergnügt,
Bis er sich neigt in's Grab.

Doch reicher noch als reich
Ist nur ein edles Herz;
Das schafft und theilt zugleich
Und lindert Noth und Schmerz.

Dem Samenkorn es gleicht,
Das in der Erde schwillt,
Die Arme lichtwärts reicht,
Mit Segnungen gefüllt.

Es gleicht des Sternes Licht,
Der Tag verborgen reist,
Und düst're Nacht durchbricht
Und Finsterniß zerreißt.

Es gleicht dem Ocean,
Der Perlenschätze trägt;
Treibt Wogen himmelan,
Wenn es vom Sturm bewegt.

D'rum wem ein solches Herz
Vom Himmel ward zu Theil,
Hat mehr denn köstlich Erz,
Besitzt der Erde Theil.

Mittheilungen.

III.

„Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werken sehen und euern Vater im Himmel preisen.“ Math. 5, 16.

So ist's uns gesagt, aber nicht jeder, der das Licht seiner guten Werke könnte leuchten lassen, thut auch demnach. Denkt mancher vielmehr an den andern Ausspruch, der eben so wahr wie himmlisch schön ist: „Was deine Rechte thut, das laß deine Linke nicht wissen.“ Von einem Manne und von einer That der letzteren Art hab ich in Kürze zu berichten, damit das Licht auf den Leuchter gestellt werde, und jeder einstimme: das war ein gutes — nachahmungswürdiges Werk stiller Barmherzigkeit.

Aber noch ein Wort zuvor. Mancher läßt sich den süßen Pfälzerwein gar gut munden, singt auch in heiterer Weinlaune im Kreise seiner Freunde mit: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben“ u. s. w.; ferner: „Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge, wir brächten ihm den Wein“ &c. &c. Das singt sich recht schön; — aber unsere Winzer am schönen Haardtgebirge singen's schon seit etlichen Jahren nicht mehr mit der alten frohen Lust. Diese Winzer aber sind Arbeiter, so rührig und so fleißig, so tüchtig und so ehrenwerth, als nur irgend welche Arbeiter in der weiten Welt. Sie rühren den Weinberg mit einem „Karste“ so gewichtig, daß er gar manchem fleißigen Bauer aus dem Westrich, der's damit auch einmal probiren möchte, gar bald zu schwer wird. Manchen aber, den der gute Pfälzerwein bis zum Singen gemüthlich stimmt, rühren kaum die Umstände, mit denen seit einigen Jahren diejenigen kämpfen, die ihn pflanzen. Sie trinken wohl auch ihren Krug Wein bei der harten schweren Arbeit; aber gar viele längst schon nicht mehr vom „eigenen“, sondern den „sauern Taglöhnerwein.“

Von einem solchen sprachen denn auch Herr Bürgermeister von B.......... bei L..... und der Gutsbesitzer St. von L....., der letztere ist ein Mann, bekannt so ziemlich in der ganzen Pfalz, auch noch weiterhin; aber er hat so die eigene Art, daß er in gewissen Dingen seinen Namen nicht genannt wissen will. — Also der Herr Bürgermeister erzählt von der Noth eines Winzers, der unverschuldet in Rückgang gekommen sei; dagegen sei allerdings das Häuschen des armen Mannes gar sehr verschuldet und verpfändet. Von Rückzahlung des Capitals könne nicht die Rede sein, nicht einmal die Zinsen könne der Mann aufbringen. Das Häuschen müsse also veräußert werden. „Was fangen wir dann mit der armen Familie an? Unsere Gemeinde ist seit den Fehljahren so schwer heimgesucht, daß ich mir nicht mehr Raths weiß. Hat das doch Se. Majestät König Ludwig und der St. Johannisverein von L., Gott segne beide! — eingesehen und uns Gaben zur Unterstützung unserer Armen zugesendet“. So ungefähr sprach der Herr Bürgermeister.

„Hm!“ erwiederte Herr St., der seinen Namen nicht gerne jedem zum Besten gibt, „da ist guter Rath theuer: —

doch da fällt mir Etwas ein. Gehen Sie, Herr Bürgermeister, zur Versteigerung und ersteigern Sie das Häuschen für die Gemeinde. Thun Sie das! Adieu, Herr Bürgermeister!" und zur Thüre draus war er.

Da ging eine andere Thüre auf, nämlich die Thüre zum Nebenzimmer und die Frau Bürgermeisterin, die das kurze Gespräch mit angehört hatte im Nebenzimmer, tritt zu ihrem Eheherrn und fragt: „Was meint wohl Herr St. mit seinem Auftrag an dich: Steigern Sie das Häuschen für die Gemeinde?" —

„Ich weiß, was ich thue. Ich werde thun, wie Herr St. gesagt hat; — den kenn' ich", — erwiederte der Herr Bürgermeister.

Gesagt, gethan. Er geht zur Versteigerung, ersteigert richtig das Häuschen für die Gemeinde. — Woher er das Geld erhalten, um die Gläubigen zu befriedigen, das weiß der Herr Bürgermeister und noch Einer, vielleicht der ihm den Auftrag gegeben, wenn er's unterdessen nicht schon wieder vergessen hat. Aus der Gemeindekasse kam's nicht. Woher sonst? Darauf gibt der Herr Bürgermeister keine Antwort. Die Frau Bürgermeisterin aber, die im Nebenzimmer Alles mit angehört und von ihrem Herrn Ehegemahl eine so kurz angebundene Antwort erhalten hat, theilte Alles, was sie gehört, „im Vertrauen" einem Herrn von L. mit, vielleicht auch einigen andern Bekannten und Freundinnen. Der Herr von L. theilte es wieder mit in einer Sitzung des Johannisvereinausschusses. So kam's denn, daß die ganze Geschichte orts- und stadtkundig wurde. Der Armenfreund möchte aber nun seinerseits die That und den Mann, der sie gethan hat, aber seinen Namen nicht gerne genannt sieht, landeskundig machen. Allerdings: „Guter Rath ist oft theuer", aber Manchen doch nicht zu theuer; wenn's auch selten vorkömmt. Kurz die Gemeinde hat das Häuschen und die arme Familie auch künftig ihr Obdach in demselben.

Zu laue Erziehung.

(Fortsetzung.)

Anfangs wurden die Defecte im Waarenlager und in der Kasse nicht bemerkt; als die Entwendungen sich jedoch in kurzen Zwischenräumen wiederholten, suchte man des Diebes habhaft zu werden. Gegen den eigentlichen Thäter herrschte nicht der geringste Argwohn, sondern der Verdacht fiel auf einige ganz schuldlose Diener, die sofort entlassen wurden.

Es war in einer finsteren Novembernacht, als Richard Vorbereitungen traf, um wieder einmal der Kasse des Prinzipals einen nächtlichen Besuch abzustatten.

Die Mitternacht war längst vorüber, so daß Richard den schon oft unternommenen Gang längst hätte unternehmen können. — Merkwürdigerweise lag es ihm heute wie eine Felsenlast auf der Brust, er fühlte sich durch beängstigende Gedanken in einen höchst aufgeregten Zustande versetzt.

Unterlaß dein Vorhaben, lispelte die schwache Stimme seines guten Genius — o kehre um vom Wege des Verderbens, du möchtest einen tiefen Fall thun!

Und lauter als je rief sein Gewissen ihm das Gebot ins Herz: Du sollst nicht stehlen, Mensch! du sollst nicht stehlen!

— Sieh, noch ist es nicht zu spät, raunte sein Engel ihm zu, Niemand weiß um dein Vergehen! Kehre um, werde ein ehrlicher Mann, o bessere dich!

Aber ach, auch andere Stimmen wurden laut:

Du bist schon viel zu weit gegangen, schrie die Verzweiflung in seinem Innern — weiter, immer weiter! Hier gibt es keinen Rückschritt, du kannst deine Sünden nie wieder gut machen, darum weiter, immer weiter auf dem betretenen Pfade! — —

Das Ende des Kampfes war, daß Richard die Blendlaterne ergriff und mit wankenden Schritten nach dem Cassengewölbe schlich. Dort angelangt, athmete er schwer auf; krampfhaft zuckte er zusammen, als die schrillende Pfeife des Straßenwächters die nächtliche Stille unterbrach. Es dauerte lange, ehe er sich wieder sammelte: er versuchte, über seine thörigte Furcht zu lächeln, allein — es wollte ihm nicht gelingen.

Zitternd nahm er nunmehr aus der erbrochenen Casette einige Geldbriefe, steckte sie in die Tasche und schlich davon. So eben hatte er die Thüre erreicht, als plötzlich ein rüstiger alter Mann hervorsprang und den jugendlichen Bösewicht mit starker Hand packte.

„Ha, Du also bist es, Spitzbube!" — rief er wüthend, „habe ich Dir doch von Anfang an nicht getraut!"

Richard war bei dem unerwarteten Angriff erbleichend zusammengesunken; das heftige Schütteln des Greises gab ihm die Besinnung wieder. — Er erkannte in seinem Feinde mit Schrecken den alten Hausknecht, gegen den er beständig einen unerklärlichen Widerwillen hatte: die strengen Blicke des Mannes ruhten jetzt mit einem gemischten Ausdruck wilder Freude und Wuth auf ihm.

„Hat man nicht mich alte, treue Creatur in Verdacht gehabt," rief er, „während so ein nichtswürdiger Bursche der Spitzbube ist! Ja, wehr' Dich nur Bube ich würge Dich auf der Stelle!"

Richard sah, daß mit Gewalt hier nichts auszurichten sei, zugleich trat ihm auch seine Lage in ihrer ganzen Furchtbarkeit vor Augen. So schwer es ihm daher auch wurde, legte er sich dennoch auf's Bitten.

„Seht, lieber Jakobi," flehte er mit unsicherer Stimme, „laß mich nur dießmal noch laufen. Ihr sollt das ganze Geld" —

„Wie, Bube?" fiel der Alte ein, „Du willst mich wohl gar verführen? Daß Dich" —

„O habt doch Erbarmen," jammerte der elende Jüngling, „was wird meine Mutter sagen, wenn sie die Schande erführe! Alle meine Freunde würden Zeit meines Lebens mich verachten! Nein, ich kann nicht länger leben," rief er auffahrend, „wenn Ihr mich verrathet!"

„Still, still, Bürschchen," entgegnete der Alte. „Rühre Dich nicht, bei mir richtest Du doch nichts aus!"

„Reizt mich nicht zur Verzweiflung!" rief Richard im höchsten Affekt, indem er sich zugleich von den fesselnden Händen des Dieners zu befreien suchte. Einen Arm hatte er bereits frei, den andern hielten die Finger des Alten jedoch mit Riesenkräften fest.

„Treibt mich nicht zum Aeußersten!" schäumte der junge Verbrecher in fast besinnungsloser Wuth. — „Ha, ich bringe Dich um!" rief er mit letzter Anstrengung — in demselben Augenblicke führte er auch schon mit dem in den Händen habenden Schlüssel mehrere gewaltige Schläge nach dem kahlen Schädel des Greises.

Blutend und mit einem schweren Seufzer sank dieser zu Boden.

Jetzt, nachdem das Entsetzliche geschehen war, jetzt kam der Unglückliche erst wieder zur Besinnung — aus der Tiefe schien ihm das Hohngelächter der — Hölle zu kommen. Richard's Schutzgeist wandte sich weinend von dem Raubmörder ab. Mörder, Mörder! umzischte es ihn von allen Seiten wie giftige Nattern; Mörder, rief die Stimme seines Gewissens — du bist ein Mörder; war der Ausruf des Aufruhrs in seinem Innern. Vor einer Minute noch warst du gegen deinen jetzigen Zustand ein schuldloses Kind! Vor einer Minute konntest du noch hoffen; jetzt ist keine Hoffnung

mehr für dich, weder hier noch jenseits — jetzt lautet dein Urtheil: Wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden!

Länger ertrug der bleiche Sünder die Gewissensqualen nicht; er sank neben dem Leichnam des von ihm Gemordeten ohnmächtig nieder. —

Frau Neumann kam fast zur Verzweiflung, als die fürchterliche Botschaft aus der Residenz ihr gemeldet wurde. Für wen hatte sie rastlos gearbeitet für wen hatte sie Tag und Nacht nicht geruht? Für einen verlorenen Sohn, für einen gemeinen Dieb und Mörder! Ersatz für alle Entbehrungen, kindliche Pflege in ihrem Alter hatte sie von einem Menschen erwartet, der täglich dem Tod durch Henkershand entgegensah!

Und doch, doch war dieser Verbrecher ihr einziges Kind, dieser Missethäter war ihr eigener Sohn, für welchen sie jetzt erst, da er entrissen werden sollte, die heftigste Liebe fühlte.

Nicht länger konnte sie in träger Ruhe verharren: sie mußte ihn sehen, mußte ihn fragen, wie er seiner alten Mutter solches Herzeleid habe anthun können, sie mußten die Richter um Gnade und Erbarmen anflehen.

(Schluß folgt.)

Das Verlangen nach einem guten Namen.

Das Verlangen nach einem guten Namen, nach Beifall und Ehre ist dem Menschen eben so natürlich, als das Verlangen nach Vollkommenheit; in so weit nämlich Beifall und Ehre entweder als eine Frucht und Merkmal der Verdienste, oder als nützliche Mittel zu heilsamen Absichten mit menschlicher Vollkommenheit verknüpft sind. Der Trieb nach Ehre bleibt also so lange eine natürliche gute Anleitung zu löblichen Bemühungen, als er von der Vernunft zu seiner Absicht gehörig geleitet, auf wahre Verdienste und gute Eigenschaften gerichtet, und durch Demuth und Unterwerfung gegen Gott, geordnet und regiert wird; er wird nur alsdann eine Quelle von Thorheiten und Lastern, wenn er sich der Herrschaft der Vernunft entreißt, in eine heftige Leidenschaft ausartet, und die Absicht verkehret. Ein Mensch, der durch keinen Beifall und durch keine Schande gerühret wird, ist der nächste bei dem Thiere; und unter den ehrsüchtigen Herzen ist dieses noch nicht das beste, das seine Ehre in solchen Gegenständen sucht, die der Welt heilsam und ohne Uebung der höheren Kräfte der Seele nicht wohl zu erlangen sind.

Der gute Name, in so fern er die Rechtschaffenheit des Herzens, die alle Menschen besitzen sollen, voraussetzet, bleibt allezeit Pflicht und wir können nicht gut sein, wenn wir ihn nicht wünschen und eifrig suchen. Aber in wie fern ist die Bestrebung nach Ehre eigentlich Pflicht? Lassen Sie uns dieses zu erkennen, die Beschaffenheit der Ehre, ihren Einfluß auf uns und Andre, die Absicht, aus der wir Ehre suchen, und die Mittel und Eigenschaften, durch die wir sie suchen, genauer betrachten.

Die Ehre ist überhaupt die günstige und gegründete Meinung der Andern von unsern Verdiensten und Geschicklichkeiten, und von der Absicht, sie auf die beste und gemeinnützigste Art anzuwenden. Den Klugen und Rechtschaffnen gefallen wollen, ist für sich löblich. Ihr Beifall vergnügt, und stärkt die Seele zu neuen guten Unternehmungen. In dieser Aussicht ist das Gerücht köstlicher, denn großer Reichthum, und Gunst besser, denn Silber und Gold. Der Beifall der Rechtschaffnen in einem Maße verlangen, in welchem wir nach unsrer eignen Ueberzeugung nicht verdienen, ist Begehrlichkeit und Geiz. Die gute Meinung der Verständigen begehren, ohne Verdienste zu haben, oder ohne dieselben zu suchen, ist mehr als Eitelkeit, ist mehr als die Lügen eines elenden Herzens. Eben daher wachet ein Mann von kleinen Verdiensten so ängstlich für seine Ehre, weil er weiß, daß sein Anspruch darauf gegründet ist. Die Achtung der Andern durch zufällige Güter, durch Reichthum, Geburt, Stand und Pracht, durch das Kleid und andere Kostbarkeiten suchen, ist sinnlicher Ehrgeiz; und der Tribut des Beifalls, den wir durch diese Vorzüge von Andern erhalten, ist das Almosen des Pöbels, der gern das Glänzende mit den Verdiensten vermenget, weil Verdienste oft im Glanze erscheinen. Seinen Ehrgeiz in freiwilligen Geschenken der körperlichen Natur, in Schönheit und Stärke setzen, heißt als Bildsäule dieselbe Bewunderung verlangen, die der Hand des Künstlers gehört. In dem äußerlichen Anstande und in gefälligen Sitten seine Ehre allein suchen, ist der Ehrtrieb kleiner Seelen. Sie hingegen durch Gaben des Geistes, durch angenehme oder nützliche Werke der Kunst und des Witzes gehörig suchen, ist eine rühmliche Ehrbegierde. Und seine Ehre in einem guten Gewissen, durch eine willige und sorgfältige Beachtung aller seiner Pflichten aus Unterwerfung gegen Gott und in dessen Beifalle suchen, in einer wahren Niedrigkeit und Demuth des Herzens gegen ihn, als den Quell aller Vollkommenheit und den Geber aller guten Gaben, in der Empfindung aller seiner eignen Unwürdigkeit suchen, das ist die höchste Staffel des Verlangens nach Ehre, auf welche sich die Menschen, so verschieden ihre Gaben und Fähigkeiten, so verschieden ihr Rang, ihre Geburt, Erziehung und ihre natürlichen Neigungen sind, dennoch empor schwingen können. Welche rühmliche Bemerkung für die Würde des Menschen, daß Alle die wahre Ehre durch Pflicht und Demuth erlangen können!

Durch die steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.

(Fortsetzung folgt.)

Kinderspielschulen.

Anstalten zur wissenschaftlichen Bildung der Jugend überhaupt, zur Erziehung hilfloser Waisen, zur Rettung entlassener, jugendlicher Sträflinge, zur Linderung des Schicksals aller hilfsbedürftigen Menschen, sowie auch zur Besserung solcher, welche die Bahn der Tugend verlassen haben, solche Anstalten trifft man schon lange in allen wohlgeordneten Staaten an.

Die Kinder werden, sobald sie sechs Jahre alt sind, zum Besuche der Schulen angehalten und die Eltern sind sogar gezwungen, dieselben hinein zu schicken, damit, soviel als möglich, kein Mensch mehr aufwachse, der nicht über die ersten religiösen und bürgerlichen Pflichten Unterricht genossen habe, und zugleich zu einem ehrlichen Brod-Erwerb ermahnt und geleitet worden sei.

Das ist aber noch nicht genug. Mit dem sechsten oder siebenten Jahre hat oft schon das Kind die Aussaat vielen Unkrautes in sich aufgenommen und aus Mangel an guter, elterlichen Erziehung, die Anlagen zum Schlimmen zu entwickeln begonnen. Es muß daher darnach getrachtet werden, die Kinder für den Unterricht empfänglicher und von den Fehlern frei zu halten, die ihre Fortschritte in der Uebung des Guten hemmen und den Schullehrern ihren Beruf so sehr erschweren.

Diese Fehler sind in der Regel: Abneigung gegen das Sitzenbleiben, Plaudersucht und die rohe Gemüthsart vieler.

Des ungebundenen Gassenlebens sich zu viel überlassen, sehen sie diesen neuen Zwang als eine Ungerechtigkeit an.

Sie können sich nicht zu stiller Aufmerksamkeit bequemen und tödten so bei vielen den Keim der Wißbegierigkeit. Den verderblichsten Einfluß haben die rohen Gemüther; sie achten auf keine Lehren, necken die Aufmerksamen und bieten allen Strafen einen beinahe unverbesserlichen Trotz.

Die noch ganz unentwickelte Denkkraft mehrerer ist auch ein's von den großen Hindernissen, gegen welche die Schullehrer lange fruchtlos zu kämpfen haben. Dieser Fehler liegt bisweilen in der Natur des Kindes, rührt aber auch nicht selten und wohl öfters von den wenigen Gelegenheiten her, die das Kind gehabt hat, seine Fähigkeiten zu üben.

Allen diesen, in jeder Schule sich zeigenden, Unarten und Mängeln so viel als möglich vorzukommen, die Kinder zur bessern Benützung des Unterrichts vorzubereiten, in ihnen früher schon für diesen Unterricht einen höheren Grad von Empfänglichkeit zu erwecken, und so den Lehrern ihre Arbeit um vieles zu erleichtern, ihnen, sobald sie nur im Stande sind, Gedanken zu fassen, die ersten Begriffe der Religion und den festen Glauben an den allsehenden und allmächtigen Gott einzupflanzen; sie zur Ordnungsliebe, Verträgsamkeit und Sanftmuth, zum Abscheu vor Lastern, zum Mitleiden gegen leidende Geschöpfe zu gewöhnen und sie endlich vor dem, sonst so unabwendbaren Nachtheil, den das schlechte Beispiel anderer auf ihren Charakter und ihre Sitten haben, zu bewahren, schlage ich die Errichtung von **Vor-Schulen** vor, die unter dem Namen Spielschulen von den Kindern gern besucht würden und wobei die Eltern einen augenscheinlichen Vortheil fänden.

(Fortsetzung folgt.)

Morgenlied in der Ernte.

Frisch auf! vom weichen Lager auf,
Hinaus in die Natur!
Es sind die Dörfer menschenleer,
Es überströmt ein Schnitterheer
Des Thales weite Flur.

Es hört der Schnitter Morgenlied
Gelehnt auf seinen Stab,
Nun jetzt der Landmann hocherfreut
Daß, was er säend ausgestreut,
So reiche Früchte gab.

Erröthend hebt im Osten dort
Die Sonne sich empor;
Schon lächelt über unser Thal
Ihr lebenvoller Morgenstrahl
Durch leichter Nebel Flor.

Bespiegelt mit dem Morgenroth
Sich in dem Morgenthau;
Bescheint des Mädchens Angesicht,
Verschönert ihrer Augen Licht
Ihr liebevolles Blau.

Sieh, wie so fertig ihre Hand
Die gold'nen Halmen pflückt;
Sie grämt sich nicht, daß alle fast
Der eignen Aehren schwere Last
Zur Erde hingedrückt.

Ihr wird, ist nur der Liebling nah
Die Arbeit nie zur Qual;
Sie schielt dann immer nebenaus,
Bind't in Gedanken schon den Strauß
Für ihn zum Erntenmahl.

Schon naht das Fest, wo Jedes sich
Des guten Gottes freut;
Gerührt, daß nicht auch uns're Saat
Ein Hagelschlag vernichtet hat,
Ihm Dankgebete weiht! —

Lesefrüchte.

† Damit du nichts entbehrest, war Cato's weise Lehre: Entbehre! **Voß.**

† Das Leben aus dem Gesichtspunkte des Todes betrachtet; und den Tod aus dem Gesichtspunkte der Unsterblichkeit: das ist die Summe aller Lebensphilosophie. **Platner.**

† Bescheidenheit gibt der Wahrheit Glanz, und Verzeihung dem Irrthum. Ihrer eignen Kraft traut sie am wenigsten; freundschaftlicher Rath ist ihr schätzbar und eitlen Lobsprüchen leiht sie nicht gern ihr Ohr.

† Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene soll mir vergangen sein. — Gewiß, der Schmerzen wären minder unter den Menschen, wenn sie nicht — Gott weiß, warum sie so gemacht sind! — mit so viel Emsigkeit der Einbildungskraft sich beschäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurückzurufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu ertragen. . . . . **Göthe.**

† Alle Welt nennt das Licht schön, und das ist es auch; allein gar nichts besonders Erfreuliches erblick' ich in dem Umstande, daß es oft nur vorhanden zu sein scheint, uns das Dunkel so recht deutlich und klar erkennen zu lassen.

† Ach, wie wenig wissen wir doch die Zärtlichkeit einer Mutter zu schätzen, so lange sie lebt! Wie wenig achten wir in der Jugend auf alle ihre liebevolle Bekümmerniß um uns! Aber wenn todt sie und dahin ist; wenn die Sorge und die Kälte der Welt erstarrend auf unser Herz wirken; wenn wir erkennen, wie schwer es ist, wahres Mitgefühl zu finden — wie wenig Leute uns um unserer selbst willen lieben — wie wenig sich im Unglück unserer annehmen — dann erst gedenken wir der Mutter, die wir verloren haben. **Wash. Irwing.**

† Wenn die Seele mancher Menschen zu zart und zu fein für diese Morast-Erde ist, so ist es auch oft der Körper mancher Menschen, der nur in Kolibri-Wetter und in Tempe-Thälern und in Zephyrn ausdauert. Ein zarter Körper und ein zarter Geist reiben einander auf.

† Erwarte nicht zu viel, und greife durch deine Erwartungen dem Genusse nicht vor, sonst erschöpfst du ihn.

† Vermindere deine Bedürfnisse, und du verminderst dann sicher auch deine Laster und Fehler.

Leidenschaft.

Wenn die großen Leidenschaften
Sich zur Ruhe legen,
Fangen meistentheils die kleinen
An sich zu bewegen.

Euseler Fruchtpreis vom 25. August.

Der Centner Weizen — fl. — kr. Korn 6 fl. 10 kr. Spelz 5 fl. 12 kr. Sommergerste 5 fl. 8 kr. Wintergerste 4 fl. 35 kr. Hafer 4 fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 43 kr. Ein Kornbrod 24 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 12 kr., Kalbfleisch 8 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 9. 1854.

Freitag. den 1. September

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] [St. Johannisvereins.

Alles, alles auf Erden vermag das menschliche Auge zu durchspähen und fast noch nie ist etwas den schlauen Forscherblicken unentdeckt geblieben. Nun bedenket, wie viel heller das Auge Gottes sehen mag.

Gottes Auge.

Weißt du, dort vom blauen Himmel,
Wo die hellen Wolken gehn,
Gottes treue Vateraugen
Auf dich stets hernieder sehn.

Bist du gut und fromm gewesen,
Schaut er freundlich wohl auf dich;
Und dein Herz schlägt gar so fröhlich,
Und die Engel freuen sich.

Bist du gut und fromm gewesen,
Lacht dir Alles schön und hell,
Denn in deiner Seele woget
Frisch und klar ein Freudenquell.

Gottes Auge sieht dich immer,
Schreib es tief ins Herz dir ein,
Daß dich keine That gereue,
Daß du stets kannst fröhlich sein!

Kinderspielschulen.

(Fortsetzung.)

Einrichtung dieser Schulen.

Alle Kinder, ohne Unterschied des Geschlechts, vom dritten Jahre an und noch früher, d. h. sobald sie gehen und reden können, werden in dieselben aufgenommen und sie ohne Unterbrechung bis zu ihrem Eintritt in die Unterrichtsschulen besuchen.

In den Städten, etwa auf 1000 Seelen, gründe man eine, und in jedem Dorfe überhaupt auch nur eine solche Schule. Das Lokal sei gesund, geräumig und wo möglich sonnenhaft. Aeußerst vortheilhaft wäre es, noch den Genuß im Freien damit zu verbinden, wo die Kinder in den schönen Tagen, zur Abwechselung einen Theil der Stunden zubringen, die wohlthätige Luft athmen und ihre zarten Glieder üben könnten. Ihr Gemüth würde dadurch an Heiterkeit gewinnen. Körperliches Wohlsein muß übrigens dabei auch eine Hauptabsicht bleiben.

In diesen Schulen müßte Spielzeug in erforderlicher Menge vorhanden, doch nichts kostbares, und jedes Stück mit einem Buchstaben des Alphabets bezeichnet sein.

Für jede Schule müßten die biblischen Geschichten, nebst noch einigen leicht faßlichen, moralischen Büchern, Fabeln, Mährchen, Erzählungen u. dgl. angeschafft werden. Dieß wäre die einfache Einrichtung dieser Schulen.

Lehrerinnen.

Es versteht sich, daß nur Frauen und kinderliebende Frauen diesen Schulen vorstehen könnten. Die mannichfaltigen Sorgen und Bemühungen, welche so junge Geschöpfe verursachen, erfordern weibliche Geduld und Sorgfalt.

Von ihnen würde verlangt, daß sie die Kinder mit der gewissenhaftesten Unparteilichkeit zur Reinlichkeit, Ordnung (diesen Hauptpfeiler aller Wohlfahrt), Verträglichkeit, Wahrheitsliebe, zum Mitleiden gegen leidende Geschöpfe durch alle Mittel, die ihnen zu Gebote stünden, anhielten. Daß sie ferner keine Gelegenheit versäumten, in ihnen den Keim ächter Religiosität zu erwecken. Diese Lehrerinnen müßten endlich von durchaus sanfter Gemüthsart sein, und in so fern gebildet, daß sie jede wißbegierige Frage eines Kindes beantworten könnten.

Bevor ich weiter gehe, will ich der Frage entgegenkommen, wo man diese neue Lehrerinnen, welche auf die zeitliche und ewige Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Seelen einen so großen Einfluß haben sollten, hernehmen könne?

Jede Stadt zähle viele würdige Bürgerinnen, die sorgfältig erzogen, ganz schuldlos und nur durch widerwärtige Schicksale in betrübte Umstände gerathen sind. Ihren edlen Grundsätzen getreu führen sie ein eingezogenes Leben. Eine Aufforderung an solche, schon von allen rechtdenkenden Menschen hochgeachteten, Personen würden die meisten dazu bewegen, dieses, freilich nicht in jeder Rücksicht angenehme, Amt zu übernehmen. Der Gedanke, Gutes zu wirken, wäre bei vielen schon hinreichend. Und da natürlich ein kleines Einkommen damit verbunden wäre, so würden diejenigen, welche kein anderes Auskommen haben, als den Ertrag ihrer Arbeit, nicht ausgeschlossen; manche würden hingegen gerne diesen Anlaß benutzen, eine weniger einförmige Lebensart zu führen.

In den Städten wären also diese Lehrerinnen nicht schwer zu finden. Auf dem Lande wäre es allerdings nicht so leicht; allein sie könnten theils aus den nahe liegenden Städten genommen werden, theils hätte man bis zur allgemeinen Einführung solcher Schulen Zeit, die dazu für tüchtig gefundenen Personen zu bilden.

Dadurch glaube ich diesem ersten Einwurf hinlänglich

geantwortet zu haben. Man könnte hernach überdieß eine eigene Anstalt dazu errichten, die in keinem Falle kostspielig sein würde.

(Fortsetzung folgt.)

Zu laue Erziehung.

(Schluß.)

Kaum in der Residenz angelangt, suchte und erhielt die Mutter eine Zusammenkunft mit dem Sohne.

Sie fand ihn mit finstern, bleichen Mienen auf dem elenden Lager des Gefängnisses kauernd; ohne irgend eine Erregung von Freude, Scham oder Schmerz sah der junge Verbrecher die im Kummer aufgelöste Mutter. Kalt und gefühllos blieb er selbst dann, als die unglückliche Wittwe ihn statt aller Vorwürfe zärtlich umschlang, als sie an seinem Halse die bittersten Thränen weinte.

„Mein Sohn, mein einzig Kind, hast Du Deine Mutter gar nicht mehr lieb?“

„Mutter,“ entgegnete Richard mit dumpfer Stimme, „wir sind für immer von einander geschieden, Du hast keine Liebe mehr von mir zu fodern. Mutter,“ fuhr er fort, indem seine Stimme von innerer Aufregung zitterte, — „sage mir nichts mehr von Deiner Liebe. Du, Du allein bist Schuld an meinem Tode, Du bist die Ursache, daß ich ein Mörder bin!“

Von diesen schrecklichen Worten wie vom Blitz getroffen, sank die arme Wittwe kraftlos in sich zusammen.

„So eben,“ schrie Richard wüthend, „so eben war ein Geistlicher hier; der hielt mir vor, wie ich bei so guter Erziehung ein Verbrecher werden konnte. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen; Bist Du mir denn je eine wahre Mutter gewesen, hast Du mich je ermahnt und gewarnt? Nie hast Du das gethan, nie, sage ich! Ich bin ein verruchter Mörder, ha, das ist nur zu wahr! aber Du, Du bist daran Schuld, Du hast mein Blut einst zu verantworten!“

Wie ein Centnerlast fiel diese harte Beschuldigung auf das Herz der Wittwe: die Unglückliche fühlte den grausamen Stachel, aber auch die tiefe Wahrheit derselben.

Gott, welche Anklage! Sie selbst Mörderin des einzigen Kindes!

Das war zu viel! Ihr bereits mächtich erschütterter Geist ertag dem Uebermaße dieses Leidens. Auf den Knieen vor dem Sohne liegend, die Hände flehend zu ihm emporgehalten, murmelte sie unverständliche Laute: Wahnsinn umnachtete ihre Sinne!

Richard sah es schweigend, wie man die Mutter fortführte; keinen Eindruck hatte das Seelenleiden die Bejammernswerthen auf sein verhärtetes Gemüth gemacht.

* * *

Inzwischen hatten die Umstände sich zu Gunsten des Gefangenen gestellt. Nachdem der scheinbar getödtete Jakobi wieder ins Leben zurückgerufen worden, hatte man alle nur möglichen Versuche angestellt, ihn zu retten, und obwohl im Anfang nur höchst geringe Hoffnung dazu vorhanden, gelang es doch endlich, den gefährlich Verwundeten wieder herzustellen. Dieses Resultat milderte Neumanns Strafe: er ward zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt.

Unerwarteter Weise machte die Ankündigung dieses Urtheils einen tiefen Eindruck auf Richard's Gemüth: er hatte so sicher auf den Tod gerechnet, daß die Milde der Richter ihn im ersten Augenblicke fast betäubte.

Sein nächster Gedanke war an die Mutter, an die Beklagenswerthe, welche um seinetwillen, durch seine grausame Härte geisteszerrüttet war. Er mußte es nun seinerseits erfahren, daß ihn die Mutter, als er sie reumüthig um Verzeihung bat, nicht einmal erkannt, daß sie ihn, wie vor einem wilden Thiere zurückschreckend, mit Beben von sich stieß.

Ein Lichtpunkt in dem Leben des Sträflings war der Tag, an welchem die von ihrer Krankheit genesene Mutter ihn besuchte: ergreifend war das Wiedersehen, war die dem Wiedersehen kurz folgende Trennung. Frau Neumann starb in wenigen Jahren an einer abzehrenden Krankheit; ihr Sohn überlebte sie nur kurze Zeit.

* * *

Glaube nicht, mein Leser, daß das vor Deinen Augen entrollte Bild zu kraß gemalt sei: es ist dem Leben entnommen, der schmerzlichen Erfahrung, welche Früchte laue, nachlässige Erziehung hervorzubringen im Stande ist.

Das Verlangen nach einem guten Namen.

(Fortsetzung)

Aber auch welche demüthige Erfahrung, daß die meisten sie außer dieser Hoheit, in zufälligen oder sinnlichen Gegenständen, oder in eingebildeten und thörichten, oder noch tiefer herab, in schimpflichen Gegenständen suchen! Ohne das Verdienst des Herzens mögen wir noch so berühmt sein, noch so hoch steigen, unsere Höhe ist doch nur, wie Young sagt, der Galgen unsers Namens.

Die Menschen offenbaren ihre gute Meinung von uns durch äußerliche Kennzeichen und diese Kennzeichen bedeuten nichts, wenn sie nicht im Stande sind, von unsern Verdiensten und ihren Absichten richtig zu urtheilen, oder wenn sie sich ihrer ohne Ueberzeugung bedienen. Das Verlangen nach Beifalle, wenn er vernünftig sein soll, muß also ein Verlangen nach einem gegründeten und wahren Beifalle der Klugen und Rechtschaffnen sein. Den Klugen reizt nur die Gründlichkeit des Lobes:

So bald dem Lobe die gebricht:
So wirds von ihm nicht angenommen.
Dem Thoren aber ist ein jedes Lob willkommen,
Er mags verdienen oder nicht.

Nur der Menge, nur dem unwissenden Pöbel gefallen wollen, ist Schwulst der Ehrliebe, und setzet keine wahre Hoheit voraus. Diesen Beifall durch niedrige Wege, durch Geschenke, Schmeicheleien, kriechende Herablassung erkaufen, ist niederträchtige Ehrliebe. Nur nach den zweideutigen Zeichen der Ehre, nach demüthigen Stellungen und Begrüßungen, nach Titeln, Würden und Lobsprüchen streben, und zwar nicht ohne Verdienste zu besitzen, ist eitler Ehrgeiz. Aber ohne Verdienste darnach streben, ist ehrsüchtige Dummheit. So sehr uns auch Andre, die nicht im Stande sind, von uns zu urtheilen, ehren mögen: so ist es doch für uns eine Ehre ohne Bedeutung. Und, o wie oft erringen wir statt der Ehre nur den Schall! Aber sie sind gutgesinnt, die Menschen, die uns loben. Es sei so! Sind sie darum Richter der Verdienste? Und wir schmachten so nach dem Glücke, Allen, das heißt, den Unwissenden, zu gefallen? Dieser Ehrtrieb kann nicht richtig, kann nicht anders als übertrieben sein. Ja, wie oft können die Menschen, wenn sie gleich nicht wollen, dennoch unrichtig von unsern Vollkommenheiten und Tugenden urtheilen, so viel Einsicht sie auch besitzen! Sie sehen die meistenmale das nicht, was unsern Verdiensten und Tugenden den Werth giebt oder raubt, nicht die Quelle und die Absicht, aus der sie entsprangen. Sie sehen das Gehäuse und den Zeiger, nicht das innerliche Triebwerk des Verdienstes. Werde ich darum weiser und frömmer, wenn Millionen Geschöpfe von mir urtheilen, daß ich's bin? Der Ruhm kann also der Seele keine wahre Würde geben, wenn sie diese Würde nicht in sich hat und fühlt. Der innere Beifall unsers Gewissens, daß wir nach den Gesetzen der Vernunft und Tugend auf die redlichste und beste Art zu han-

deln trachten, muß also allezeit vorher gehen, wenn der Ruhm und der gute Name kein Schall ohne Bedeutung sein soll.

Doch nützliche und gute Bemühungen nach Ehre und einem guten Namen streben, bloß weil das Gefühl davon ein Vergnügen ist, oder weil wir einen starken und natürlichen Trieb darzu empfinden, oder von Jugend auf künstlich zu dieser Ehrbegierde sind gebildet worden, ist Wohllust der Seele, Frucht der Erziehung und Gewohnheit, und nichts weniger, als Tugend. Der Gegenstand dieser Begierde sei auch noch so groß und ehrwürdig, noch so nützlich für das Publikum; in Ansehung unsers Herzens und der Absicht, ist er das Letzte, doch nur zufälliger Weise. Unsere Kraft, die wir auf diesen Gegenstand verwenden, sei Geist oder Körper; es sei der erhabenste, feinste Verstand; dieß ändert die Natur unsrer Ehrbegierde nicht. Fleiß und Nachtwachen, tiefes Nachsinnen, Erfindung mit unendlicher Mühe, alle Opfer der Bequemlichkeit, der Gesundheit, ja des Lebens, die wir unserer Ehrliebe bringen, machen sie zu keiner Tugend. Man sei der größte Weltweise und die Bewunderung der Klugen und verdenke sein Leben in nützlichen Erfindungen; man sei der größte Held und wage sein Leben in tausend Gefahren, wo andre zittern, und besiege ganze Nationen; man sei der größte Dichter und schreibe göttliche Sittensprüche und werde das Orakel der Nachwelt; man sei der größte Künstler und verbessre den Nutzen der Erde; man sei der weiseste und wachsamste Regent und beglücke sein Volk auf Jahrtausende hinaus! man kann dieses alles, seiner Ehrbegierde zu Gefallen sein; des Kützels wegen, den wir bei dem Ruhme empfinden, und gar nicht in Rücksicht auf Gott und Pflicht, und auf den wahren Nutzen der Andern; das heißt nicht aus Tugend.

(Fortsetzung folgt.)

Zufriedenheit.

Wahre Zufriedenheit ist kein Werk der Nothwendigkeit, kein Geschenk des Zufalls, kein Eigenthum des Gedankenlosen, oder des Leichtsinnigen, oder des Bösen und Lasterhaften. Sie ist die Frucht vielen Nachdenkens und vieler Uebung, die Frucht ruhiger, edler und mit allen unsern Gedanken und Empfindungen innig verwebter Grundsätze; die Frucht der Weisheit, der Tugend, der Frömmigkeit, eine Frucht, die nicht einmal, sondern nur nach und nach bei sorgfältiger Wartung und Pflege zu ihrer völligen Reife gelangt. Zufriedenheit ist eine Sache, die erlernt werden muß, und die nicht ohne viele Aufmerksamkeit, Ueberlegung und Uebung erlernt werden kann.

Willst du Zufriedenheit lernen, so lerne die richtige Begriffe von dem Werthe der Dinge und von der menschlichen Vollkommenheit und Glückseligkeit machen. Laß dich weder durch den Schimmer der Ehre, noch den Glanz des Goldes, noch das Geräusch und den Pomp höhern Standes, noch die laute Freude des von Lustbarkeit zu Lustbarkeit eilenden Leichtsinns täuschen. Lerne Wahrheit und Schein, Gestalt und Larve von einander unterscheiden. Traue nicht jeder Sache, nicht jeder Person, die dir Glückseligkeit verspricht, oder sich dessen rühmet. Suche die Zufriedenheit nicht auf dem Schauplatze und in dem Tumulte der größeren Welt, nicht in dem Kreise glänzender Gesellschaften, wo fast Niemand das empfindet was er zu empfinden vorgibt, suche sie nicht da, wo Sinne und Verstand betäubt, Gefühl und Herz verhärtet werden. Nein, sie liebet die Stille, die Natur, die Unschuld, die Einfalt, liebet sanftere, ruhigere, häusliche Freuden, wohnet da, wo heiteres Denken, frohes Bewußtsein seiner selbst und seines Zustandes ungezwungene Aeusserungen seiner Kräfte, offene Mittheilung seiner Gedanken und Empfindungen stattfinden.

Zollikofer.

Die Wichtigkeit des Ackerbaus.

(Aus einer Rede des nordamerikanischen Gesandten Everett in dem landwirthschaftlichen Verein zu Derby in England.)

„Welcher Anlaß könnte würdiger sein, uns als Brüder zu vereinigen, als diese Zusammenkunft zu Ehren der großen allversorgenden Kunst, die das Gemeingut der civilisirten Völker ist? Der Handelsverkehr zwischen Nordamerika und England ist jetzt der größe unter allen, die ein Land mit einem andern treibt, beinahe zweimal so groß, als Euer Verkehr mit irgend einem andern Lande. Und wie hoch beläuft sich der Werth dieses ungeheuern Umsatzes? Ungefähr so hoch als der Werth der jährlichen Hafer- und Bohnenernte in Großbritanien! Noch mehr, der ganze auswärtige Handel Großbritaniens, dem zu lieb Ihr das Weltmeer mit Euren Flotten bedecket und Kolonien auf die fernsten Inseln sendet, erreicht noch nicht den Werth einer Jahresernte an Futterkraut! So wahr ist der Ausspruch: **der größte Wohlthäter sei der, welcher bewirke, daß zwei Halme wachsen, wo zuvor nur einer.**"

Sei genügsam.

Hast Du ein nettes Stübchen,
Das Dich vor'm Regen schützt,
Vielleicht ein kleines Bübchen,
Das auf dem Schooß Dir sitzt;
Ein freundlich holdes Weibchen,
Das Dir Dein Leben würzt,
Mit traulichem Geplauder
Des Tages Stunden kürzt,
Und steht auf Deinem Tische
Ein einfach gutes Mahl,
Und schäumet Dir das frische
Quellwasser im Pokal,
Bist Du gesund und munter,
Und hülft zur Arbeit Kraft,
Plagt Dich kein schlecht Gewissen
Und keine Leidenschaft,
Dann preise Dein Geschicke
O Freund, verlange nie
Nach einem höher'n Glücke
In Deiner Phantasie.
Siehst Du auch Reiche schwelgen
In ihrem Ueberfluß,
So haben sie doch wahrlich
Nur selten Hochgenuß.
Denk Dich auf einer Insel,
Von Menschen wüst und leer,
Wo Dich der Hunger plagte,
Und nichts zu haben wär',
Wo Dir die Zunge lechzte
Vor Durst, doch nichts als Sand
Dein spähend Aug' erblickte,
Doch keines Freundes Hand
Mit einem Tropfen Wasser
Und einem Stücklein Brod
Dich labte und erquickte,
In solcher großen Noth,
Wo unter fremdem Himmel

Bei Sturm und Regenfluth
Du einsam preisgegeben
Der Elemente Wuth,
Wo zagend Du vergebens
Nach einem Obdach späh'st,
Und Rettung Deines Lebens
Vom Himmel Du erflehst.
Das denke Dir recht lebhaft,
Wenn ja der Neid erwacht,
Und danke, daß der Himmel
So glücklich Dich gemacht.
Dann wirst Du erst erkennen
Und schätzen, was Du hast,
Und nicht nach Besserm rennen
Im Leben sonder Rast.
Dann wird Dein kleines Zimmer
Dich mehr als je erfreu'n,
Und nimmer wirst Du, nimmer,
Dann unzufrieden sein,
Und schmecken wird Dir besser
Dann Dein Gerichtlein Kohl,
Und gern mir eingesteh'n:
Genügsam lebt sich's wohl!
Nie sollst mit neid'schem Blicke
Nur über Dich stets seh'n;
Ein mittelmäß'ges Glücke
Allein bringt Wohlergeh'n.

Einsamkeit.

Uns weihet zum Genuß der höhern Lebensfülle
Die Einsamkeit, die mitten in der Fluth
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verhüllte Friedensinsel ruht.
Da ist das Hochland da der Blick, um den die hehre
Unendlichkeit in lichtgefärbten Nebeln schwebe,
Aus welcher wie aus gränzelosem Meere,
Ein helles Morgenland sich nach dem andern hebt,

Lesefrüchte.

† Wie derjenige nur wahrhaftig den Werth der Ruhe fühlt, welcher sein Tagewerk im Schweiß seines Angesichts oder in Anstrengung des Geistes vollbracht hat, so fühlt auch nur der am Abend seines Lebens die hohe Glückseligkeit, welche die Tugend gewährt, der für sie gestritten und gekämpft hat.

† Wer sich anmaßt, über den moralischen Werth Anderer zu richten und abzuurtheilen, bevor er es über den seinigen als unparteiischer und lang prüfender Richter gethan hat, der ist kein Forscher, er ist ein Delator der menschlichen Natur. Wer dieses so wie ich zu sagen wagt, der hat es wenigstens versucht.

† Dieß ist eben die Kunst zu leben: daß man nicht nur die vollen, duftenden Rosen, sondern auch die kleinen bescheidenen Freuden-Blümchen finde und mit in den Kranz webe. Aber nur ein gesundes und reines Herz gewahrt diese; so wie ein gleiches Auge die physischen. Darum ärgert mich das ewige Klagen der sogenannten Lebemenschen, die sich durch allzuvieles und frühes Naschen vom Baume des Lebens den Magen verdorben haben und nun an Ekel und Kopfschmerzen leiden. Freilich ist nun ihr Auge trübe und jeder Morgen grau für sie und jede Freude matt.

† Unvorsichtig — wie kleine Kinder — rennen wir über den steinigen Lebensweg; fallen wir nun, so klagen wir über Unglück, stehen weinend und fluchend auf, und — rennen eben so blind weiter.

† Das Unbegreifliche alles Unbegreiflichen ist: daß so viele, ja die meisten Menschen, den rechten Weg des einzig wahren Glückes kennen und ihn doch nicht gehen. Das Gewisse aufgeben und einem trüglichen Schatten nachjagen.

† O es ist eine schöne Zeit, die Zeit der Jugend, der Gefühle! — Ach, bald legt das Herz die Krone nieder, und der kalte, berechnende Verstand ergreift den eisernen Zepter.

† Zwei Fragen lege sich der Mensch, dem es um's Besserwerden zu thun ist, zuweilen vor. Erstens: Welche Spuren läßt Du im Leben, und zweitens: welche Spuren läßt das Leben in Dir zurück?

† Wie das Korn zur Winterzeit unter dem Schnee wächst, so wächst die Tugend unter dem Druck der Leiden.

† Das Unglück ist der beste Schulmeister, es hat seine eigenen Methoden, aber sie verfehlen nie ihren Zweck.

† Nichts im Erdenleben geht doch über häusliche Freuden. Wessen Herz und Geist in einem edlen Weibe, hoffnungsvollen Kindern und auserlesenen Büchern nicht volle Befriedigung und dauernden Genuß findet, der wird ewig begehren, ohne jemals zu erlangen. Er wird seine Arme nach Wolkenbildern ausstrecken, bis ihn der Tod zur Erde bringt.

† In der Einsamkeit geräth unser Verstand, im Kreise der Philister unser Geschmack, in der großen Welt unser Character und in schlechter Gesellschaft unser Herz auf Ab- und Irrwege.

† Alle behaupten: „Nur der Tugendhafte könne wahrhaft glücklich sein,“ und doch — (sonderbarer Widerspruch in den Ueberzeugungen und Handlungen der Menschen!) — will Jeder glücklich werden, bevor er noch tugendhaft geworden.

† Man hat nur ein unbestreitbares Recht, das an Andern zu tadeln, was man sich selbst nicht verzeihen möchte.

† Wer mit den Narren nicht fertig wird, kann mit den Weisen nicht auskommen. Was beweist mehr, daß wir Verstand besitzen, als wenn wir mit Leute leben können, die gar keinen haben!

† Man kann einen hochgebildeten Geist und ein sehr ungebildetes Herz, aber nicht ein fein gebildetes Herz bei einem rohen, ungebildeten Verstand besitzen. Die gleichmäßige Ausbildung beider, des Geistes wie des Herzens, ist es die den Menschen über die Gemeinheit erhebt, und ihm ein Uebergewicht über die Einseitigkeit der Masse gewährt.

† Nach Wahrheit forschen;
Schönheit lieben;
Gutes wollen;
Das Beste thun:
Das ist die Bestimmung des Menschen.

Euskeler Fruchtpreis vom 1. September.

Der Centner Weizen 8 fl. 10 kr. Korn 7 fl. 4 kr. Spelz 5 fl. 15 kr. Sommergerste 5 fl. 10 kr. Wintergerste — fl. — kr. Hafer 3 fl. 40 kr. Erbsen — fl.— kr. Kartoffeln 1 fl. 44 kr. Ein Kornbrod 25 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr. Hammelfleisch 12 kr., Kalbfleisch 8 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 10.
Freitag.

1854.
den 8. September

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Das feste Vertrauen auf Gottes Güte und allweise Vorsehung ist oft der sicherste Retter in Noth und Verzweiflung. [St. Johannisvereins.

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.

Auf armem Bette liegt ein Greis,
Sein Stündlein ist gekommen,
Die Söhn' und Enkel kniee'n im Kreis
Und schluchzen schmerzbeklommen;
Er aber schaut so fröhlich d'rein
Im Aug' den tiefsten Frieden,
Nun ist ihm bald nach langer Pein
Das Himmelreich beschieden.

Und sieh', als wollte Jugendkraft
Auf's Neue ihn durchdringen,
Hat er sich plötzlich aufgerafft,
Hell fängt er an zu singen:
„Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut,
Im Himmel und auf Erden,
Wer sich verläßt auf Jesum Christ,
Dem muß der Himmel werden!“

Wohl achtzig Jahre mögen's sein,
— Und noch ist's nicht verklungen! —
Da hat sein liebes Mütterlein
Dieß Lied ihm vorgesungen;
Als Gott gesandt gar bittre Noth
In ihre arme Hütte,
Sang sie's, die Augen thränenroth
In ihrer Waislein Mitte.

Seitdem ist nie das traute Lied
In seiner Brust verklungen,
Er hat's aus innerstem Gemüth
Viel hundert Mal gesungen;
Ach, Noth und Armuth war sein Theil
Seit seinen jungen Jahren,
Und hat der Arme beff'res Heil
Im Leben nie erfahren.

Er sang's bei seines Weibes Tod,
Sang's, wenn der Hunger nagte,
In allem Kummer, aller Noth
Der Alte nie verzagte:
Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut
Im Himmel und auf Erden,
Wer sich verläßt auf Jesum Christ
Dem muß der Himmel werden.

D'ran hielt er fest sein Leben lang;
Ob bittre Zähren flossen,
Hat sich aus dieses Liedes Klang
Stets neuer Trost ergossen.
Nun stimmt er's an zum letzten Mal
Der Greis aus voller Kehle:
O schaut an seiner Augen Strahl
Wie's ihm bewegt die Seele.

Und Alle singen's leise mit,
Die in der Kammer knieen:
Zum Himmel nur noch einen Schritt
Aus dieser Erden Mühen!
Als leis sich an der Kammer Wand
Der letzte Klang gebrochen,
Der arme Erdenpilger fand,
Was Gott ihm längst versprochen.

Kinderspielschulen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Beschäftigung der Kinder.

(Es versteht sich, daß der Besuch dieser Schulen allen Kindern beiderlei Geschlechts und ohne Ausnahme nicht nur gestattet, sondern daß die Eltern dazu aufgemuntert werden müßten, ihre Kinder regelmäßig hinzuschicken.)

Sobald die Kinder beisammen wären, würde ein sehr kurzes Gebet gehalten, und gleich darauf ihnen erlaubt, sich mit den Spielsachen etwa eine Stunde lang zu unterhalten, wobei die Lehrerin mitspielend besonders auf Ordnung und Vertragsamkeit achten sollte. Wenn diese Zeit vorbei wäre, so müßte alles Spielzeug von den Kindern in gehöriger Ordnung an Ort und Stelle wieder gebracht werden, und von der Lehrerin ihnen angezeigt, sie wolle eine schöne Geschichte vorlesen. Es ist bekannt, was für Aufmerksamkeit die Kinder angenehmen und ihrer Fassungskraft angemessenen Geschichten widmen. Die Fragen häufen sich, und dieß ist der Augenblick, wo eine gute liebreiche Lehrerin den edeln, im Kinde noch verborgenen, Keim zur frühen Entwicklung bringen, den bösen großentheils ersticken kann. Sie setzt ihnen die Vorzüge der guten Handlungen auseinander und prägt ihnen so die Liebe zur Tugend eben so leicht als dauerhaft ein. Denn jede sanfte und liebreiche Lehre wirkt auf unverdorbene Seelen.

Auf gleiche Art, bei Vorlesung der so anziehenden und lehrreichen biblischen Geschichten, kann ihnen der Glaube an einen allmächtigen Gott, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft, fest eingeprägt werden. So bieten sich der Lehrerin genug Gelegenheiten dar, ihren kleinen Zuhörern Religiosität einzuflösen. Dabei soll sie nie vergessen, ihnen begreiflich zu machen, daß die Guten diejenigen sind, welche folgsam, verträglich sind, welche die Wahrheit lieben und nie lügen, andern gern dienen, Mitleiden gegen leidende Geschöpfe haben, sie mögen Menschen oder Thiere sein, welche sich an dem Eigenthum Anderer nicht vergreifen u. s. w.

Diese alltäglich und drei Jahr lang wiederholten Uebungen würden einen nicht so leicht zu zerstörenden wohlthätigen Eindruck machen; und da alle Kinder in jeder Gemeinde die gleichen guten Lehren genossen hätten, so hätte man nicht zu fürchten, daß das böse Beispiel Anderer diesen Eindruck sogleich vernichten würde. Der Nutzen solcher Schulen für das allgemeine Wohl würde bald allgemein anerkannt werden. Kinder, die gemeinschaftlich von der zartesten Kindheit an immer gute Lehren erhalten hätten, würden gewiß nicht so verwildern; sie würden ihren Eltern gehorsamer sein, und man würde weit seltener von Schlägereien, Steinwürfen und muthwilligen Streichen hören.

Nicht weniger groß würde der Nutzen sein in Ansehung der Unterrichts-Schulen, in welche diese Kinder gleich hernach kommen würden. Die meisten derselben hätten das Alphabet im Kopfe; alle wären des Sitzenbleibens gewöhnt; ihre schon lange geübte Fassungskraft, und die kleinen Kenntnisse, die sie sich im Laufe von drei Jahren erworben hätten, würden dem Lehrer seine Arbeiten erleichtern. Die Fortschritte würden schneller und merklicher sein. Ohne Zwang nach Strafen würden die Kinder aufmerksam zuhören, und der Lehrer würde sein Amt williger und gewissenhafter versehen. Die Klagen über Ungezogenheit u. s. w. würden meistens wegfallen, und andere Vortheile mehr

Und was für einen Nutzen hätten nicht davon alle Eltern, und besonders die von der ärmern, um ihren nothdürftigen Unterhalt arbeitenden, Klasse! So manche Mutter muß ihre kleinen Kinder auf die Gasse schicken, um ungestört arbeiten zu können. Sie weiß, daß ihre Kinder bald diese, bald eine andere Unart davon heim bringen; allein der Betrag ihrer Arbeit ist ihr unentbehrlich, und dieser überwiegende Grund hebt alle ihre Bedenklichkeiten auf! Jetzt hätte sie einen sichern Ort, wo ihre Kinder, ohne Gefahr für ihre Sittlichkeit, sondern zur Beförderung derselben, fünf oder sechs Stunden des Tages in Lust und Freude zubringen könnten! Der Nutzen für sie wäre groß, des größern Nutzens für die Kinder nicht zu gedenken! Die andern mehr begüterten Eltern, die doch ihren Kleinen keine eigene Wärterin halten können, würden, in Rücksicht der Auferziehung, wenigstens eben denselben Vortheil dabei finden. Sie müssen, wie die ärmern, beständig darauf bedacht sein, ihren Kindern die Unarten abzugewöhnen, die sie sich im Umgang der andern zu eigen gemacht haben.

Wie groß und wichtig für diese zwei zahlreichsten Klassen würde der Nutzen nach einigen Jahren nicht sein! Alle Kinder an jedem Orte wären durch Gewohnheit und eingesogene gute Grundsätze von den meisten Fehlern frei; die Eltern hätten keine Ursache mehr, die Folgen eines gefährlichen Umgangs zu fürchten; denn die wenigen Kinder, welche dennoch boshaft und muthwillig geblieben wären, würden, bei der weit überwiegenden Menge der Bessern, sich gewiß scheuen, ihrem Muthwillen freien Lauf zu lassen.

Was diejenigen Eltern endlich anbelangt, die ihren Kindern von den ersten Jahren an Wärterinnen halten, so könnte man es ihnen frei lassen, ihre Kinder in die Anstalt zu schicken; allein sie würden gewiß ein großes Gefallen an derselben haben und sie kräftig unterstützen. Ihre wohlgemeinten Sorgen für das allgemeine Wohl würden sie gewiß dazu bewegen, ihr Ansehen und ihre thätige Hülfe zur Errichtung und tüchtiger Aufrechthaltung solcher Schulen zu verwenden.

Wenn also alle Klassen der Gesellschaft einen, wie ich glaube, unläugbaren und wesentlichen Vortheil von der Errichtung dieser ersten Bildungs-Anstalten ziehen würden, so sind nur noch einige Zeilen, die Ausführbarkeit zu beweisen, nothwendig.

Lokal.

In jeder Gemeinde kann von den Vorgesetzten derselben für den Nutzen der Angehörigen, und um die Kinder Aller besser, gottesfürchtiger und gelehriger zu machen, mit Recht ein anständiges und passendes Lokal begehrt werden, und es würden sich schwerlich Vorgesetzte finden, die einem so billigen und von einem so wohlthätigen Zweck unterstützten Verlangen nicht entsprechen würden. Daher komme ich auf die Mittel die Lehrerinnen zu besolden, da die Anschaffung des Uebrigen, des kleinen Belangs wegen, nicht in Anspruch genommen werden kann.

Diese Besoldung könnte allerdings nicht an allen Orten von der Schulkasse gänzlich begehrt werden, weil in vielen Gemeinden jedes Landes der Bestand des Schulvermögens wirklich zu gering ist, daß man neue Schulen errichte. Für solche Gemeinden, und für alle überhaupt, könnte daher die Einrichtung getroffen werden, daß die vermöglichern Eltern allein für jedes Kind monatlich 15 bis 18 Kreuzer entrichteten. Auf dem Lande und in kleinen Städten wäre dieß bei dem geringen Lohn aller weiblichen Arbeiten, fast hinreichend. Und da die Kinder der Armen, wie billig, ganz unentgeldlich in die Schule aufgenommen würden, so würden ganz gewiß die vielen wohlthätigen Vereine und die zahlreichen, das Gute befördernden, Personen das Fehlende auf sich nehmen, und die Unvermögenden unterstützend, den Gedanken ausführen helfen, die Menschen gleichsam zu veredeln.

Das Opfer würde aber bei näherer Betrachtung viel von seiner Größe verlieren. An vielen Orten wäre eine Besoldung von 120 Gulden, d. h. 10 Gulden monatlich, hinlänglich. Rechnet man nun unter fünfzig Kinder dreißig, deren Eltern 15 kr. monatlich bezahlen, so blieben nur 2 fl. 30 kr., die von der Gemeinde oder von Wohlthätern getragen werden müßten; Opfer, das für manche einzelne wohlthätige Hand nicht beträchtlich wäre.

In größern Städten und wohlhabenden Dörfern fiele die Schwierigkeit ganz weg. In solchen ist der Bestand der Schul-Kasse besser, die meisten Eltern könnten etwas mehr bezahlen und dort giebt es auch Wohlthäter eine größere Menge.

Meinen Ansichten nach ist also die Ausführbarkeit dieses Plans leicht und sogleich erwiesen. Ich schließe daher mit einigen allgemeinen Bemerkungen.

Keine Konfession könnte Anstand nehmen, Schulen von dieser Art zu errichten. Solche Anstalten sind in allen Ländern anwendbar. Ueberall würde die Menschheit überhaupt, der Staat selbst, und alle Eltern, wie die Jugend dabei gewinnen. So frühe, als es sich nur erdenken läßt, würde dem Eigen- und Leichtsinn, der Rohheit, den Lastern, und besonders der Irreligiosität der Weg zum Herzen versperrt werden. Und das, ohne dem Menschen einen neuen Zwang aufzulegen! Die Kinder würden gern einen Ort besuchen, wo sie bei jeder Witterung zahlreiche Mitspieler finden, und anziehende Geschichten hören würden. Die Eltern würden sich über die von ihren Kindern genossenen Freuden um so mehr freuen, da sie

in ihnen zugleich eine vortheilhafte Entwicklung ihrer jungen Geisteskräfte entdecken würden.

Für das Alles würde von den Gemeinden, den ärmern wenigstens, nicht viel über ein Lokal und allenfalls Holz zur Feuerung gefordert; die Mütter hätten blos die Mühe, ihre Kinder in die Anstalt zu bringen oder hinzuschicken und wieder abzuholen.

Das Verlangen nach einem guten Namen.

(Fortsetzung)

Die Ehrbegierde, deren Antrieb mein äußerlicher Vortheil allein ist, da ich den Beifall der Andern durch nützliche Unternehmungen suche, um ihre Gewogenheit, ihren Fürspruch ihre Hülfe, mit einem Worte mein Glück, oder einen Theil desselben, oder das, was ich für Glück achte, zu erhalten, ist ein erlaubter Eigennutz, aber noch keine Tugend. Man würde das Gute, das man thut, unterlassen, wenn die gute Meinung der Andern kein Mittel zu unsrer Hauptabsicht wäre, und wenig bekümmert sein, ob sie uns für lobenswerth hielten oder nicht.

Den guten Namen und die Ehre als ein Mittel betrachten und begehren, um desto mehr Gutes zu stiften, und indem er uns erfreut oder nützt, den Eifer für unsere Pflicht dadurch beleben, dieses ist eine pflichtmäßige Ehrbegierde. Den guten Namen oder Beifall suchen, weil uns der Mangel desselben an unserm und Andrer Glücke hindern würde, und weil wir dieses doppelte Glück zu befördern für ein göttliches Gesetz der Vernunft achten, auch dieß ist ein tugendhafter Ehrtrieb. Wir sind in dieser Absicht nicht nur verbunden, alles das zu meiden, was uns die Achtung der Vernünftigen rauben kann, sondern auch den Schein des Unedlen. Wir sind verbunden, nicht nur das zu thun, was rühmlich und Pflicht ist, sondern auch darum, weil es Pflicht und gut ist; sonst ist unsere Ehrbegierde nicht rühmlich, oder wir begehren mehr, als wir verdienen. Man kann die Probe sehr leicht anstellen. Ich rette einen meiner Feinde, der mich empfindlich beleidiget hat, aus dem Gefängnisse und bezahlte zehntausend Thaler Schulden für ihn. Eine That, die mir einen großen Namen macht; und den großen Namen eines sonderbaren Wohlthäters wollte ich auch erlangen. Ist dieser Ehrtrieb Tugend? Wer wird das glauben? Man sage es dem vernünftigen und rechtschaffnen Manne, der diese That lobt, daß man sie deßwegen unternommen habe, nicht so wohl um den verunglückten Feind aus einem Gefängnisse zu befreien, als um sich einen großen Namen zu erwerben; und er wird aufhören, uns zu bewundern, und anfangen, uns geringe zu schätzen. Er wird mich für einen ehrsüchtigen Schwärmer und nicht für den rühmlichen Mann halten, der aus Gehorsam gegen Gott seine Feinde, statt sich an ihnen zu rächen, beglücket.

So gewiß es aber sein mag, daß die günstige Meinung der Andern uns keinen wahren Werth ertheilet und oft ein leerer Schall ist; so gewiß es sein mag, daß die nachtheilige Meinung der Welt von uns kein sichres Kennzeichen des Mangels unserer Verdienste, ja oft ein Beweis der Größe unserer Verdienste ist: so bleibt es doch allezeit eine Pflicht der Vernünftigen, für einen rühmlichen Namen zu wachen, und die Geringschätzung und Verachtung in den Augen der Welt durch erlaubte und geprüfte Mittel zu verhindern.

Ist es nämlich gewiß, daß ich mehr Gutes für mich, für meine Freunde, für mein Vaterland, für die Welt ausrichten kann, wenn ich bei den Kräften und dem Willen dazu, auch die gute Meinung und Achtung der Andern besitze: so ist es Unbesonnenheit, sie zu vernachlässigen. — Ist es wahr daß ich bei allen Gaben und Geschicklichkeiten mir und der Welt weniger nützen kann, sobald ich bei Andern in keinem guten Ansehen stehe: so ist es thöricht, diesem Mangel des Ansehens und der Ehre nicht zuvor zu kommen, oder ihm abzuhelfen, wenn ich vernünftige Mittel dazu in meiner Gewalt sehe, oder sie durch Fleiß und Achtsamkeit in meine Gewalt bringen könnte. — Wir wollen einige Regeln in Absicht auf den rühmlichen Namen beistimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Getreide-Markt in Bayern.

Die Einweihung und Eröffnung der neuen Maximilians-Schrannenhalle ist für Bayern ein höchstbedeutungsvoller Akt; der Wohlstand unseres Agrikulturstaats beruht auf Frucht-Erzeugung und Verwerthung, und der Münchener Fruchtmarkt bildet die Basis für die Fruchtpreise des ganzen Landes; hier hauptsächlich gestalten sich die Marktverhältnisse für die Ausfuhr, und diese bestimmt die Preise für's ganze Land. Wen die Ernten des Auslands versagen, essen wir im Inland theueres Brod, wie reich auch die unsere ausgefallen, und die Spekulation kann nur ein Minder oder Mehr der Preise bewirken. So unbillig es nun wäre, dem Nachbarn unsern Ueberfluß zu versagen und unseren Produzenten den höheren Ertrag ihrer Ernten zu verkümmern, — so ist es doch gewiß eben so unbillig, der Mehrzahl der Consumenten die Speise, die unentbehrliche Nahrung durch den auswärtigen Markt unverhältnißmäßig vertheuern zu lassen, wenn sie in Hülle und Fülle im Inlande vorhanden. Es ist Aufgabe der Staatsökonomie, die Interessen des In- und Auslandes auszugleichen, eine schwierige zwar, doch wie wir glauben, keine unlösbare. — Unschwer ist es für die Staatsregierung, die Fruchtproduktion jedes Jahres in approximativer Größe zu ermitteln durch die gesammelten Detailerhebungen nach gewissenhaften Schätzungen bezirksweise. Diese Erhebungen können zweimal im Jahre geschehen, einmal nach der Ernte im Herbste, das andermal im Frühjahr nach Vollendung des Drasches. Sodann sind ihr der Landesverbrauch beiläufig und die Ausfuhr sicher bekannt, und sonach die Vorräthe vom Vorjahre. Wenn in den Schrannenregistern genau ausgeschieden wird, was von den Produzenten und was von Händlern von andern Schrannen der zu Markte gebracht wird, so weiß sie auch, was außer den Schrannen von Hand zu Hand verkauft wurde. Diese Daten reichen aus, den wahren Werths-Preis aller Getreidsorten im Verhältniß zu jeder Jahresproduktion zu berechnen. Wir wollen es versuchen, ein Schema hiezu zu entwerfen. Die Staatsregierung hat vor mehreren Jahren den generellen Normalpreis aus vieljährigen Schrannen-Mittelpreisen ermittelt und für Weizen 12, für Roggen 8, für Gerste 6, für Hafer 4 Gulden festgestellt. Nach den Erfahrungen seit den letzten Dezennien ist anzunehmen, daß die generellen Normalpreise für die Zukunft sich durchaus höher berechnen werden, und wir werden nicht weit fehlen, wenn wir annehmen, daß die älteren Normalpreise sich als die tiefsten Preise der reichsten Produktionsjahre auszeichnen. Nehmen wir für ein gesegnetes Fruchtjahr die allgemeine Produktion auf 4 Millionen Schäffel an und etwa eine Million für jede Fruchtgattung, so berechnet sich ein Kapitalswerth von 30 Millionen für das gesammte erzeugte Getreide. Diese 30 Millionen (Waizen 12, Korn 8, Gerste 6, Hafer 4 Millionen Gulden) geben den Anhalt zur Berechnung des wahren, objectiven Werths des einzelnen Schäffels jeder Fruchtsorte in den geringeren Produktionsjahren durch Division der effektiven Schäffelzahl; in einem Jahre sonach, in welchem nur

die Hälfte obiger Fruchtquantität erzielt wurde, stellte sich die objektiven Fruchtwerthe auf 24 fl. für den Roggen, auf 12 fl. für die Gerste, auf 8 fl. für den Hafer; ein Darüber oder Darunter ist natürlich in der Wirklichkeit durch das größere oder mindere Gedeihen der übrigen Nahrungsvegetabilien und durch die Ernten in den Nachbarländern bedingt, und jenes ist mehr vom Einfluß auf die inländischen Consumtionspreise, jene sind es mehr auf die Handlungspreise, die sich gegenseitig wieder ausgleichen. Kennt nun die Staatsregierung den wahren, objektiven Fruchtwerth eines Jahrgangs und hat sie die nöthigen disponibeln Fonds in der Hand, so kann sie durch Betheiligung an Kauf und Verkauf regulirend auf die Fruchtpreise einwirken, bald im Interesse der Produzenten, bald in dem der Consumenten; es ist dieß nur auf drei oder vier Hauptmärkten nothwendig, und da diese alle auf einen Wochentag fallen, so kommt ihr die Telegraphenverbindung hiebei trefflich und wenn sie will ausschließlich zu Gute; ihr allein steht die unentgeldliche, ja kostenlose Benützung der Eisenbahnen zu Gebote, denn sie kann alle leichteren Bahnzüge zur Anhängung von Frachtwägen mit Frucht benützen. Verträge auf Gegenseitigkeit mit anderen Regierungen zum freien Gebrauche aller deutschen Eisenbahnen würden eine weitere Förderung des Zweckes sein. Welcher Spekulant kann mit dem Staate konkurriren, da dieser kostenfreien Transport voraus hat, und überdieß vom Handelsgewinne absieht? Die Regierung braucht nur die mäßige Verzinsung des Anlagekapitals im Auge zu haben. Für die Aufgabe wäre freilich eine eigene Commission mit der nöthigen Vollmacht zu konstituiren, die ihre telegraphischen Ordres von München aus nach den anderen Schrannenplätzen erließe. Greifen mit einer solchen Organisation tüchtige, streng durchgeführte Gesetze zusammen, so wüßten wir nicht, wie es der gewissenlosen Spekulation gelingen sollte, das Volk mitten im Ueberflusse auszuhungern. Unzweckmäßige Beschränkungen des Handels, — Eingriffe in's Privateigenthum könnten nur das Gegentheil dessen hervorrufen, was man vermindern wollte, denn sie würden die redlichen Händler vom Markt scheuchen und den Grundbesitz und dessen Bearbeitung verleiden. Daß die Staatsregierung den Willen hat, zu helfen und zu steuern ist allenthalben ersichtlich, ja schon ihr Interesse an der öffentlichen Ruhe und Ordnung drängt sie hiezu, — aber eben so wahr ist es, daß sie meistens mit der Anwendung ihrer Mittel zu spät kömmt, weil der Bureaugang zu langsam und schleppend; ist aber eine ständige Commission immerwährend thätig, hat diese ausgedehnte Vollmacht und Fonds, so kann in jedem Augenblicke und rechtzeitig wirksam eingegriffen werden. Eines aber würde auch wohlthätig auf den Fruchthandel für die Consumten wirken, wenn alle Fruchtkäufe unmittelbar baar realisirt werden müßten und alle Behauptungen der Nichtbezahlung von den Gerichten abgewiesen würden. Der Kredithandel hörte hiemit und mit ihm die Spekulation auf Differenzen auf. Mehr ein andermal. Dieß zur Feier der Schrannenhalle-Einweihung.

Erntesegen.

Fruchtbares, herrliches Gefilde,
Wie freu' ich mich, schau ich dich an!
Des reichen Vaters große Milde
Hat Alles dieß für uns gethan.

Die schweren Garben sind gebunden:
Brod ist für's ganze Volk bereit.
Die Leidenszeit ist überwunden;
Von Hunger sind wir jetzt befreit.

Vom blauen Himmel leuchtet nieder
Die Sonne an dem frohen Tag;
Der Traurigste erholt sich wieder
Von jedem bangen, schweren Schlag.

Ein neuer Odem weht so kräftig
Durch das verjüngte Vaterland,
Und Alt und Jung ist nun geschäftig,
Und regt zur Arbeit gern die Hand.

O, schenk' uns nur zu deinen Gaben,
Du guter Gott! dankbaren Sinn!
Wenn wir mit Brod und Wein uns laben,
So rede du zu uns darin!

Bezeuge uns, daß alle Kräfte
Des Lebens ruh'n in Dir allein,
Und unser tägliches Geschäfte
Laß, Herr! ein Danklied für Dich sein.

Vorurtheil.

Hör' Eisen wachsen, Gräser sprießen,
Lies aus der Menschen Angesicht,
Und wisse Zukunft zu erschließen!
Was Vorurtheil ist, weißt du nicht.

Zerhau' den Wind auf seinem Gange,
Greif mit der Hand das Sonnenlicht,
Zertritt den Schatten wie die Schlange!
Das Vorurtheil bezwingst du nicht.

Lesefrüchte.

† Vom Morgen bis zum Abend reden sie Böses vom Leben und können sich doch nicht davon trennen! Entweder ist die Summe des Lebens so schlimm nicht, oder sie fürchten ein schlimmeres. — Ich für mein Theil betrachte mich wie im Puppenstande und lebe der Hoffnung, daß der Schmetterling, meine Seele, dereinst seine Hülle durchbrechen und emporsteigen wird zu der ewigen Gerechtigkeit.

† Mögen wir immerhin vom Kopfe rühmen, daß wir ihm alle herrlichen Eroberungen auf dem weiten Gebiete des menschlichen Wissens verdanken, dem Herzen müssen wir darum nicht weniger den höhern Preis des Verdienstes zuerkennen, da es diesen gepriesenen Eroberungen erst ihren wahren Werth verleiht, indem es sie, im schönen Vollgefühl der reinsten Menschlichkeit, zu einem Gemeingut erhebt, dessen Wohlthaten, gleich den Strahlen der Sonne, segnend und erwärmend über Alle ausströmen.

† **Der Neid** muß doch die schmutzigste aller Leidenschaften sein, weil jede andere, selbst die verbrecherischste, noch zuweilen die Eitelkeit besitzt, sich der Welt in ihrer Nacktheit zu zeigen; diese aber sorgfältig ihre ekelerregende Häßlichkeit in die krebsschädigen Falten einer gemeinen Seele zu verbergen strebt. —

Cuseler Fruchtpreis vom 8. September.

Der Centner Weizen 7 fl. 58 kr. Korn 7 fl. 2 kr. Spelz 5 fl. 7 kr. Sommergerste 5 fl. 5 kr. Wintergerste — fl. — kr. Hafer 3 fl. 33 kr. Erbsen 5 fl. 29 kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Ein Kornbrod 26 kr. Ochsenfleisch 12 kr, Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 12 kr., Kalbfleisch 8 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 11.
Freitag.

1854.
den 15. September.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für [illegible]ung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des [illegible] Ergebenheit in die uns von Gott auferlegten [illegible] hinter welcher uns oft die lieblichste Fr[illegible]

Nur Geduld!

Frage nicht nach meinen Schmerzen,
Meiner Sehnsucht, meinem Leid,
Bald verschwimmen sie im Herzen
Wohl mit schöner Wirklichkeit.

Vögel sitzen dort und gaukeln
Auf dem winterlichen Ast,
Und die starren Zweige schaukeln
Von der ungewohnten Last.

Dieser Baum, der einst geblühet,
Steht jetzt winterlich und kalt,
So auch, was im Herzen glühet,
Wird im Leben älter — alt.

Frage nicht: was kann Dich drücken?
Wenn der Lenz die Welt durchzieht
Werden Gräber Blumen schmücken,
Aus Verwesung aufgeblüht.

Und so wird aus Deinen Schmerzen
Auch ein Frühling aufersteh'n;
Laß das Leid in Deinem Herzen
Nur verwesen, nur vergeh'n.

Den St. Johannis-Verein betreffend.

Dürkheim, 6. Sept. Dem in unserer letzten Mittheilung gegebenen Versprechen gemäß, wollen wir zuvörderst eine **Erklärung des Ausschusses des St. Johannisvereins für den Kanton Dürkheim**, wozu wir die Ermächtigung erhalten haben, in Nachstehendem veröffentlichen und jetzt nur noch beifügen, daß der Vereinsausschuß bereits eine Dankadresse an den Herrn kgl. Regierungspräsidenten abgehen ließ.

„Dürkheim, am 5. September 1854.

„Der verwahrloste Zustand, in welchem sich größten Theils die für Rechnung des Kreises in den Gemeinden untergebrachten verlassenen Kinder befinden, der Abgang der erforderlichen körperlichen, hauptsächlich aber der sittlichen Pflege, hat den Ausschuß des St. Johannisvereins im Kanton Dürkheim veranlaßt, hier eine gründliche Abhülfe anzubahnen.

„Am 20. März d. J. haben wir deßhalb beschlossen, in hiesiger Stadt ein Vereinshaus zu gründen, wo diese verlassenen Geschöpfe wohnlich untergebracht, von einem Hausvater und von einer Hausmutter zu ihrem sittlichen und körperlichen Gedeihen verpflegt werden, wo sie Ordnung, Reinlichkeit und Arbeitsamkeit sich angewöhnen und von wo aus sie die städtischen Schulen besuchen.

„Unsere Bestrebungen erfreuen sich eines schönen Ergebnisses. Das Vorhaben wurde von dem Vereinscapitel in München sehr gebilligt und von dem Herrn kgl. Regierungspräsidenten der Pfalz so beifällig aufgenommen, daß er, laut Entschließung vom 31. d. Mts. aus den ihm zur Verfügung stehenden Geldern des Polizeistraffonds, das Deinhart'sche, Haus zu dem namhaften Preise von 13,400 fl. für unseren Verein zu dem erwähnten Zweck angekauft hat.

„Dieser Kaufpreis ist indessen, im Hinblicke auf die Beschaffenheit des Hauses, sehr billig. Dasselbe hat seine früheren Besitzer gegen 30,000 fl. gekostet. Der jetzige Eigenthümer des Hauses, Herr Deinhart in Deidesheim, beurkundet durch die Abtretung desselben zu diesem Preise seine wohlmeinenden Gesinnungen für den Verein auf rühmenswerthe Weise.

„Diese Liegenschaft ist zu dem erwähnten Zwecke vorzüglich geeigenschaftet: das stattliche Wohngebäude liegt im gesundesten Theile der Stadt, besitzt weite Räumlichkeiten in seinen Nebengebäuden, einen großen eingefriedigten Hof und 114 Decimalen Garten. Ist nun auch die Hauptsache geschehen, so bleibt noch Vieles zu thun übrig: die erste bescheidene Einrichtung der Anstalt — Bettstellen, Weißzeug, Kleidungsstücke — erfordert noch manche Geldopfer.

„Allein wir rechnen darauf, bei der nächsten Versammlung des Districtsrathes für diese wichtige Kantonsangelegenheit einen angenehmen Beitrag zu erhalten und vertrauen auf den Wohlthätigkeitssinn der wohlhabenden Bewohner des Kantons.

„Das Weitere wird demnächst eine zusammenzuberufende Generalversammlung beschließen.

„Am 28. November nächsthin — als dem Geburtsfeste Sr. Majestät des Königs — soll die feierliche Uebernahme des neuen Vereinshauses stattfinden.

„Den Dank für dieses großartige Geschenk wissen wir nicht besser darzubringen, als in dem Bestreben, durch diese Anstalt im Kanton segensreich zu wirken, wozu ein Jeder sein Schärflein beitragen möge.

„Das nächste Ziel des Vereinsausschusses bleibt, den überhand nehmenden Bettel, der bisher von Ort zu Ort durch

Schaaren betrieben worden ist, zu beseitigen. Diese Aufgabe ist schwer, aber erreichbar. Sie wird weder gelöst durch Bestrafung der Bettler, noch durch das Aufbringen reichlicher Unterstützungsmittel, sondern durch Arbeitsgelegenheit, wozu neue Arbeitszweige eingeführt werden können und müssen, z. B. Stroh- und Korbflechten, Filetstricken, die Baumwollstrickerei, der Seidenbau und Holzschuhemachen rc.

„Hierdurch können Tausende von Händen Beschäftigung und Erwerb finden und sich Brod verdienen, das besser bekömmt, als Bettelbrod.

„Wir werden die Mittel ausfindig machen, um im nächsten Winter in diesen Arbeiten unentgeldlichen Unterricht ertheilen zu lassen.

„Der Ausschuß des Kantonal-St.-Johannisvereins: Weigel, Haffner, Fleischmann, Römmich, Sienee, Fitz, Resch."

(Neust. Ztg.)

Das Verlangen nach einem guten Namen.

(Fortsetzung.)

Erste Regel.

Der sicherste und vornehmste Weg zu einem guten Namen ist, daß man ein rechtschaffner und nützlicher Mann zu sein sich bestrebe. Der Beifall der Vernünftigen wird durch nichts Geringeres gewonnen; und so wenig ihrer auch sein mögen: so sind sie doch, nächst dem innern Zeugnisse des Gewissens, die einzigen und zuverläßigen Richter unter den Menschen. So wenig ihrer sind; so wiegt doch die gute Meinung Eines Rechtschaffenen in der Waagschale der Vernunft mehr, als der Beifall ganzer Millionen Thoren, oder Lasterhaften. Der Beifall eines einzigen würdigen Mannes ist nicht nur Stärke, Trost und Belohnung für mein Herz; nein, er ist mir auch die Anwartschaft auf die Achtung aller, die ihm gleichen. Die Rechtschaffenen haben alle Ein Herz und Ein Gefühl des Edlen, wie sie alle einerlei Regel des Guten haben. Der Beifall des Kenners ist gleichsam die verstärkte Stimme des Sprachrohes, die weiter reicht, als das laute Geschrei einer Menge von Thoren. Und wer gibt den Ton zu den richtigen Urtheilen der Unwissenden und Leichtsinnigen, ja oft der Lasterhaften, an? Ist es nicht meistens der Kluge und Rechtschaffene? Sie hören, weil sie nicht selbst urtheilen können, oder zu träge sind, urtheilen zu wollen, oder sich fühlen, daß sie leicht falsch urtheilen und sich dadurch vor der Welt beschämen könnten, auf den Anspruch, den der Gute von uns thut, nehmen ihn, als ihre eigne Erfindung an, und lallen ihn nach, damit man sie für Richter von Einsicht halten solle. Wer kann es endlich leugnen, daß wir durch die strenge Beobachtung eines rechtschaffenen Betragens selbst die Stimmen der Thoren und Lasterhaften, wo nicht schnell, doch nach und nach auf unsre Seite ziehen? Der Thor, er wolle oder wolle nicht, fühlt sich endlich doch, wenn er unsre Gaben, unsern Fleiß und unser übereinstimmendes Verhalten kennen lernt, gezwungen, uns heimlich seinen Beifall zu ertheilen; und er wird sich, wenn es sein Vortheil befiehlt, als den Pralereien seiner Gefährten, deren Eigennutz, oder Eitelkeit und Unwissenheit er aus seinem eignen Herzen so zuverlässig kennt. Der Lasterhafte, so sehr er es auch ist, wird selten in seinem Herzen eine böse Meinung von dem Manne haben, der seiner Pflicht folgt. Wenn er ihn ja verunglimpft, so wird er mehr der Art, seine Tugend auszuüben, mehr seines Aeußerlichen, als der Tugend selber spotten, die ihm, Trotz seiner bösen Leidenschaften, doch ehrwürdig bleibt. Verfolgt aber ja dieses Geschlecht der elendesten Sterblichen den Rechtschaffnen mit Verachtung: so ist sie ihm bei Vernünftigen eine Ehre. Wie die Wespen durch ihre Verwüstungen die schönste Frucht verkündigen: so verkündigen die Schmähsüchtigen oft das größte Verdienst. Schande vor der Welt, die wir nicht verdienen, ist freilich ein Unglück, aber doch ein Unglück, dafür uns unser Gewissen, der Beifall der Edlen, und mehr als alles, der Beifall des Himmels reichlich entschädigt; ein Unglück, das sich oft, gleich als in dem Trauerspiele, in ein ruhmwürdiges Glück für uns auflöset.

Zweite Regel.

Es ist nicht genug für den guten Namen, daß wir rechtschaffene und nützliche Männer sein wollen, wir müssen auch, jeder an seinem Theile, auf die beste Art nützlich zu sein trachten.

Jeder hat von der Hand der Natur gewisse eigenthümliche Gaben, oder eine besondre Mischung von Fähigkeiten empfangen, die ihn vorzüglich in den Stand setzen, Andrer Beifall, Vertrauen und Liebe sich zu erwerben.

Die Werkzeuge unsers Glücks sind allen gleich gemessen;
Ein jeder hat sein Pfund und Niemand ist vergessen.

Auf diese Fähigkeiten nicht Acht haben, heißt, nicht nur seinem natürlichen Rufe nicht folgen, sondern auch bei Andern die gute Meinung von sich verringern. Es fehlet uns oft nicht an Fleiße und Eifer, der wackere Mann zu sein. Wir thun mehr als Andre, und wir thun es doch nie mit Beifall; denn die natürliche Fähigkeit mangelt uns. Jener bleibt ein elender Redner und heißt es in dem Munde der Welt, und mit Recht. Gleichwohl ist er der fleißigste Mann, und man schätzt ihn nicht. Vielleicht hätte er mit seinem Fleiße im Handel sich die Achtung der Welt erworben. Er kränkt sich, daß er sie nicht hat, daß ihn kein Beifall belohnet. Er klagt heimlich die Erde und den Himmel an, und er sollte seine verfehlte Wahl anklagen. Strephon dichtet sich um den Beifall der Menschen, den er durch seine Arbeiten zu erlangen hofft. Er ist wirklich ein gutgesinnter Mann, der Beifall verdienen und Nutzen schaffen will. Hätt er sich geprüft, oder sein Genie von Andern prüfen lassen: so würde er gefunden haben, daß er zu einem arbeitsamen Geschäfte, wo er nur die Erfindungen und Anschläge der Andern hätte ausführen dürfen, geschickt gewesen wäre. Vielleicht würde er Rechtshändel mit Beifall und Vortheile geführet haben, anstatt, daß er bei allen seinen Bemühungen jetzt das Unglück hat, den Niemand achtet, weil er zu dieser Lebensart nicht geboren ist, würde vielleicht ein gelehrter und nützlicher Herr auf seinem Landgute, und jener elende verachtete ein trefflicher Künstler geworden sein, wenn beide den natürlichen Beruf, der durch die angebornen Fähigkeiten und Gaben an sie erging, nicht verkannt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Wie erhält man sich ein gesundes Leben?

Wichtig und zahlreich sind die Pflichten, welche dem Menschen obliegen, und erhaben ist die Bestimmung, die er auf dieser Erde zu erfüllen hat. Er bedarf daher eines gesunden und langen Lebens, wenn er diesen Ansprüchen vollkommen Genüge leisten will. Wie erhält er nun seinen Körper gesund? Er muß ihn gehörig üben und sich im Freien bewegen, mäßig und ordentlich leben, mit Arbeit und Schlaf zweckmäßig wechseln, und Speise und Trank im erforderlichen Maße und zur gehörigen Zeit genießen. Wenn er keine Art von Witterung scheut und seinen Körper an allen Wechsel derselben von Jugend auf gewöhnt, so bewahrt er ihn vor vielen Krankheiten. Zu einem gesunden Körper trägt auch der Geist bei, der sich zweckmäßig ausgebildet, moralisch veredelt hat und religiös gestimmt ist. In einem gesunden Körper wohnt auch eine gesunde Seele, sagt ein Weiser des Alterthums. Wenn der Mensch eifrig Wahrheit sucht und die

Dinge und die Menschen gehörig zu erforschen strebt; wenn er mit Liebe und Gewissenhaftigkeit jede Menschen- und Berufspflicht erfüllt, so stählt dies Bewußtsein seinen Körper gegen viele Uebel. Manche Anfälle von Krankheiten verschwinden vor der Begeisterung für das Rechte und Gute, und der Körper, als das Werkzeug der Seele, ist zu allen Dem geschickt, was verständige Einsicht und sittlich guter Lebenswandel von ihm verlangen. Lebt er immer der Natur getreu, und befolgt er eifrig die Gebote der Vernunft, so achtet er vieler Mühen, Sorgen und Gefahren nicht, die auf ihn einstürmen, und seine Gesundheit wird bei einer solchen Denkart gestärkt, wie die Geschicklichkeit alle Gliedmassen zur Vorbeugung vieler Uebel erhöht.

Ein langes Leben ist der Lohn der Mäßigung und der Ordnung, und wer so viel, wie möglich, die Vorschriften der Vernunft und die Lehren einer geprüften Erfahrung befolgt, der macht sich geeignet, es kühn mit den Widerwärtigkeiten des Lebens und mit den Uebeln aufzunehmen, welche unsere Gesundheit bedrohen. Ein sittlich guter Lebenswandel, eine religiöse Denkart und ein aufgeklärter Sinn, nebst Arbeitsamkeit, Reinlichkeit und Heiterkeit tragen zu einem langen Leben bei; aber dieses Geschenk der Gottheit muß auch immer zum Guten, zum Rechten und zum Wahren verwandt werden, wenn es nicht verderblich und unrühmlich für den Besitzer sein soll.

Der Geist allein lebt — das Leben des Geistes ist allein wahres Leben. — Das Leben des Leibes muß jenem untergeordnet und von ihm beherrscht werden; nicht umgekehrt der Geist sich den Launen, Stimmungen und Trieben des Körpers unterordnen, wenn das wahre Leben erhalten werden soll.

Diese große Wahrheit wurde von jeher von den Weisesten dieser Welt als der Grundpfeiler aller Sittlichkeit, aller Tugend, aller Religion, genug alles dessen, was groß und göttlich ist im Menschen und sonach auch aller wahren Glückseligkeit, gewürdigt. Dem Menschen liegt es in der Natur, lieber leiblich als geistig zu leben; woher denn die vielen Gemüths- und Seelenverstimmungen kommen, welche Veranlassung zu verschiedenen Fehlern, späterhin Verbrechen geben, die bei Reinheit des Geistes viel weniger begangen werden.

Ewig wahr bleibt das Sinnbild den Menschen als den Reiter eines wilden Pferdes sich zu denken! Nur dadurch, daß sich der Reiter das Thier unterwirft und sich möglichst unabhängig davon macht, wird sein Leben regelmäßig, vernünftig und sittlich und so nur wahrhaft glücklich. Läßt er dem Thiere die Oberhand, so geht es mit ihm durch, und er wird ein Spiel seiner Laune und Sprünge — bis zum tödtlichen Sturze.

Nicht blos für das höhere, geistige Leben und dessen Gesundheit bedarf es dieser physischen Selbstbeherrschung, sondern es dient eben so sehr zur Erhaltung und Vervollkommnung des physischen Lebens und dessen Gesundheit, und wird dadurch eines der wichtigsten Diät- und Heilmittel.

Wir wollen keineswegs den Einfluß des Leiblichen auf das Geistige leugnen; aber eben so auffallend, ja noch größer, ist die Macht des Geistes über das Leibliche. Sie kann Krankheiten erregen und heilen. Ja, sie kann tödten und lebendig machen. Es gibt Fälle, wo der Mensch lediglich an einer gewaltsamen, dem Blitzstrahl ähnlichen Einwirkung des Geistes auf den Körper gestorben ist, und andere Fälle, wo solch eine geistige Einwirkung Ohnmachten, Lähmungen, Blutflüsse hervorgebracht hat; wie oft sind dagegen die schwersten Krankheiten durch nichts Anderes geheilt worden, als durch Freude, Erhebung und Erweckung des Geistes! Welche Wunderkraft besitzt nun nicht der Geist über den Leib?

(Schluß folgt.)

Die Zeit hat keine Zeit.

„Ich habe keine Zeit!" ist der Wahlspruch unserer Zeit; „ich habe keine Zeit!" diesen Ausspruch, diesen Ausruf, diesen Nothschrei hört man aus aller Mund, liest man in allen Gesichtern, allen Blättern, allen Einrichtungen. Die Schnellpost war ein Erzeugniß desselben, und die Eisenbahnen gingen daraus hervor, und die Droschken scheinen sich nur deßhalb so viel Zeit zu nehmen, weil das Publikum keine hat, ähnlich wie die Völker sich da am meisten Macht nehmen, wo die Regierungen keine haben.

Unsere Kinder haben keine Zeit, ihr Erwachsensein abzuwarten, darum gebehrden und tragen sie sich schon jetzt als Erwachsene; die Schüler haben keine Zeit, die Universität abzuwarten, darum thun sie jetzt schon wie Studenten; die Studenten haben keine Zeit, ihre künftige Amtsthätigkeit abzuwarten, sie wollen auf der Universität schon den Staat regieren; die Dichter haben keine Zeit, durch ernste Studien und gediegene Werke sich einen Nachruhm zu erringen, sie erhaschen ihn für den Augenblick durch politische und unpolitische Lieder; die Mütter haben keine Zeit, ihre Kinder zu säugen und zu erziehen; die Eheleute haben keine Zeit, die Scheidung vom Tode zu erwarten; Manche haben keine Zeit, auf Anschuldigungen in öffentlichen Blättern zu antworten, sie verweisen die Sache an die Gerichte, indem sie dort auf Bestrafung des Schriftstellers antragen, sie setzen mit Recht voraus, daß die Gerichte Zeit haben, weil dort Alles Zeit hat; sie, die Schriftsteller, haben keine Zeit, sich gründlich zu unterrichten, sie werfen flüchtige Bemerkungen hin, die wie tiefe Weisheit thun; die Leser haben keine Zeit, einen Aufsatz durchzulesen, sie kosten und naschen, und langen dann nach einer andern Schüssel; die Reichen haben keine Zeit, die Früchte vom Sommer zu erwarten, das Treibhaus muß sie liefern; und fast alle Menschen haben keine Zeit, ihr Alter abzuwarten, darum machen sie sich vor der Zeit alt, durch Genüsse und Kümmernisse, durch Sorgen und Borgen, durch Lust und Wust; darum haben sie nur einmal Zeit, bei der Mahlzeit.

Die Hast ohne Rast, diese wilde Jagd ohne ein erjagtes Wild, läßt sich nirgends mehr Zeit; Wälder, die sonst hundert Jahre zum Wachsthum brauchten, sollen jetzt alle 30 Jahre geschlagen werden. Jubelfeste, die sonst ein ganzes oder doch ein halbes Jahrhundert warten mußten, werden jetzt nach fünf Jahren begangen; Kühe müssen im ersten Jahre kalben, und Pferde im zweiten Jahre wettrennen; Häuser und Kirchen werden gebaut, für Tage, höchstens für Jahre; unser ganzes Leben ist zur Eintagsfliege geworden, die heute zeugt, gebährt, genießt und stirbt, weil für sie kein Morgen da ist; und bei all diesem Mangel an Zeit, sind doch alle darauf erpicht, das Einzige, was sie nicht haben, zu vertreiben: die Zeit.

Freundschaft.

Der Schöpfer hat zur Liebe uns geboren,
Und jeder hat sich Freunde schon erkoren,
Weil sie des Lebens Reize uns erhöh'n;
Doch sei man stets der Vorsicht hier beflissen
Man kann vom Wort nicht auf das Innere schließen;
Und muß deßhalb dem Freund in's Herz erst sehen.

So lang das Schicksal freundlich mit Dir lächelt,
Und eines Menschen Schmeicheln Dich umfächelt,
Kennst Du das Wesen wahrer Freundschaft nicht;
Nicht leicht ist mit dem Glück ein Bund zu schließen,

Doch Dir des Lebens Unglück zu versüßen,
Macht sich fürwahr der Schmeichler nicht zur Pflicht.

Kommt über Dich das Unglück hergezogen,
Und Dein Freund bleibt Dir auch dann gewogen,
Wenn ein Glücksstern längst Dir nicht mehr scheint,
Dann, erst dann, magst Du ihm frei bekennen,
Uns soll hinfort hienieden nichts mehr trennen:
Uns hielten Glück und Unglück treu vereint.

Kaiserslautern. L. H. Hauber.

Der Kirchhof.

Daheim im lieben Städtchen,
Da liegt ein stiller Ort,
Mit engen kleinen Häusern!
Meine Lieben wohnen all' dort.

An ihrem Hause schwebet
Ein Garten leicht und schön;
Da hab' ich jüngst die Rosen,
Den Epheu blühen seh'n.

Und vor dem stillen Hause
Steht eine Linde grün,
Da grüßen munt're Vögel
Die Blumen, die unten blüh'n.

Eine alte friedliche Mauer
Umzieht den stillen Ort,
Still liegen Wies' und Auen
An der Mauer fort und fort.

Die Bewohner der kleinen Häuser,
Die haben heimischen Sinn:
Die Mauer ist gar so niedrig
Und keiner steigt über sie hin.

Und in dem tiefsten Frieden
Ist keiner des Andern Feind:
Sie kennen keinen Kummer,
Ihr Auge wohl nimmer weint. —

Drum wohnen die Meinen so gerne
Im kleinen friedlichen Haus,
Und schicken mir als Liebesboten
Die freundlichen Blumen heraus!

Zuruf.

Wer nicht des Morgens betet
Ist arm den ganzen Tag,
Sein guter Engel weichet
Und ruft ihm trauernd nach:
Ich kann dich nicht beschützen,
Du wankest, wo du stehst,
O komm' o komm' zurücke
Und bete, eh' du gehst.

Lesefrüchte.

† Das Böse hat zu viel Gewalt auf Erden,
Als daß es jemals könnte besser werden.

† Wer nicht anstoßen will, der hüte sich, nicht immer die alten, richtigen Ausdrücke zu gebrauchen, es möchte ihm sonst übel ergehen, denn heute säuft man sich nicht voll, man trinkt sich höchstens ein Räuschchen; heute schweift man nicht mehr aus, man genießt höchstens das Leben; heute heuchelt und schmeichelt man nicht mehr, man ist nur höflich; heute hat man keine groben Fehler und Gebrechen mehr, man begeht höchstens kleine Schwachheiten; heute ist man nicht mehr geizig, sondern nur ökonomisch; heute betrügt und gaunert Niemand mehr; die Leute wissen nur zu leben; heute weiß Niemand mehr von Unredlichkeit, Keicherei und Schurkerei, dagegen hört man öfter von Lebensklugheit sprechen.

† Der Tod ist eine Nuß, die ein Jeder aufknacken, ein schlechter Braten, den Jeder verschlucken muß, eine Lauge, in der sich Jedermann waschen, eine Brille, mit der sich Jeder bewaffnen muß; ein Trunk, der Allen dargeboten wird, und eine Klinge, über die Jeder zu springen gezwungen ist.

† Wer Dir ungerecht schmeichelt, verachtet Dich und denkt gering von Dir. Wer die Wahrheit, auch die bittere, offen sagt, ist Dein Freund und liebt Dich.

† Der wahren Freunde gibt es nur wenige, der „guten Freunde" viel. Letztere sind die Eintagsfliegen des Glücks, die nur im heitern Strahle der Sonne tanzen; während die ersteren, wie treue Stubenfliegen, selbst in den trüben Winterstunden des Lebens bei uns aushalten.

† Wenn auch das Unglück uns naht, immer ist Segen sein Kern.

† In die Furche der Erde, vom Pfluge geritzt, senkt hoffend der Landmann das Korn. Die Sonne glüht, der Regen tränkt und fröhlich begrüßt es den Tag. So grabt auch der Schmerz uns das Grab; so führt uns der Tod auch zum Licht.

† Ein Thor betrachtet ohne Aufhören den seichten Bach seines Geistes, und ist über die kleinen Steine entzückt, die er darin erblickt. Er nimmt sie, gibt sie für Perlen aus, freut sich des Beifalls Anderer, die so wie er sind.

† Die Freiheit uns'res Geists macht uns're wahre Würde!
Beherrsche durch Vernunft die sinnliche Begierde,
Denn sonst beherrscht sie dich und lohnet dir mit Pein;
Die schlimmste Knechtschaft ist, ein Sklav der Sinne sein.

☞ Die Errichtung einer Kinder-Spielschule in Cusel betreffend.

Nach der in dem „Armenfreund" erschienenen Aufmunterung zur Errichtung von Kinder-Spielschulen, beabsichtigt man sofort, dahier ein solches Institut in's Leben treten zu lassen. Diejenigen Familien, welche ihre kleinen Kinder in dieselbe zu schicken beabsichtigen, belieben gefälligst ihre Anmeldungen bei der Redaction d. Bl. zu machen.

Wir bemerken zu gleicher Zeit, daß wir glauben, als Lehrerin eine allgemein geachte, hiezu qualifizirte Frau hiesiger Stadt gefunden zu haben.

Cuseler Fruchtpreis vom 15. September.

Der Centner Weizen 8 fl. 12 kr. Korn 7 fl. 9 kr. Spelz 5 fl. 19 kr. Sommergerste 5 fl. 35 kr. Wintergerste — fl. — kr. Hafer 3 fl. 33 kr. Erbsen 5 fl. 33 kr. Kartoffeln 1 fl. 56 kr. Ein Kornbrod 27 kr. Ochsenfleisch — kr., Kuhfleisch 12 kr., Rindfleisch — kr., Hammelfleisch 12 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinenfleisch 15 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 12. | 1854.

Freitag. | den 22. September.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Die Güte und die Liebe, die wir hienieden Anderen weihen, wiederstrahlet uns, wenn nicht hier, doch sicher Jenseits wieder. [St. Johannisvereins.

Das Mitleid.

Mitleid! Heil dir, du Geweihte!
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallst du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Thaust, wie Balsam milde Zähren,
Hebest das zerknickte Rohr.
Wie zu Hyllius Altären,
Blickt die Noth zu dir empor.

Deine Hülfe stillt ihr Flehen,
Dein Erbarmen eilt zur That,
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Magen bat;
Spendest Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindest loser deine Garben
Vor der Aehrenleserin.

In verarmter Wittwen Krüge,
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst des Lächelns heitre Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erlegner Wandrer Bürde
Auf dein tiefbescheiden Damm;
Und verpflegst in sichrer Hürde
Deines Nachbarn irres Lamm.

Vögelchen vor deiner Scheuer
Streu'st du Korn im Winter aus,
Nöthigst zu des Herdes Feuer
Pilger in dein wirthlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut;
Schirmest Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth.

Du entführst die junge Waise
Ihrer Mutter Rasengruft;
Jeden Seufzer, noch so leise
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft wie thauige Hyaden
Blickst du auf das Findelkind,
Reichst ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth.

Du erwärmst in sanfter Rührung
Auch der Selbstsucht starres Eis,
Warnst vor lockender Verführung
Blüthenüberstreutem Gleis;
Neigest dich mit leisem Trösten
An der Schwermuth dumpfes Ohr;
Hebst entfesselnd den Erlösten
Von des Kerkers Stroh empor.

Herzen, die der Harm zerrissen,
Hegst du mit besorgter Treu;
Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenlagers Streu;
Schonst des Siechen Schlaf auf Socken,
Kühlst ihn mit dem Palmenreis;
Trocknest mit ergoßnen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

Bleib bei uns, bis einst die Hefe
In dem Thränenkelch versiegt;
Kränze bleicher Trübsal Schläfe,
Die an deinen Schooß sich schmiegt;
Herze sie mit Ammenarmen,
Sei umstürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab.

Zum St. Johannis-Verein.

Beitrag zur Lösung der Armenfrage.

(Von Pfarrer N. zu Qu. —)

Schon wehet der Wind herbstlich über die größtentheils nun leere Felder und Wiesen. Schon ist ein großer Theil der Arbeiten gethan, welche der ärmeren Klasse eine Zeit lang Beschäftigung und Brod gewährten.*) Allerdings

*) Verfasser dieses hatte beim Niederschreiben vorzugsweise das Armenwesen und die Armen auf dem Lande im Auge. Das Gesagte und die gemachten Vorschläge werden leicht auch auf städtische Verhältnisse sich anwenden lassen.

mögen die meisten in den nächsten Monaten des laufenden Jahres noch so viel Arbeit und Verdienst finden, als nothwendig ist, um den drückendsten Mangel abzuwehren. Aber der Winter naht rasch heran, und mit ihm die Verdienstlosigkeit und Noth der Armen. Wohl ist die Ernte des Jahres großentheils reichlich ausgefallen. Aber gerade das Nahrungsmittel der ärmeren Classen scheint an vielen Orten nicht so reichlich gerathen zu sein, als es das Bedürfniß erforderte, zumal, da der vorhandene Ertrag durch die weit verbreitete Krankheit noch eine bedeutende Verminderung erleiden möchte. Wird daher nicht bei Zeiten gesorgt, werden nicht allen Ernstens Schritte gethan, um vorzubeugen, so wird in dem kommenden Winter und Frühling nicht nur die Noth wieder sehr groß für die geringen Classen, sondern der Bettel, der bisher schon die drückendste Last und ein Krebsschaden für Gemeinde und Staat, für Religiosität und Sittlichkeit war, wird in noch viel ausgedehnterem Maße hervortreten.

Da ist es denn wohl an der Zeit, daß man Vorkehrungen treffe, und nicht blos Vorschläge mache, sondern auch Hand anlege, damit Hilfe geschafft, und nicht nur dem Ueberhandnehmen des Uebels gesteuert, sondern auch dasselbe wo möglich vermindert und beseitigt werde. Auf welchem Wege dieß allein möglich sein möchte, darüber lege ich in den nachfolgenden Zeilen meine Ansicht nieder mit der Bemerkung, daß ich den Versuch mit der Durchführung meiner Gedanken in den Orten O., R. und T. bereits gemacht habe; daß aber von dem Erfolge selbst, verständlich jetzt noch nicht die Rede sein, vielmehr der Versuch seine volle Verwirklichung erst dann erreichen kann, wenn andere Gemeinden in näheren, dann immer weiteren Kreisen mit gleichen oder ähnlichen Einrichtungen sich anschließen. Und daß dieß geschehen möge, dazu wünsche ich durch vorliegende Zeilen die Anregung zu geben.

Die erste schlechterdings unerläßliche Bedingung, wenn etwas zur Abhilfe geschehen soll, ist die Abstellung des Bettels. Durch den Bettel könnte nicht nur der Armuth nicht abgeholfen werden, — das lehrt der Augenschein; vielmehr kann kühn behauptet werden, daß durch den Bettel die Armuth selbst großgezogen worden ist. Je mehr von einzelnen Personen oder an einzelnen Orten gegeben wurde, desto größer war der Zudrang dahin. Nicht befriedigt, sondern nur begehrlicher wurden solche Armen, je mehr sie erhielten. Je reichlicher die Gaben flossen, desto weniger brauchten sie selbst zu sorgen und darauf zu denken, durch Fleiß, Sparsamkeit, Anstrengung sich das tägliche Brod zu erwerben. Durch Fordern verdiene ich mir mehr, als durch Schaffen — das ist eine gemeine Rede bei ihnen geworden. — Wer daher den Bettlern gab, hat der vielleicht ein gutes Werk gethan? Ich sage: nein, in den allermeisten Fällen nicht. Er hat die Trägheit, den Müßiggang unterstützt; er hat der Verstellung Vorschub geleistet; er hat Tagdiebe und Landstreicher erziehen helfen. Er hat leichtsinnige, an Mäßigkeit, an Sparsamkeit nicht gewöhnte Menschen in ihrem unordentlichen Wesen bestärkt, indem er ihnen die Mittel bot, ihren Hang, ihre üblen Gewohnheiten zu befriedigen. — Wer den Bettlern gab, der hat — vielleicht beim besten Willen — in den meisten Fällen nicht nur kein gutes Werk gethan, sondern vornehmlich bei Kindern — viel Unheil gestiftet. Denn er hat dazu beigetragen, daß sie — weniger leiblich, als geistig und sittlich, zu Grunde gingen. Oder was kann aus Kindern werden, die Wochen lang nicht nach Hause kommen, die Monate lang in der Schule nicht gesehen werden; die weder ein Wort lesen noch ihren Namen schreiben lernen; die, wenn sie dann ja einmal zurückkommen und die Schule besuchen, fast stumpfsinnig und für die Lehren der Religion sowie für das Begreifen der gewöhnlichsten Dinge unfähig und unempfänglich geworden sind? Was kann aus Kindern werden, die weder eine Erziehung genießen, noch an irgend eine Thätigkeit oder Beschäftigung gewöhnt werden? Wie sie wild aufwachsen, so sind sie, wenn sie erwachsen werden, nahezu verwildert. Zur Arbeit sind sie ungeschickt — sie haben keine gelernt. Für die Thätigkeit sind sie überhaupt verloren; denn sie haben einmal sich an den Müßiggang, an das süße Nichtsthun gewöhnt. Sie suchen keine Arbeit und wenn ihnen solche geboten wird, so sind sie dieselbe bald überdrüssig und verlassen dieselbe. Wozu sich auch anstrengen? Können sie sich ja ebensogut durchbringen durch „Fordern“; — und das ist leichter, gewährt Abwechselung, und kostet keinen sauren Schweiß! Das sind dann die Menschen, die bei gesundem Leib und frischen Kräften mit ihren Kindern, die selten lange ausbleiben, den Gemeinden zur Last fallen; oder welche als gefährliche Menschen ein Gegenstand steter Furcht für ihre Mitmenschen sind, oder welche in den Zuchthäusern zwar allerdings als Verbrecher ihre Schuld büßen. Aber ich frage: wer hat sie dazu erzogen? Offenbar haben die Viele dazu beigetragen, welche meinten mit ihren Gaben an Bettlern ein gutes Werk zu thun! —

Dann möchte ich hinweisen auf eine Erfahrung, welche man an allen Orten, wo solche Gewohnheits- oder Nothbettler sind, zu machen Gelegenheit hat. Durch den Bettel gewöhnen sie sich nämlich an eine höchst unregelmäßige Lebensweise. Was sie erhalten an Speise, Brod ꝛc., das wird, wie sie es bekommen, in der Regel alsbald verzehrt. Das fortwährende Essen wird ihnen auf diese Weise zur Gewohnheit. Kommen sie dann als Arbeiter in andere Häuser, so sind sie nur schwer zu sättigen, obwohl sie als Arbeiter nur wenig leisten. Daher kommt es, daß man solche Menschen wegen ihrer Unbescheidenheit und Unmäßigkeit nicht als Arbeiter will, und daß sie wirklich keine Arbeit finden, auch wenn sie arbeiten wollen. Daß es aber mit ihnen so weit kommt, wer anders ist daran Schuld, als Diejenigen, welche durch ihre Gaben den Bettel hegen und pflegen! Ich darf ferner erwähnen, daß — während einerseits die reichen Gaben an Bettler, die nach dem obigen gleichwohl mehr unheilvoll als segenbringend waren, den Gebern bereits zur drückendsten Last geworden sind — doch andererseits noch alljährlich an dieselben Armen bedeutenden Summen aus den Gemeindecassen verausgabt, die Geber also mit doppelten Ruthen gezüchtigt wurden. Indeß möchte auch dieses sein, wenn man nur sehen könnte, daß damit geholfen, und dem Uebel gesteuert worden wäre. Allein das Uebel wurde dabei, wie die Erfahrung lehrt, immer schlimmer und größer.

Der Bettel also darf schon, weil er nicht weniger verderblich als drückend und eine Haupt-Ursache des Uebels ist, nicht mehr geduldet werden; aber auch deßwegen nicht, weil Alles, was zur Abhülfe der Armuth und Noth geschieht, rein vergeblich sein muß, so lange er fortdauert! Ihr mögt geben, so viel ihr wollt und in doppeltem Maße wohlthätig sein, — ihr werdet das Uebel nur nähren und mehren! Ermahnt, ermuntert auf zum Fleiße, bietet selbst Arbeit dar, — eure Worte werden verschwendet sein, euer Anerbieten wird verschmäht werden. Sucht die Kinder zur Schule anzuhalten, — es wird euch nicht gelingen; denn eine Strafe für die versäumenden armen Kinder gibt es nicht, und ein anderes Mittel gibt es auch nicht, sie in die Schule zu nöthigen, — es wäre denn vielleicht, daß ihr sie gewissermaßen überbietet, d. h. daß ihr ihnen mehr bietet, als sie bisher auf dem Bettel gewannen; und selbst in diesem Falle wäre noch die Frage, ob sie es nicht vorzögen, frei in der Welt herumzuschweifen, als still im Zimmer zu sitzen und zu lernen.

Der Bettel also muß aufhören, muß abgestellt werden,

das ist die erste, unerläßlichste Forderung, wenn überhaupt etwas zur Abwehr der gegenwärtig vorhandenen und alljährlich sich mehrenden Armuth mit einiger Hoffnung auf Erfolg geschehen soll.

Allein — wie kann der Bettel abgestellt werden?

Daß derselbe sich nicht abstellen läßt, — weder durch polizeiliche Verbote, auch wenn sie strenge gehandhabt und vollzogen werden, als es bisher geschehen ist und unter den obwaltenden Umständen überhaupt geschehen konnte; — noch durch die reichsten Gaben und Unterstützungen der Armen aus den Gemeindekassen, noch durch die ausgedehnteste Privatwohlthätigkeit; daß gerade in letzterer Beziehung, je mehr gegeben wurde, desto mehr der Bettel überhand nahm, das lehrt die Erfahrung mehr als zur Genüge.

Er wird, urtheile ich, so lange fortbestehen, als es Solche gibt, die an Bettler etwas verabreichen.

Er muß aufhören und wird von selbst aufhören, wenn von keiner Seite mehr an Bettler etwas verabreicht wird.

Das ist der einzige Weg, auf welchem abgeholfen werden kann, wenn abgeholfen ist. Das ist der Weg, der sich von selbst nach dem Obigen darbietet, und der betreten werden muß, weil das Geben an Bettler, besonders an Kinder, als so höchst verderblich sich gezeigt hat.

Allein, während die Einen mir freudig beistimmen werden, weil sie bisher schon an Arme wenig oder nichts verabreicht haben, so höre ich mit ernster Simme von der andern Seite einwenden und fragen: Aber, — wenn nichts mehr an Bettler verabreicht werden soll, — sollen denn die Armen verhungern? Soll man sie fühllos und unbarmherzig ihrem Schicksal preisgeben? Ist es christlich, nicht mehr zu geben, während das Evangelium spricht: Gebet, so wird euch gegeben? Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist? Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl?

Merket wohl, liebe Leser, was ich sage! Nicht sage ich, daß ihr nicht mehr geben, nicht mehr wohlthun, nicht barmherzig sein sollt! Es würde mir übel anstehen, wollte ich überhaupt als Mensch oder als Christ, geschweige denn als Verkündiger des Evangeliums so reden. Ich sage nur gebt nichts mehr an Bettler, denn es ist ein Unterschied zwischen einem Bettler und zwischen einem Armen! Auch ist: wohlthätig oder barmherzig sein, und der Bettel mit Gaben unterstützen und großziehen — nicht ein und dasselbe. Wohlthätig, barmherzig sollt ihr auch ferner sein. Denn soll der Bettel abgestellt werden, so ist es nicht genug, daß man nichts mehr gibt; vielmehr muß nun für die wirklich Armen auch wirklich gesorgt, sie müssen nach Bedürftigkeit unterstützt werden. Und dazu bedarf es der Mittel und Gaben. Diese aber können nur da fließen, wo christliche Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit die Herzen und Hände öffnet. Ich füge hinzu: so lange für die wirklich Bedürftigen nicht gesorgt ist, so lange ist es allerdings eine Unbarmherzigkeit, ja Sünde, nicht mehr an Bettler zu geben, so verderblich an sich der Bettel ist. Aber um so heiligere und dringendere Pflicht ist es, die nöthige Fürsorge und Unterstützung den wirklich Armen wirklich zuzuwenden, und dieß ohne Verzug!

Es fragt sich nur. **Wie kann dieß geschehen? Wie kann und muß für die Armen gesorgt werden, wenn nicht blos der augenblicklichen Noth abgeholfen, sondern auch dem Ueberhandnehmen des Uebels für die Zukunft gesteuert, — wenn dieses nicht nur zurückgedrängt sondern wo möglich geheilt werden soll?**

Zweierlei ist unbedingt erforderlich: 1) daß die Mittel aufgebracht werden, welche zur Unterstützung der Bedürftigen nothwendig sind; 2) daß eine Armenpflege eingerichtet werde, welche nicht blos, wo es nothwendig ist, mit Gaben unterstützt u. für die zweckmäßige Vertheidigung und Verwendung gewissenhafte Sorge trägt, sondern welche zugleich diejenigen zu bessern u. auf die rechten Wege zu führen sucht, welche durch ihre eigene Schuld in der Noth sind, und bei welchen Gaben übel angewendet wären.

Es läßt sich dabei ein doppelter Weg einschlagen, der der freiwilligen Gaben und Pflege aus christlicher Liebe und Barmherzigkeit, — und der des (gesetzlichen) Zwanges, welcher dann betreten werden müßte, wenn der christliche Liebes- und Wohlthätigkeitssinn in einer Gemeinde oder in einem Bezirke nicht stark genug wäre, um für sich das Uebel zu bewältigen. Das Gesetz müßte in diesem Falle wieder der Zuchtmeister auf Christum werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verlangen nach einem guten Namen.

(Fortsetzung.)

Es versteht sich, daß wir unsre natürlichen Gaben ausbilden müssen. Viele kennen ihr Talent und folgen ihm, und werden doch nie nützlich und des Beifalls werth, weil sie zu wenig Mühe anwenden, es auszubilden, oder, aus Mangel der Vorsicht und Klugheit, ihre Mühe vergeblich verschwenden. Sie wollen eher Ruhm oder Belohnung haben, als es Zeit ist, und verlieren oft den Beifall, den sie sonst erlangen könnten; oder sie unterlassen in der Folge das, was zur Erhaltung des Beifalls nothwendig war. Hätte sich der junge Autor mit seinem Genie und seiner Begierde zu gefallen, nicht eher hervorgewagt, bis er die schönen Wissenschaften genau erlernt und die Aussprüche des Kenners vernommen: so würde er mit Beifall erschienen sein, und dieser Beifall würde ihn zu neuem Fleiße gestärkt haben, da ihn jetzt der Tadel entweder niederschlägt, oder so hart macht, daß er fortschreibt, ohne auf das Urtheil des Publici, zu hören. Neran hätte wirklich ein Redner mit Beifall werden können. Er hat große Gaben und viel Gelehrsamkeit; allein es ist ihm viel zu gering gewesen, sich in der Sprache zu üben. Er hat sie nicht in seiner Gewalt, er kennt ihre Fehler und Schönheiten nicht, er trägt die Worte, wie der schlechte Maler die Farben, ohne Wahl und Klugheit auf. Er würde unendlich nützlicher und sein Beifall weit größer geworden sein, wenn er ein nothwendiges Mittel der Beredsamkeit nicht für ein entbehrliches oder sehr leichtes gehalten hätte.

Dritte Regel.

Man treibe das vornehmlich, wozu uns die Natur und Umstände geschickt machen, und treibe es fortgesetzt; allein man versäume auch diejenigen Wege nicht, die in unsern Hauptweg einschlagen. Der Handelsmann soll alles erlernen und üben, was unmittelbar zu seinem Handel gehört; das ist nothwendig und sein Gewerbe. Er hat Naturell und günstige Umstände zu diesem Naturelle vor sich. Er muß ein ehrlicher Mann sein. Aber wenn er keine Sprachen, keine Lebensart erlernen, sich keine Kenntnisse fremder Länder und ihrer Handlungen erwerben wollte; würde er wohl seinen Handel mit so vielem Beifalle treiben? Das Nützliche, das in unserer Hauptabsicht, einen Einfluß hat, hat ihn auch in unsern guten Namen. Der Soldat, der nichts als das, was zum Soldaten nothwendig erfordert wird, erlernen will, wird es eben deßwegen mit weniger Beifall ausüben. Das Lesen guter Bücher, die Erlernung gewisser Wissenschaften und Sprachen, der Umgang mit Leuten von Geschmacke, wird seiner Kriegswissenschaft bald eine Hülfe, bald eine

Zierde; in Gefahren oder schnellen Entschließungen wird es seinem Muthe ein Orakel und in Zeiten des Friedens seinem Betragen eine Ehre sein.

Orgon, der mit vielen Fähigkeiten in das Amt getreten ist, läßt es bei diesen Fähigkeiten bewenden. Er braucht sie, so gut er sie hat, und glaubt für seinen Namen genug zu thun. Er thut viel zu wenig. Seine Fähigkeiten nicht verstärken, ist eine Unterlassung der schuldigen Pflicht. Er ist ein Geistlicher. Er weiß etwas von der Kirchengeschichte; aber warum bereichert er sich nicht noch mehr mit ihr? Sie würde ihm in seinem Vortrage oft nützen. Er schreibt seine Predigten sorgfältig nieder. Aber soll er nur sich ausschreiben? Warum liest er nicht die besten Redner? Er hat ja Zeit übrig. Er weiß keine Profangeschichte. Ist diese einem Theologen etwas unbrauchbar? Erfüllt sie nicht das Gedächtniß mit nützlichen Sachen und Charakteren, mit Verzeichnissen der Handlungen und ihren guten oder verderbten Quellen? Lehrt ihn nicht vornehmlich die alte Geschichte, den besten Menschen ohne die christliche Religion, als einen sehr unvollkommenen Menschen kennen? Unser Geistlicher versteht die englische Sprache, und er vergißt sie und könnte so viel gute Bücher lesen, die seinen Verstand stärken, und ihn also immer geschickter zu seinem Amte, immer nützlicher und folglich des Beifalls der Welt immer würdiger machen würden? Er warte seines Amtes sorgfältig und thue außer den Stunden desselben das, was in den Nutzen seines Amtes einfließt, das heißt, er verbessere seine Gaben und höre damit nicht auf.

Auf diese Weise sind Künstler und Gelehrte, ja selbst die Handwerker verbunden, das was ihre Kunst oder ihr Gewerbe erhöhen kann, so oft und so lange sie können, ohne ihrer Hauptpflicht Schaden zu thun, in ihre Gewalt zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie erhält man sich ein gesundes Leben.

(Schluß.)

Darum sind Freiheit des Geistes, Unschuld des Gemüths und Reinlichkeit des Herzens die Hauptbedingungen, gesund und glücklich zu leben; aber in moralischer Hinsicht sind diese Eigenschaften ganz vorzüglich zu empfehlen. Was ein reiner Körper ist, wissen wir Alle, z. B. reines Wasser, reines Papier u. s. w.; was aber unter einem reinen Gemüth verstanden wird, ist nicht Jedem so deutlich. — Ein reines Gemüth ist ein solches, welches keinen bösen Gedanken nachhängt, welches von keiner bösen Leidenschaft beunruhigt wird. So wie nämlich das Wasser in einem Flusse oder in einem Teiche trübe, oder unrein wird, wenn der Sturmwind oder irgend andere Ursachen, es in heftige Bewegung bringen, so wird auch unsere Seele verunreinigt, sobald böse Gedanken, böse Wünsche, böse Begierden in ihr aufsteigen und sie in Unruhe setzen.

Dazu gehört z. B. der Zorn, eine heftige Gemüthsbewegung, wodurch die ganze Seele des Menschen trübe und unrein gemacht wird, und wer hat es wohl nicht erfahren, wie es bei selbsterlebten Fällen darin war! Wie sie an nichts anderes denken, nichts andres vorsehmen konnte. Es gleicht also damals die Seele einem Spiegel, den man angehaucht hat, so daß er nichts klar und rein mehr vorstellen kann, bis die Dünste, welche seine Oberfläche bedecken, wieder verschwunden sind. Eine zornige Seele ist also eine unreine Seele. Ebenso verhält es sich mit dem Neide, der Eitelkeit, dem Hochmuth, der Wollust, der Unzucht. Letztere ein schändliches, für Leib und Seele verderbliches Laster.

Man traue der Versicherung, daß die schrecklichste, anfangs unbemerkbare Pest der Seele und des Leibes darunter verstanden werden kann; darum hüte man sich vor Gesellschaften schaamloser, unzüchtiger, liederlicher Menschen, welche die unschuldigen Seelen durch Beispiel oder Verführung, nur zu leicht anstecken können. Und wenn man in Verbindung mit solchen Leuten treten muß, so erinnere man sich an die Warnung und an den Zuruf unsers Erlösers: Selig sind, die reines Herzens sind! u. s. w. Denn eine unzüchtige Seele ist eine unreine, und daher auch unglückliche, höchst elende Seele, welche meistentheils unheilbar bleibt. — Ein solcher Mensch ist immer unruhig und unzufrieden. Man urtheile nun selbst, wie es in einer solchen Seele aussehen müsse, ob die wohl rein genannt, ob die wohl selig gepriesen werden kann? Selig sind, die reines Herzens sind, heißt ferner mit andern Worten: selig sind, die da keinen lasterhaften Gedanken und Begierden in ihrer Seele Raum geben, die nicht zornig, nicht rachsüchtig, nicht neidisch, nicht wollüstig, nicht eitel, nicht hochmüthig, nicht tückisch, nicht habsüchtig, nicht ungerecht und betrügerisch, sondern im Gegentheil vielmehr sanftmüthig, friedlich, versöhnlich, liebreich, züchtig, bescheiden, mildthätig und gerecht sind: — Darum mögen wir den Vers recht beherzigen:

O Herr! welch' unvergleichbar Gut
Ist uns ein rein Gewissen;
Wen dieses tröstet, der hat Muth,
Wenn Sünder zagen müssen.
Sein Herz, voll Frieden, zittert nicht,
Nicht vor dem Tod, nicht vor'm Gericht;
Du gibst ihm Ruh und Frieden.

Lesefrüchte.

† Sich nicht rächen, auch dann nicht, wenn Rache Gerechtigkeit wäre, das ist edel! Erhaben ist es, den Beleidiger lieben! ihn im geheimen Wohlthun im Elend erquicken, ist himmlisch.

† Die Bilder der Einbildungskraft verschwinden so, wie sie entstanden, und das lehrt uns — über sie hinaus zu sehn.

† Manche thun aus Stolz, was Andere aus größerem Stolz unterlassen

† Glücklich ist, wer genießt und nicht grübelt: keine Blume auf dem Pfade des Lebens zertritt, alle pflückt, die er abreichen kann. — Nicht Freude kaufen wollen auf dem Jahrmarkte der Welt und sie verschmähen aus der Hand Gottes!

† Wen die Edelgesteine bezaubern, womit eine schöne Frau geschmückt ist, der ist nicht werth, eine schöne Frau zu sehen.

† Was kann uns so schwer, so schmerzlich fallen, wofür uns das Vergnügen einer großmüthigen Handlung nicht schadlos hielte?

† Das edle Selbstgefühl, der Stolz eines guten und großen Bewußtseins, läßt sich nicht leicht erheucheln. — Wen ein tugendhafter großer Mann verachtet, nur der bleibt verachtungswürdig, so lange die Geschichte lebt, indeß der leere Verläumder nur seine eigne Schwäche verräth.

Cuseler Fruchtpreis vom 22. September.

Der Centner Weizen 8 fl. 11 kr. Korn 7 fl. 20 kr. Spelz 5 fl. 31 kr. Sommergerste 5 fl. 34 kr. Wintergerste — fl. — kr. Hafer 3 fl. 40 kr. Erbsen 5 fl. 46 kr. Kartoffeln 1 fl. 57 kr. Ein Kornbrod 28 kr. Ochsenfleisch — kr., Kuhfleisch 12 kr., Rindfleisch — kr., Hammelfleisch 12 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinenfleisch 15 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 13. **Freitag.**

1854. den 29. September.

Der Armen-Freund.



Dieses in Ensel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins" vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl **gratis**, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Nur die Bitten der Menschenfreundlichkeit werden dir selten an Thronen versagt. [St. Johannisvereins.

Der Armenfreund.

Als ich, wie ihr wißt, hab' meine Wand'rung begonnen,
  Sah' ich zagend nach theueren Freunden mich um,
Fragte nach Diesem und Jenem und fragte so nach Begleitern;
  Keiner von Allen wollt geh'n mit mir den saueren Gang.
Hätt' ich grämen mich sollen, da man allein — mich alleine
  Geh'n ließ? Da man mich noch hielte zu jung noch und schwach?
Bin ich's? — stark in mir ist ja das feste Vertrauen,
  Das den Menschen allein über das Irdische hebt?
So verfolgte mein Weg ich und mit beflügelten Schritten
  Trägt ein liebender Geist dann liebend von Ort mich zu Ort.
Da nun, da gab es mitunter manch Ständchen zum Denken erwählet,
  Und man empfing mich auch dort, unter der Linde im Dorf.
Und da hörte ich jetzt von allen Bauern und Herren:
  „Freund der Armen!" im Volk gerne wir hören dein' Rath.
„Geh' nun, sage dem Könige in unserem Lande,
  „Daß du mögest gesandt werden im Bund St. Johann,
„Uns zu dienen als Bote, lehrend sittige Lehre,
  „Und wie's besser denn soll werden im niederen Stand!"
Also bitt' ich nun, Großmächtigsten, gnädigsten König,
  Gnädigst den Wunsch dieses Volks, zu hören des Armenfreunds
                                        Wunsch!

L. Schneider.

Zum St. Johannis-Verein.

Beitrag zur Lösung der Armenfrage.

(Von Pfarrer M. zu Ou —.)

Wie nun möchte zunächst die freiwillige (christlich-kirchliche) Armenpflege am zweckmäßigsten einzurichten (zu organisiren) sein?

Was vor Allem die Mittel betrifft, durch welche man den Dürftigen zu Hülfe kommen muß, so können dieselben in Geld oder auch in Naturalien oder Victualien bestehen, z. B. in Kost, Brod, Kartoffeln, Reis, Salz 2c. Bisher wurden die Armen aus Gemeindekassen am gewöhnlichsten mit Geld unterstützt, das mittelst Umlagen auf die Gemeindeglieder nach dem Steuer-Verhältnisse repartirt wurde. Es könnte scheinen, als ob es das Einfachste und Beste wäre, wenn die in Zukunft nöthigen Mittel in der gleichen Weise, wie bisher, in Geld durch Umlage, nur vielleicht in etwas größeren Summen (weil nach Abschaffung des Bettels reichlichere Unterstützungen nothwendig werden) erhoben würden. Allein abgesehen davon, daß bei diesem Verfahren die freie Wohlthätigkeit christlicher Armenfreunde zu sehr eingeschränkt wäre, so ist bekannt und durch die Erfahrung nur zu oft bestätigt, daß das Geld von den Empfängern häufig nicht zweckmäßig verwendet wird; und sollten alle Armen vollständig mit Geld unterstützt werden, so würden dazu sehr große Summen erforderlich sein, die in den meisten Fällen nur schwer oder gar nicht aufgebracht werden könnten, immer aber den Gebern eine drückende Last verursachen müßten, während es für einen großen Theil der Wohlthäter, z. B. den Bauersmann — offenbar leichter sein wird, statt des Geldes — Brod, Kartoffeln, Kost u. dgl. zu verabreichen. Gerade diese Art, die Mittel aufzubringen, wird den Gebern um so weniger schwer fallen, als sie ja in dieser Weise bereits bisher die Armen großentheils unterhalten haben, denn von den Allermeisten ist den Bettlern bald etwas vom Mittagstisch, bald ein Stück Brod, bald eine Gabe in Kartoffeln, Rüben, Salz, Reis, Erbsen u. dgl. verabreicht worden. Bei Manchen wird dieß im Jahre bedeutende Beträge ausgemacht haben, und Jeder wird dieß leicht finden, wenn er nur ein wenig rechnet. Denn wenn täglich nur ein Stückchen Brod ausgetheilt wurde (es werden aber oft vier bis sechs Stücke nicht gereicht haben), so macht dieß in Einem Monat mehr als Einen Laib (oft mehr als vier Laibe) aus. So auch bei Kartoffeln u. s. w.

Machen sich nun die einzelnen Geber verbindlich, das, was sie in der angegebenen Weise freiwillig bisher für die Armen gethan haben, auch ferner zu leisten, — nämlich, nachdem sie berechnet, wie viel sie etwa an Geld, Kost, Brod, Kartoffeln u. s. w. in einem Monat an Bettler ausgetheilt haben, dieses in Zukunft nicht mehr an die Bettler unmittelbar zu verabreichen, sondern es den Armenpflegern zur Verfügung zu stellen, damit diese es nach Ausmittelung des wirklichen Bedürfnisses und der Würdigkeit den Armen zutheilen: — ich bin der sicheren Ueberzeugung, es kann für die Armen in den einzelnen Gemeinden hinlänglich gesorgt werden, und es bedarf nicht mehr der enormen Summen, die gleichwohl bisher noch auf Rechnung der Geber aus den Gemeindekassen großentheils an dieselben Armen, die sich schon durch den Bettel nährten, verausgabt worden sind.

Aufgabe der **Armenpflege** ist es dann, mit diesen ihr freiwillig gebotenen Mitteln die Dürftigen so zu unterstützen, daß der wirklichen — in den verschiedenen Jahres-

zeiten in verschiedenem Grade hervortretenden Noth abgeholfen werde. Soll aber nicht blos der augenblicklichen Noth gesteuert, sondern der überhandnehmenden Armuth in der künftigen Noth vorgebeugt werden, so müssen zugleich die Quellen derselben, es müssen die Ursachen der Armuth bei den Einzelnen aufgesucht — und darnach die Art der Abhilfe eingerichtet werden. Es muß sorgfältig unterschieden werden, zwischen denjenigen, welche ohne ihr Verschulden, z. B. durch Alter, Krankheit, große Familienzahl bei Theurung der Lebensmittel und geringem Verdienst — in Noth sind, — und zwischen Denjenigen, welche durch eigenes Verschulden sich in ihrer bedrängten Lage befinden, z. B. wegen Trägheit und Arbeitsscheu, wegen unordentlicher Lebensweise, Trunksucht, Mangel an haushälterischem Sinn u. dgl.

Hält man diesen Unterschied fest, dann wird die Armenpflege in folgender Weise weiter vorzugehen haben. Die älteren — überhaupt erwerbsunfähigen Personen, wohl auch Kinder — wären durch die bewilligten Kosttische oder Kosttage zu unterhalten. Was die Kinder betrifft, so würde sich vielleicht manche Familie bereit zeigen, ein solches, das im Hause der Aeltern zu Grunde geht, oder das verwaist ist, ganz zu sich zu nehmen, zu beschäftigen, zu beaufsichtigen und zu erziehen. An manchen Orten wird es sich als zweckmäßig herausstellen, solche Kinder etwa nach Wochen von Haus zu Haus zu geben; denn es gibt gewiß, wenn auch nicht überall, Familien, die sich gerne dazu verstehen werden. Mit dem verwilligten Brode wären hauptsächlich die Familien zu unterstützen, deren Kinder — statt in die Schule, auf den Bettel gingen, zugleich mit dem Bemerken, daß wenn die Schule nicht regelmäßig von denselben besucht würde, die Unterstützung ihnen entzogen werden müßte. Ob es nicht zuweilen gut sein möchte, das Brod dem Lehrer zu übergeben und durch diesen an die schulpflichtigen armen Kinder vertheilen zu lassen, muß dem Ermessen der Pfleger in den einzelnen Orten anheimgestellt bleiben. Zu der Zeit, wenn weniger Verdienst mehr zu machen, würden die zu unterstützenden Personen oder Familien auch mit Kartoffeln u. dgl. zu versorgen sein. Durch die freiwilligen Beiträge an Geld könnten Victualien, Kleidungsstücke, Brennmaterial rc. rc. angekauft und den Bedürftigen verabreicht werden. Es ist klar, daß zur Zeit, wo Arbeit mangelt, Vielen schon damit gedient ist, wenn nur Arbeit ihnen geboten wird. Und das kann nicht selten die Armenpflege, indem sie entweder aus den freiwilligen Geldgaben oder aus der Gemeindekasse, die bei der freiwilligen Armenpflege wenig oder gar nicht in Anspruch genommen ist, Gespinnst, oder Zeug zum Stricken, Weben, u. dgl. anschafft, oder wenn sie die Armen Gemeindearbeiten, Wegbau rc. verrichten läßt. Es gibt wohl in jeder Gemeinde etwas zu verbessern oder zu verschönern oder zweckmäßiger anzulegen. Und selbst wenn gar kein Vortheil zu erzielen wäre, so ist es besser, dem Armen für das Almosen irgend eine Beschäftigung anzuweisen, als ihm dasselbe rein zu schenken und ihn dabei müßig gehen zu lassen.

Wo aber die Noth in sittlichen Mängeln ihren Grund hat, da läßt sich immer mehr durch Geld oder Gaben helfen. Da muß die eigentliche christliche Armenpflege eintreten, welche zu bessern, zu erziehen, auf den rechten Weg zu leiten sucht; welche es sich eine ernste Angelegenheit und Sorge sein läßt und auch keine Mühe scheut, um die Einen zur Reinlichkeit und Ordnung, die Andern zur Thätigkeit und Sparsamkeit, die Dritten zu einer geordneten und regelmäßigen Lebensweise anzuhalten. Sie wird dieß thun durch freundliche und ernste Worte, und wo das nicht nützt, durch strengere Mittel. So lange freilich der Bettel besteht, d. h. so lange die Unwürdigsten sich durch den Bettel fortbringen können, so lange werden Worte meist in den Wind geredet sein. Ist aber der Bettel abgestellt, bekommt kein Armer mehr etwas, außer durch die Hand der Armenpflege, dann kann man dem ernsten Wort auch Nachdruck verleihen — denn es hungert Niemand gern.

Hat die Armenpflege diese ihre Aufgabe erfaßt, liegt ihr die Fürsorge für die Dürftigen wirklich am Herzen, und ist sie dabei von dem Geiste der Menschenfreundlichkeit und wahrer christlichen Liebe beseelt, dann braucht nicht näher gesagt zu werden, wie sie mit den Einzelnen zu reden, wie sie dieselben zu behandeln, welche Einrichtung sie nach den besonderen örtlichen Verhältnissen und Persönlichkeiten zu treffen hat — das findet sie dann von selbst.

Handelt es sich aber um die Frage: **Wer** denn diese Pflege und Fürsorge für die Armen zu übernehmen habe, so wird man vor Allem an die gesetzlich bereits bestehenden Armenpflegen denken müssen. Ihnen vornehmlich wird es zukommen, sich der Sache der Armen anzunehmen. Insbesondere der Pfarrer als Mitglied der Armenpflege wird sich ebenso äußerlich berufen als innerlich gedrungen fühlen, gerade auf dem Wege der leiblichen Fürsorge für die Armen seinem heiligen Berufe als Seelsorger nachzukommen und den Weg zu bahnen. Ihm wird es zukommen, zunächst unter den Mitgliedern der Armenpflege (wenn es nicht schon der Fall sein sollte), dann in weiteren Kreisen in der Gemeinde die Ueberzeugung zu verbreiten, daß so lange der Bettel dauert, das Uebel wachsen müsse; daß nur wenn dieser abgestellt, wenn dann die Unterstützung der wirklich Bedürftigen in der angegebenen Weise geleistet und auf die sittliche Erziehung und Besserung der Armen hingearbeitet werde, eine Minderung des Uebels sich hoffen lasse. Er wird durch spezielle Seelsorge, durch das Aufsuchen der Armen in ihren Hütten, (das Aufsuchen dieser Personen ist auch darum nothwendig, weil sie wegen Mangel an Kleider, Schuhwerk die Kirche selten oder gar nie besuchen können) durch Besprechung über ihre häuslichen Angelegenheiten und über ihre Aufbesserung ihrer äußeren Verhältnisse durch Hinweisung auf das, was fehlt, wo es fehlt und was sie zu thun haben, — besonders aber durch Anknüpfung der geistlichen an die leibliche Pflege den frommen Sinn zu wecken, zu nähren und zu kräftigen, und damit den Gedrückten durch geistliche Anregung zur Stärkung des Glaubens und frommen Sinnes zur Befestigung der Gottesfurcht und zur Kräftigung der sittlichen Grundsätze neben der äußeren Unterstützung eine innere Stütze und Halt bieten. Er wird andrerseits zur Wohlthätigkeit anregen. Er wird dann aus allen Kreisen christlich gesinnte Männer und Frauen für die Sache zu gewinnen und auch die geringeren Kräfte zur Mitwirkung beizuziehen suchen. Und gewiß, wenn sich Bürgermeister oder Adjunkten und wer überhaupt Mitglied der Armenpflege ist, sich an den Pfarrer anschließen, um in der angegebenen Weise eine christliche Armenpflege zu üben, dann kann, besonders wenn sie diejenigen herbeiziehen und in der rechten Weise sich mit denen verbinden, welche als Armenfreunde in freier Weise zur Abhilfe der Nothstände mitwirken können und wollen, — dann kann durch sie viel geschehen!

Allein nicht selten mögen Alter oder Kränklichkeit oder Mangel an Zeit, oder sonstige Umstände im Wege stehen, daß entweder der Pfarrer oder die Glieder der gesetzlich bestehenden Armenpflege nicht selbst die Anregung geben, oder weniger geneigt sind, die Mühe der Armenpflege in der angegebenen Weise zu übernehmen. Dann können Kirchenälteste oder Lehrer, Beamte oder Bürger, dann können und sollen überhaupt alle von christlicher Liebe beseelten Armenfreunde, Männer und Frauen, die Sache in die Hand nehmen, dieselbe anregen, die Armenpflege dafür gewinnen, im Anschlusse an sie thätig sein, zur Wohlthätigkeit aufmuntern, oder sorgen, daß dem Einen Beschäftigung, dem Andern ein abgelegtes Kleid, dem Dritten eine heilsame

Anregung gegeben, dem Vierten eine Stelle als Dienstknecht oder als Magd oder als Lehrling bei einem Handwerker oder Geschäftsmann verschafft werde. Und wenn dann Alle im echten Geiste zusammenwirken, wenn — (wo es vielleicht als zweckmäßig erscheint, wie in größeren Orten und Städten) die Armenpflege in der Art geordnet und getheilt wird, daß die einzelnen Mitglieder der Armenpflege oder andere Armenfreunde — jeder eine gewisse Anzahl von Familien unter seine besondere Obhut und Aufsicht zu nehmen und zum Gegenstand seiner ernsten Fürsorge zu machen sich erbietet — dann wird sich zeigen, daß solche christliche Armenpflege, solches freie gemeinsame Wirken nicht ohne Segen bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verlangen nach einem guten Namen.

(Fortsetzung.)

Vierte Regel.

Unsere wahre Ehre besteht zwar darinnen, daß wir unsern pflichtmäßigen Beruf, unsern Stand, unser nützliches Gewerbe, mit Eifer und Treue beobachten, und außer diesem Wege geht keine gebahnte Straße zum Beifalle; aber wir können diesen Eifer haben, und doch oft keinen oder wenig Beifall erlangen, wenn wir die allgemeinen Mittel des Beifalls, nämlich Klugheit, Bescheidenheit und Wohlanständigkeit vergessen.

Kein Stand und keine nützliche Lebensart ist ohne Ehre. Die Ehre des Landmanns ist, daß er die Pflichten seines Standes auf die beste und nützlichste Art zu erfüllen trachtet. Dieß ist die Ehre des Handwerkers und des Künstlers, des Gelehrten und des Tagelöhners, des Königes und des Unterthanen, des Vaters und des Kindes, der Hausfrau und der Aufwärterinn. Wer in seinem Stande, darein ihn die Natur und die Umstände, darein ihn Gott durch die Einrichtung der Natur gesetzt hat, eifrig und treu, und zwar aus Pflicht eifrig und treu ist, der hat die wahre Ehre im Herzen, deren sich kein Engel schämen darf, und eben darinnen hat er auch das Mittel, sich des äußerlichen Beifalls zu versichern. Allein wie viele Menschen schwächen oder hindern diesen letzten Beifall durch die Art, mit der sie ihre sonst nützliche Pflicht leisten! Was ist Eifer in seinem Berufe ohne Klugheit? Wie oft wird er beleidiget! Was sind Verdienste ohne Bescheidenheit? Wie oft erwecken sie uns Verächter oder Hasser! Was ist Treue und Rechtschaffenheit, ohne Beobachtung der Wohlanständigkeit? Klugheit, Bescheidenheit, Freundlichkeit und anständige Sitten sind der tugendhaften Anwendung unsrer Geschicklichkeiten zu unserm und Andrer Besten das, was dem Gemälde Licht und Schatten, oder dem Erdboden die grüne Farbe ist. Eben deswegen ist der Wohlstand eine so wichtige Pflicht, weil er Andre geneigter macht, unsre Gaben zu erkennen und zu nützen, und uns wieder zu dienen. Eben deßwegen ist die Bescheidenheit bei unsern Pflichten und Vorzügen eine so wichtige Tugend, weil sie denen, welchen wir in unserm Berufe dienen, unsre Pflicht angenehmer macht, indem sie uns angenehm macht; und weil sie gleichsam das Blendende unsrer Verdienste in dem Auge des Andern mildert, und den Andern seinen eignen geringern Werth weniger fühlen läßt. Der Mangel der Klugheit in den verschiednen Umständen und Verhältnissen des Lebens, bei den verschiednen Personen dieser Scene, die bald Höhere, bald Niedre, bald von dieser Gemüthsverfassung und Lebensart, bald von einer andern sind, wird nothwendig unsre Geschicklichkeit oft unnütze und unfruchtbar, oft wohl gar schädlich machen. Der Mangel der Klugheit ist öfters Schuld, daß man durch die eifrigste Erfüllung seiner Pflichten Andre beleidiget, sich selbst aber viele lieblose Urtheile zuzieht. Der Mangel angenehmer und leutseliger Sitten fällt eher in das Auge, als der Werth des Verdienstes; und der Lehrer, der Anführer, der Rathgeber, der Freund, der Autor, der Vater, der Künstler, der diese Eigenschaften in seiner Sphäre vergißt, oder das unterläßt, wodurch er sie hätte erlangen können, schadet oft, je mehr er nützen will, dem gegenwärtigen und künftigen Nutzen, und raubt sich bei Andern mit ihrer guten Meinung auch ihr Vertrauen, und mit der Hochachtung ihre Liebe. Ein mürrischer obgleich treuer Lehrer, ein schmutziger obgleich fleißiger und geschickter Jüngling, ein hitziger obgleich gelehrter Scribent, der aufrichtigste Freund ohne die gehörige Klugheit, der dienstfertigste Mann ohne Lebensart und Bescheidenheit, der witzigste Kopf mit pedantischen Sitten, nützen um desto minder, je minder sie gefallen; und ihr guter Name leidet nie, daß nicht auch ihr eignes Glück und das Wohl der Andern dadurch leiden sollte. Kann man noch fragen, ob man verbunden sei, auf die beste Art für seinen guten Namen zu sorgen?

(Schluß folgt.)

Dreistigkeit.

Junge Leute haben gewöhnlich oft eine Bescheidenheit, die in eine gewisse Scheu übergeht, woran die Einbildungskraft schuld ist, die Alles größer und vollkommener malt, als es ist in der Wirklichkeit. Der Schein betrügt, die Farbe lügt. Wer recht untersucht, wird hinter manchem Bramarbas einen Esel finden, welcher eine Löwenhaut über sich liegen hat, aber dabei vergaß, die langen Ohren zu verdecken. Zwischen den Gegenständen der Natur — als Pflanzen, Mineralien, Thiere — und den Menschen und ihren Kunstprodukten besteht jener große Unterschied, daß die Naturgegenstände immer mehr unsere Bewunderung verdienen, je näher und genauer wir sie ansehen und untersuchen; dagegen werden die Menschen immer kleiner, je näher wir sie betrachten. Eine ähnliche Betrachtung mochte wohl den Seneca zu der Aeußerung veranlaßt haben: „So oft ich unter Menschen war, ging ich kleiner nach Haus." Drei Hülfsmittel sind es, die machen, daß wir nie unsern Muth verlieren. Vernunft, diese Himmelsgabe, geht auf Grund und Ursache, auf die Bestandtheile und Hülfsmittel einer Erscheinung ein, und zerlegt die Tapetenschönheit dieses Welttheaters. Mit der Vernunft muß Nachdenken Hand in Hand gehen, begleitet mit der Beobachtung. Die Vernunft ist also begleitet einerseits mit Nachdenken, anderseits mit Beobachtung. Durch die Allianz muß die hohe Idee von Jemand nicht verkleinert, nicht verläumdet, aber berichtigt werden. Der Fuchs in der Fabel des alten Aesops hatte eine so furchtbare Idee von einem Löwen, daß er sich kaum getraute, von ihm zu sprechen. Eines Tages erblickte der Fuchs den Löwen und erschrack gewaltig, verbarg sich hinter einem Gesträuch, von wo aus er beständig auf den Löwen hinblickte. Je länger er ihn besah, desto mehr wuchs ihm der Muth, bis er endlich den Löwen anredete und ein langes Gespräch mit ihm unterhielt.

Man hat sich keine so hohe Meinung von andern zu machen, daß man sie furchtsam scheue. Nie soll unsere Einbildung von Andern unsern eigenen Muth niederschlagen. Wer nie Böses thut, sich nichts Unrechtes bewußt ist, darf sich vor Niemanden scheuen. Die reinste Tugend gibt auch den größten Muth. Der äußere Schein ist meistens größer als der Verdienst. Wenn dieß nicht der Fall wäre, so hätten wir nicht so viele Klagen über Täuschung, über Berechnung und Ueberschätzung. Einige sehen in der Ferne größer aus, als in der Nähe. Alle sind — Menschen und haben als solche ihre Gebrechen am Verstande oder was noch schlimmer ist, am Herzen. Junge Männer sollen diese Betrachtung oft

anstellen, dann werden sie sich mit Anstande und ganz ungenirt benehmen, sie mögen vor einem Fürsten oder sonst vor einem Großen stehen. Es ist kein Grund vorhanden, warum sich Menschen scheuen sollen, mit Menschen zu sprechen. Wenn oft die Thorheit kühn, frech und unverschämt sich benimmt, wie dieß dem Laster eigen ist, so hat die Tugend nicht Ursache, blöde zu sein. Die gute Sache wird schlecht verwaltet werden, wenn ihre Repräsentanten sich scheuen, für sie ein Wort zu führen am rechten Ort, zur rechten Zeit und auf die rechte Art. Die Dreistigkeit, das Selbstvertrauen bringt oft der Dummheit Nutzen, wie viel mehr muß sie nützlich sein der Kenntniß, der Tugend, der Klugheit. Sich zu viel zutrauen und sich zu wenig zutrauen, sind zwei Extreme, zwischen welchem in der goldenen Mitte das vernünftige Selbstvertrauen liegt, welches darin besteht, das man mit hohen und niedern Ständen spricht und immer den Menschen vor sich hat. Wer sich selbst nichts zutraut, dem schenken die Menschen auch kein Zutrauen, ohne welches man schlechterdings nicht bestehen kann, wie Jedem von selbsten einleuchtet. Um in der Welt Fuß zu bekommen, muß man Alles thun — versteht sich innerhalb der Gränzen des Erlaubten — um der Welt zu zeigen, daß man schon einen darin hat.

In welchem Stande du auch bist, mein lieber Leser, so erfülle deine Pflichten ganz und mit Freuden. Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, hat für eine Ewigkeit gelebt. Die Güte und Vollkommenheit einer Sache wird durch den Geschmack eines Einzelnen oder Mehrerer nicht bestimmt. Wer allen zu Gefallen leben will, wird am Ende keinem gefallen. Der Geschmack ist so verschieden, als die Physiognomieen, und es gibt fast keinen Fehler, der nicht seinen Liebhaber fände. Wer allen gefällt — ein solcher wird niemals geboren.

Deßhalb hat man den Muth nicht sinken zu lassen, wenn man nicht allen Leuten gefällt. Der die Menschen am besten kennt, sagt von sich selbst: „Die Welt haßt mich weil ich es nicht mit ihr halte." Der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Guten und Bösen ist so alt, als die Welt, und wird sein, so lange Menschen — Menschen sind. Sei aber auch nicht übermüthig, wenn du von Einigen ausgezeichnet wirst. Was der eine Theil billigt, das mißbilligt der andere. Nur Personen von Geist, Geschmack und Kenntnissen geben durch ihr Urtheil ein Uebergewicht.

Wie man zu einer neuen Kirche und zu Schulen kommen kann.

Herr Pfarrer Gustav Herrmann in Viersen, Königreich Preußen, erzählt in einem Berichte an die Synode: „In Düren war die alte Kirche längst sehr schlecht und baufällig, da traten die 4 reichsten Leute aus der Gemeinde zusammen, ließen einen Anschlag zu einer neuen machen und legten den Plan ihren Mitgliedern vor, nebst der Subscriptionsliste, auf der sie den Anfang mit Zeichnungen gemacht hatten. Da gab der Eine 12,600 Gulden, der Zweite 10,500, der Dritte 5250, der Vierte 2100, der Fünfte ebensoviel und den Bauplatz obendrein. So ging es nun fort, ein Jeglicher steuerte nach Vermögen, drei Jeder 1050, sieben Jeder 595, vier Jeder 420 u. s. w. In Summa kamen 43,450 Gulden auf. — Auf ähnliche Weise hatte die Gemeinde schon einige Jahre vorher ein neues Schulhaus um 14 000 Gulden zu Stande gebracht, und brachte sie im vergangenen Jahre 7000 Gulden für ein neues Pfarrhaus zusammen. Einen neuen Kirchhof machte ein Herr Schenkel, vollständig eingerichtet, zum Geschenke."

Gehet hin und thut des Gleichen Jeder nach Kräften, und bauet zugleich in eueren Herzen einen Tempel christlichen Sinnes und Lebens!

Belohnung der Tugend.

Die französische Akademie hat dießmal ihre Tugendpreise an besonders würdige Personen zu ertheilen Gelegenheit gehabt. Den einen erhielt eine 72jährige Magd, die von frühester Jugend an Mutter und Tante erhalten hatte. Als diese gestorben, trat sie in die Dienste einer Familie, die bald verarmte und deren 9 Personen nun sie, die Magd, bis zum heutigen Tage durch ihre Arbeit erhält und ernährt. (Einen ähnlichen Fall aus den französ. Colonien hatte die Akademie schon vor einigen Jahren gekrönt; hier war es unseres Wissens ein Neger, der diese bewundernswerthe Aufopferung bewies.) Den anderen Preis erhielt eine von 61 Jahren, welche nach dem frühen Verlust des Vaters die vor Kummer in Wahnsinn verfallene Mutter mit den 10 Geschwistern, obgleich selbst erst 16 Jahre alt, verpflegte und sich erst verheirathete, als alle Geschwister versorgt waren; sie zählte damals bereits 37 Jahre machte aber die Bedingung, daß der Mann ihr gestatte, die blödsinnige Mutter ins Haus zu nehmen. Seit 23 Jahren nun hält das wackere Ehepaar die arme Mutter in treuer Pflege. Solche Züge einfacher Humanität thun doppelt wohl in einer Zeit, die uns sonst fast nur die widerlichen Züge der verschiedenen Arten eines raffinirten Egoismus erblicken läßt, und der Berichterstatter setzt mit Recht hinzu, daß zu solch ausdauernden Opfern mehr Muth gehöre, als zum Tod fürs Vaterland auf dem Schlachtfeld!

Lesefrüchte.

† Musik ist die Sprache der Gefühle und daher in ihrer höchsten Schöne auch nur einem reinen und gefühlvollen Herzen zugänglich.

† Spät, wenn die reifere Ueberlegung eintritt, erkennt man die Liebe und Aufopferung erst recht, mit welcher die Eltern uns erzogen. Wohl dann den Kindern, die so glücklich sind, die treuen Hüter ihrer Jugend noch zu besitzen, um ihnen durch innige Gegenliebe wenigstens einen kleinen Theil der ihrigen zu vergelten.

† Dem der nur wenig braucht, kann auch nur wenig fehlen;
Und wer sein Glück in sich, nicht in dem äußern Schein,
Nicht in der Meinung sucht, wird leicht befriedigt sein.

Berichtigung!

In dem Armenfreunde Nro. 12 lese Seite 47, erste Spalte, Zeile 20 v. oben wenn „abzuhelfen" ist, statt wenn abgeholfen ist. 2 Sp. 2 Z. Vertheilung st. Vertheidigung.

Euskirchener Fruchtpreis vom 29. September.

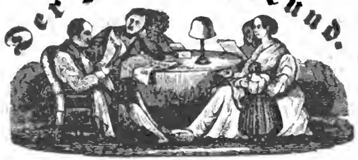
Der Centner Weizen 8 fl. 18 kr. Korn 7 fl. 21 kr. Spelz 5 fl. 36 kr. Sommergerste 5 fl. 36 kr. Wintergerste - fl. — kr. Hafer 4 fl. 3 kr. Erbsen 5 fl. 55 kr. Kartoffeln 1 fl. 59 kr. Ein Kornbrod 28 kr. Ochsenfleisch — kr., Kuhfleisch 12 kr., Rindfleisch — kr., Hammelfleisch 12 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinenfleisch 15 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 14. **1854.**

Freitag. **den 6. Oktober.**

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) **zum Besten des „St. Johannisvereins“** vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl **gratis**, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Man kann stolz harter Zeiten Uebel belächeln,
Wenn ungetrübte Liebe die Seele erfüllt. [St. Johannisvereins.

Harte Zeiten.

Und wenn auch Nichts auf Erden bliebe,
Verloren wären Freud' und Lust,
So bleibt doch immer noch die Liebe
In einer warmen Menschenbrust.
Und wenn man auch den letzten Bissen
Vom harten Brode mir entzieht,
So bleibt mir doch ein rein Gewissen —
Und unter Thränen wohl ein Lied.

Der hat sein Dasein nicht empfunden,
Erkannt nicht Gottes weisen Plan,
Der immerdar in guten Stunden
Gewandelt nur auf ebner Bahn;
Dem nicht der Leiden trübe Quelle
Gehemmt den Weg, am nahen Ziel,
In dessen Becher, klar und helle,
Kein herber, dunkler Tropfen fiel.

Wohl blitzen kalte Edelsteine
Verlockend in der Sonne Licht,
Mir glänzen Perlen, wenn ich weine, —
Doch Eurer falschen acht' ich nicht.
So mit zufriedenem Gemüthe
Beschließ' ich endlich meinen Lauf,
Und eine duft'ge Rosenblüthe
Wiegt mir die schönsten Perlen auf.

Zum St. Johannis-Verein.

Beitrag zur Lösung der Armenfrage.

(Von Pfarrer M. zu Ou —.)

(Fortsetzung.)

Wie muß bei der Durchführung der bisher dargelegten Ansichten verfahren werden?

Sind die Gemeindeglieder durch den Pfarrer oder durch andere Personen, sei es in größeren Versammlungen oder in Privatgesprächen mit dem, was beabsichtigt wird, hinlänglich vertraut gemacht, und haben sie ihre Zustimmung zu dem, was geschehen soll, sowie ihre Bereitwilligkeit zur Mitwirkung im Allgemeinen zu erkennen gegeben, dann wird die Aufgabe der Pfleger sein

1) Alle Arme und Bettler in der Gemeinde aufzunehmen, in ein übersichtliches Verzeichniß zu bringen, und dieselben darin nach Alter, Geschlecht, Familienstand, Charakter, Art der Beschäftigung, Ursachen der Verarmung 2c. zu beschreiben; dann die einen unter die I. Classe der ganz oder größtentheils Erwerbsunfähigen, die andere in die II. Classe der nur theilweise Unterstützungsbedürftigen, die übrigen in die III. Classe, nämlich in die Classe derer zu setzen, welche der Ermahnung oder der Zucht bedürfen. Um dieß thun zu können, wird es nicht schaden, in die Wohnungen der Armen, wenn auch nicht zu allen, zu gehen, und sich darin umzusehen, weil man nur auf dem Wege der eigenen Anschauung den Grad der Hülfsbedürftigkeit — und überhaupt den Stand der Armuth kennen lernt. Die Armen selbst aber werden, wenn man solche Besuche wiederholt, mehr auf Reinlichkeit Ordnung 2c. sehen.

2) Ist dieses Geschäft vollzogen, dann sind in ähnlicher Weise, durch Aufnahmen von Haus zu Haus (wenn nicht durch eine allgemeine Versammlung der Zweck besser erreicht werden kann) die Gaben zu verzeichnen, welche die einzelnen Geber, wenn sie an Bettler nichts mehr verabreichen sollen, freiwillig — sei es wöchentlich oder monatlich oder jährlich zu geben sich bereit zeigen.

In dieses Geschäft der Aufnahmen können sich zur Erleichterung der Arbeit mehrere Pfleger theilen.

3) Hat man dann in einer gemeinsamen Versammlung der Pfleger berathen, wie am besten für die einzelnen Bedürftigen zu sorgen; hat man berechnet, wie viel etwa Kosttage wöchentlich, wie viele Laibe Brod, wie viel Centner Kartoffeln 2c. für die Einzelnen nöthig; hat man berechnet, wie groß der Bedarf im Ganzen sein möchte, und weiß man, über wie viel Mittel oder freiwillige Gaben man zu verfügen hat, — dann wird sich leicht herausstellen, ob man ausreicht, ob man übrig hat, oder ob die gegebenen Mittel in keinem Verhältnisse zu dem Bedarfe stehen.

Hier nun wird sich zeigen, daß einzelne Gemeinden, die wohlhabend sind und wenig Arme haben, mehr leisten können, als für ihre Armen nothwendig ist; daß dagegen andere Gemeinden, weil sie wenig Wohlhabende, aber viel Arme haben, nicht im Stande sind, ihre eigenen Armen zu unterhalten. Es ergibt sich somit, wenn jede Gemeinde nur für sich sorgen soll, ein Mißverhältniß, welches bei den

ärmeren Gemeinden zur Unmöglichkeit der Existenz führen müßte. Damit drängt sich von selbst auf

die Nothwendigkeit einer Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit in Bezug auf die Unterstützung der Armen in den einzelnen Gemeinden.

Nothwendig ist, sage ich, daß die Armen in unbemittelteren Gemeinden von den günstiger gestellten Gemeinden mit unterstützt werden, schon deßwegen, weil erstere sich nicht selbst erhalten können; dann weil schon bisher dieselben von den reicheren Gemeinden unterstützt worden sind, wenn auch nicht in geordneter Weise, sondern auf dem Wege des Bettels. Denn gerade die wohlhabenderen Orte waren von den Bettlern am meisten heimgesucht. Dann liegt es in dem christlichen Pflichtgefühl, daß, was die Wohlthätigkeit betrifft, diejenigen Gemeinden und einzelnen Glieder derselben, welche von Gott mit zeitlichem Gut reichlich gesegnet und von Armen im Orte weniger in Anspruch genommen sind, nicht hinter den weniger reich gesegneten zurückbleiben, sondern jenen von ihrem Ueberflusse mittheilen. Dazu sind Nachbarn auf einander angewiesen, und sollen sich gegenseitig Hülfe und Handreichung thun. So auch Nachbargemeinden.

Demnach muß dahin gewirkt werden, daß sämmtliche Gemeinden eines Kantons (dann Landkommissariats 2c.) sich verbindlich machen, Bettlern nichts mehr zu geben (denn wenn die Einen nichts mehr geben, die Andern aber doch, so werden eben die Bettler dorthin gehen, wo noch etwas zu holen ist, und der Bettel dauert fort wie zuvor); **dagegen für ihre Armen in der Art zu sorgen, daß reichere und ärmere Gemeinden (gleichsam zu Einer größeren Gemeinde mit einer gemeinschaftlichen, durch freiwillige Natural- oder Geld-Beiträge entstehenden, Kasse) zusammentreten, und gegenseitig oder gemeinsam ihre Armen unterstützen.** Es können entweder die reicheren und ärmeren Gemeinden einer Pfarrei oder Bürgermeisterei, oder wie sich das Verhältniß der reicheren und ärmeren hinsichtlich der Verwaltung und Nachbarschaft am leichtesten richtig herstellen läßt, zu solchen gemeinsamen Armenpflegen zusammentreten. Die Armenpflege oder Verwaltung wird durch solche Gemeinsamkeit nicht verwickelter oder schwieriger, weil die Armen, welche unterstützt werden sollen, anstatt blos zu Gebern in dem eigenen Wohnorte auch in benachbarte Orte, und zwar an bestimmten Tagen zu den bestimmten Gebern (welche ebenfalls bereits in Kenntniß gesetzt sind) verwiesen werden, um da die ihnen bewilligte Unterstützung sei es an Brod oder Kartoffeln in Empfang zu nehmen.*) Sollten dann immer noch Gemeinden sein, welche auch bei dieser freiwilligen Gemeinsamkeit nicht vollständig sich erhalten könnten, dann würden entweder die Gemeindekassen, oder die für diesen Zweck von dem Distriktsrathe ausgeworfenen Summen in Anspruch genommen werden müssen; oder es würde sich der St. Johannis-Verein durch seine Mittel als Helfer und Retter erweisen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Folgende Uebersicht möchte die Sache veranschaulichen.

Unterstützung der Armen zu Trahweiler mit Brod auf die Zeit vom 1sten bis letzten Oktober.

Tag der Empfangnahme.	Geyer erhält jedesmal 1 Laib Brod.	Rost erhält jedesmal 1 halb Laib Brod	u. s. w.
	bei	bei	
2.	Hauf in Trahweiler	Freund in Ou.	
9.	Groß in Rehweiler	Klör in Trahw.	
16.	Keyl in Trahweiler	Kött in Rehweiler	
23.	Schott in Rehweiler	Rau in Trahw.	

Aehnlich die Unterstützung mit Kartoffeln 2c.

Das Gewissen.

Im Laufe des Befreiungskrieges kam eine Abtheilung Franzosen in ein deutsches Dorf. Der Commandeur, ein Rittmeister, erklärte alsbald die Schenke für sein Hauptquartier und begann hier nach Herzenslust zu toben. „Schafft etwas zu essen herbei!“ schrie er der zitternden Wirthin entgegen, welche sich aber mit ihrer gänzlichen Armuth entschuldigte, zumal da sie erst vor einigen Tagen rein ausgeplündert worden sei. Diese Entschuldigung half ihr jedoch nicht. Der Rittmeister drohte, und als dieß natürlich vergeblich war, gerieth er in die größte Wuth und stieß die arme Frau dergestalt, daß sie zu Boden fiel. Sie wurde von ihrem Manne und ihren Kindern, welche bei diesem Anblicke in lautes Wimmern und Schreien ausbrachen, nach einer nahen Scheune getragen, wo sie zwar wieder zu sich kam, aber so schwach war, daß sie bat, den Prediger zu holen, damit er ihr die letzte Oelung reichen möchte. Der Prediger erschien auch bald; aber der Rittmeister erblickte ihn, indem er sich nach der Scheune begeben wollte, und fragte ihn mit grober, rauher Stimme, was er hier zu suchen habe? überhäufte ihn dann mit einer Menge von Schimpfwörtern und jagte ihn fort. Unmittelbar darauf starb die unglückliche Frau, und zugleich hatte der Rittmeister von seinen Vorgesetzten den Befehl erhalten, das Dorf zu räumen, was denn auch geschah. Die Flüche und Verwünschungen der armen, mißhandelten Dorfbewohner folgten dem Wütherich und denjenigen seiner Soldaten, die ein eben so erbarmungsloses Herz hatten, als er.

Drei Jahre waren beinahe seit jener Zeit vergangen. Da erhielt der Prediger jenes Dorfes folgendes Schreiben:

„Sie erinnern sich vielleicht noch eines Unmenschen, der einst in ihrem Dorfe die Wirthin eines Gasthauses und auch Sie, Herr Prediger, sehr arg mißhandelte. Dieser Unmensch ist derselbe, der dieses Schreiben an Sie richtet. — Hören Sie! die Strafe Gottes hat mich sehr getroffen. Mir wurden in einem Gefechte der letzten Wochen beide Füße von einer Kanonenkugel abgeschossen, und ich sehe nunmehr einem jämmerlichen Dasein entgegen. Ich würde, trotz meines schrecklichen Zustandes und trotz des Bewußtseins, jenes Verbrechen in ihrem Dorfe begangen zu haben, ruhiger sein, wenn ich nicht noch viele ähnliche Missethaten auf meinem Gewissen hätte! — — Ich habe nicht mehr als achtzig Dukaten im Vermögen, diese übersende ich Ihnen, mit der Bitte, sie den Kindern der durch meine Schuld umgekommenen Frau zu überliefern, als einen geringen Beweis meines gebesserten Herzens. Sagen Sie diesen Kindern, daß ich meine Bosheit bereut habe, und bitten Sie, daß sie demnach aufhören möchten, mir zu fluchen. — Lieber Herr Prediger! Sie vergeben mir doch auch? Die Sanftmuth, mit welcher Sie damals mich Rasenden anhörten, die Bescheidenheit, mit welcher Sie mir antworteten, und die Freimüthigkeit, mit welcher Sie mir, als Sie sich entfernten, sagten: „Der Gottlose drohet dem Gerechten und knirschet seine Zähne über ihn; aber der Herr lachet seiner, denn er siehet, daß sein Tag kommt!“ — diese Worte machten eigentlich schon damals einen gewaltigen Eindruck auf mich. Ich vergaß sie niemals und auch Sie standen mir immer vor Augen. Ich flehe Sie nochmals an, vergeben Sie mir! beten Sie für mich, daß mir Gott auch vergebe! Schreiben Sie mir bald, ob auch der Mann und die Kinder jener unglücklichen Frau mir vergeben haben!“

Hohe Menschenwürde.

Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung.

die Wange des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm, er kann wählen. Wie die Natur ihm freie Hände zu Werkzeugen gab, und ein überblickendes Auge, seinen Gang zu leiten, so hat er auch die Macht in sich, nicht nur die Gewichte zu stellen, sondern auch, so zu sagen, selbst Gewicht zu sein an der Wange.

Der Mensch ist für den Mensch der wichtichste Schöpfungsgegenstand, das erhabenste Zeugniß der Allmacht. Durch Muth und Klugheit erhebt sich in der glühenden Zone, wie in des Nordpols Nähe dem Fleißigen eine Hütte für Frau und Mann und der Kinder fröhliche Schaar. Der Mensch allein schmiegt sich jedem ihm zugewiesenen Wohnplatze an. Ein gewaltiger Geist ist es, der in ihm lebt, ein kräftiger Wille, der sich aller Verhältnisse bemächtigt, um die Bedingung der Fortdauer möglich zu machen, und sobald das Nothwendigste vorhanden oder angeschafft, oder errungen ist, dann tritt der Keim der Freude blinkend hervor zum Lohn für jede Anstrengung; überall unter allen Zonen erhebt sich ein froher Blick zum Geber, zum Himmel empor. Nur durch seinen freien Willen, wo er lebendig erscheint, wird der schwache Mensch Herr der ganzen lebenden Schöpfung.

Das Verlangen nach einem guten Namen.

(Schluß.)

Sogar die Beobachtung willkürlicher aber unschuldiger Gebräuche ist ein Gesetz, daß der gute Name auflegt. Der gutgesinnte Sonderling hat keine Entschuldigung mehr für sich, so bald er sieht, daß die Abweichung von einem eingeführten Gebrauche in dem Tadel oder der Verachtung der Welt aussetzet. Er lebt nicht für sich, er kleidet sich auch nicht bloß für sich, sondern für Andre; und es kommt nicht auf ihn an, ob er die Mode seines Großvaters beibehalten, oder sich ohne Ueppigkeit kleiden soll, wie es der jetzige Gebrauch befiehlt. Er soll wenigstens ein glückliches Mittel zu treffen und das Anständige von dem Eiteln und Albernen zu treffen wissen.

Endlich auch die Vermeidung des Scheins von allem dem, was den Mangel der Geschicklichkeit, oder unerlaubte Absichten, und einen üblen Gebrauch seiner Gaben anzuzeigen pflegt, alles, was Andere überreden kann, daß wir von unsern Grundsätzen und dem geraden Pfade unserer Pflichten abzuweichen anfangen, die Verhütung alles dessen, was den Schein des Lasters, oder der Thorheit oder eines ungesitteten Betragens hat, alles dieses, sage ich, ist eine Pflicht des guten Namens. Und wie oft sündigen sehr gute Herzen wider diese Pflicht!

Der Prediger darf mit seinen eitlen Anverwandten umgehen, er kann Gastereien besuchen und ein rechtschaffner Geistlicher sein. Allein so bald er sieht, daß er den Verdacht eines sinnlichen eiteln Mannes oder eines Schmarotzers dadurch auf sich laden würde: so ist er verbunden, mit aller Strenge auch den Schein zu fliehen. Sein Amt leidet mit seiner Ehre. Der Docent darf in seinen Vorlesungen Munterkeit anbringen. Aber er scherze noch so witzig, so bald er sich dadurch den Verdacht eines Leichtsinnigen oder Spötters zuzieht: so ist seine Kunst unerlaubt und wider seine Pflicht und seinen guten Ruf. Der Lehrer in Schriften soll freilich mehr auf die Sachen, als auf die Worte sehen. Allein durch eine nachlässige und sorglose Schreibart kann er oft den Schein annehmen als ob er der gründliche, deutliche und geistreiche Scribent nicht wäre, der er doch in der That ist; als ob es seine Absicht nicht sei, so lehrreich zu werden, als er sein könnte. Eben deßwegen soll er sich der guten und faßlichen Schreibart befleißigen; und weil sein bloßer Wille nichts hilft, sich der Mittel bedienen, sie zu erhalten, so beschwerlich es ihm auch fallen mag.

Selbst diejenigen Männer, die mit außerordentlichen Gaben und den Kräften, der Natur zu gebieten, von Gott ausgerüstet waren, haben uns das Beispiel hinterlassen, wie man, seinem Berufe und dem guten Namen zu Ehren, noch stets, den Eifer in seinen Pflichten mit Klugheit, Bescheidenheit und Gefälligkeit verbinden soll. Wer hat einen größern Eifer, Gutes zu thun, gefühlt, als Paulus? Welche Klugheit begleitet gleichwohl seinen Unterricht, wenn er dem neugierigen Athen die Lehre Jesu verkündiget! Wie oft und sehr bemüht er sich, allen allerlei zu werden, und nach den Meinungen Andrer, so lange sie unschädlich sind, sich zu richten! Er darf **Sold nehmen**, aber er will lieber, so lange er sich selbst erhalten kann, **das Evangelium umsonst predigen**, und seinen guten Namen dadurch schützen. Welche Bescheidenheit, wenn er sein göttliches Amt rühmet! Wie sorgfältig vermeidet er den Schein des Eigennutzes, wenn er reiche Almosen nach Jerusalem sendet! Und wer hatte gleichwohl weniger Ursache, den Schein des Unerlaubten zu fürchten, als ein göttlicher Gesandte? Aber, sagt er, **auf daß uns Niemand Böses nachreden möge wegen dieser reichen Steuer.** Er hatte die Sache Gottes zu vertheidigen, als er vor dem Könige Agrippa redete; und doch mit welcher anständigen Behutsamkeit, mit welcher nachahmungswürdigen Klugheit verbindet er seine Freimüthigkeit! **Ich wünsche zu Gott**, spricht er, **es fehle an viel oder wenig, daß du, und alle, die mich heute hören, solche sein möchten, als ich bin, diese Bande ausgenommen.**

Man kann sich fast alle Regeln der Klugheit und Anständigkeit in seinem Berufe aus den Beispielen dieser heiligen Männer entwerfen, wenn man das absondert, was zu dem besonderen Amte von Gott erleuchteter und mit außerordentlichen Kräften begnadigter Personen gehört.

Der sicherste Pfad der Ehre ist also der Weg der fortgesetzten Pflicht, die sorgfältige Bearbeitung seiner Gaben für unser Glück und Andrer Bestes, in allen verschiedenen Umständen des geselligen Lebens, unter der Begleitung der Klugheit, Bescheidenheit und Wohlanständigkeit.

Eifersucht, Neid.

Eifersucht, Neid, Mißgunst und Rachbegierde sind Geister, welche allenthalben spucken und großes Elend stiften. Darum haben wir Ursache, unsere Wachsamkeit auf uns selbst immer aufrecht zu erhalten, wie Argos in der griechischen Götterlehre, welcher hundert Augen hatte, von denen immer fünfzig wachten und fünfzig schliefen. Noch mehr werden wir zur steten Wachsamkeit aufgefordert durch die Thatsache des wirklichen Lebens, welches uns zeigt, daß Wohlthaten in Sand, aber Beleidigungen — wirkliche oder vermeinte — in Erz begraben werden. Auch hat man ein eisernes Gedächtniß für menschliche Schwachheiten und Fehler. Diesem soll man nichts aufzubewahren geben. Für gute Eigenschaften haben Viele ein baumwollenes Gedächtniß.

Unter Amtsgenossen entsteht oft eine Eifersucht. Von der Eifersucht unter Eheleuten will ich nicht sprechen. Diese Eifersucht zieht längst begangene Fehler wieder hervor und macht allen längst erstorbenen Schimpf wieder lebendig; sie reißt Fehler aus dem Grabe, nicht ohne Gestank heraus. Ihre Rachgier verschmäht auch die schimpflichsten Mittel und Wege nicht. Diese Wahrheit haben Manche theuer kennen gelernt, welche an Höfen waren, sich auch der gerechten, nicht erschlichenen Gunst eines Großen erfreuten, aber von Neben-

buhlern gestürzt wurden im Augenblick, wo sie am wenigsten vermutheten; von solchen, die ihnen Ehre und Brod verdankten, wo sie dann, wie Cäsar, sagen konnten: „Auch Du, mein Sohn, bist auch dabei.“ Aus dem Neid entstand der erste Mord; aus dem Neid entstand die erste Verläumdung; aus dem Neid entstand die Verfolgung manchen Biedermannes, dessen Stelle dann von einem schmeichelhaften Schurken besetzt wurde. Der Neid stürzte den Sokrates und reichte ihm den Giftbecher. Der Neid verbannte den Aristides aus Athens Mauern.

In Betracht dieser tragischen Vorfälle haben Fürsten und andere Große der Welt freiwillig die Einsamkeit des Privatlebens gewählt; andere haben sich um keinen Preis bewegen lassen, eine große Stelle einzunehmen. Daher sagt schon Horaz: „Glücklich, die in der Mitte sich bewegen, nicht im hohen Meere, aber auch nicht zu nah am schlammigen Ufer.“ Derselbe Schriftsteller, welcher dem August, welcher in fütterte, Weihrauchlieder sang, nennt diejenigen glücklich, welche fern vom Geräusch der Städte, das väterliche Erbgut bauen mit den friedlichen Hausthieren. Nicht umsonst sagt der Fabeldichter, daß der Vogel sich nicht gut befand mit seiner Familie, so lange sein Nest auf einem hohen Berge war, wo er mit den Seinigen den Sonnenstrahlen und den verheerenden Blitzen sich ausgesetzt sah; aber sich eben so wenig gut befand, als er auf der Erde am Boden seine Wohnung aufgeschlagen hatte weil die Würmer, die Käfer, die Schlangen, die Kröten und anderes Ungeziefer mehr, ihn und die Seinigen belästigten. Der Vogel baute dann sein Nest in das Gehölz — nicht zu hoch und nicht zu nieder — und befand sich gut in dieser bescheidenen Mittelmäßigkeit.

Einer Katastrophe geht immer der Hochmuth voran als Vorbote der Niederlage. Das Pferd bezahlte in der Fabel seinen Stolz mit seinem Leben, gegen welches sich alle Insekten, die sich von ihm verachtet sahen, verschworen haben mit Kraft und Erfolg. Ja selbst das Allervollkommenste wird vom Neid angeklagt, nur deßwegen, weil es so wenig Mängel darbietet; das glänzende Johanneswürmchen lebte ganz still und friedlich, wurde aber von einer Kröte mit Gift bespritzt. Auf die Frage, was der Kröte von ihm leids geschehen sei, antwortete die Kröte: „Warum glänzest du?“ — Der Neid will immer einige Fehler, um sich zu trösten. Der Pöbel möchte gerne Alles mit seinem Schmutze besudeln und in den Kreis der Gemeinheit herabziehen. Vermeide die Landstraße des Volkes, dessen Augen du dich nur mit Ernst und Würde zeigen mußt, und nur dann, wenn deine Pflicht dich ruft, die du mit Eifer und Wärme zu erfüllen die Aufgabe hast. Der Neid ist wie ein Blitz, der die höchsten Gegenstände zuerst trifft. Die Besten Blitzableiter sind äußere Einfachheit, Entfernung aller Prahlerei, Bescheidenheit, weise Verschwiegenheit, Zurückgezogenheit und eine gewisse Verborgenheit vor der Welt.

Ein Prediger, Namens Frank, welcher eine kleine niedere Behausung bewohnte, erhielt einst einen Besuch von einem jungen Manne, welcher ehemals sein Schüler war. Als dieser zu seinem Lehrer in das niedrere Zimmer eintrat, stieß dieser oben an der Wand den Kopf an, worauf ihm der Pastor zurief: „Gebückt, den Hut in die Hand.“ So ist es auch im Leben, wo man manchem hochauffahrenden jungen Manne zurufen könnte: „Gebückt, gebückt, den Hut in der Hand,“ wenn man durchkommen will. — Durch Glanz und äußern Schimmer weckt man die Mißgunst auf mit all ihren Furien. Schon mancher hat seine Großthuerei, um mich so auszudrücken, schon theuer büßen müssen. Vorzüglich auf Reisen ist hier eine Regel anzuwenden. „Kleide und benehme dich nicht bettelhaft, aber auch nicht vornehm.“ Auch da ist die goldene Mittelstraße am Platz. Hast du viel Verstand, so danke dem Himmel dafür, aber glänze nicht damit. Besitzest du Einsicht und Wissenschaft, so benütze sie mit Vorsicht, zum Nutzen, aber nicht zum eitlen Gepränge vor der Welt. Um die Mißgunst in etwas zu besänftigen, damit sie vor Neid nicht zerberste und wüthend werde, mag man sich wohl einen Fehler verzeihen am Verstand, an der Wissenschaft, aber ja niemals an der Klugheit. Man muß dem Neid, gleich einem wüthenden Ochsen, einen Mantel über den Kopf werfen.

Lesefrüchte.

† Jede Reue wirkt heilsam, nur nicht die der Liebe, denn sie verhärtet das Herz, statt es zu erweichen.

† Leicht ist es, die Kränkung zu unterlassen, schwerer eine zu verzeihen, am schwersten, nie gekränkt zu sein.

† Das Leben kommt mir wie eine große Fabrik vor, in der jeder einzelne Arbeiter nur einen bestimmten Theil zur gemeinsamen Arbeitsaufgabe liefern muß.

† Wir finden bei den höheren Ständen des Lebens im Allgemeinen mehr Gefühllosigkeit in jeder Beziehung als bei denen, welche mehr in der Nähe mit des Lebens Freuden und Leiden bekannt geworden: die Gipfel der hohen Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt und kein Sonnenstrahl dringt durch bis auf den Boden. — Fester Muth und unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück sind immer groß: die vom Sturm entwurzelte Eiche bleibt auch dann noch ehrwürdig, wenn sie gefallen.

† Gerade so wie es ein Weinen ohne Thränen gibt, gibt's auch eine Lust ohne Lachen. Man könnte jenen Schmerz und diese Lust ein — lautes Schweigen nennen.

† Eine sanfte elegische Stimmung von Zeit zu Zeit gehegt, hat, wie der Anblick des Mondes, etwas Erquickendes. Man sollte versuchen und verstehen, die dumpfe und verdrießliche Stimmung in die traurige hinüber zu spielen, und selbst sparsam fließende Thränen würden zum schmelzenden Balsam für verhärtete Wunden.

† Um seinen Nachbar mit Billigkeit beurtheilen zu können, müßte man wenigstens 365 Tage in seiner Haut gesteckt und ein Jahr lang aus seinem Kopf und Herzen heraus philosophirt haben. Da aber solche Operationen nicht möglich, was soll er nun von unserm und der Welt Urtheil über ihn denken?

† Bewußtsein einer ehrlosen schändlichen Handlung kann den Menschen auf immer verschlechtern; Bewußtsein einer guten und großen, ihn auf immer veredeln.

† Wüßte man die Zukunft, so gäbe es keine Frage, keinen Wunsch, kein Verdienst mehr.

Cuseler Fruchtpreis vom 6. Oktober.

Der Centner Weizen 8 fl. 20 kr. Korn 7 fl. 15 kr. Spelz 5 fl. 26 kr. Sommergerste 5 fl. 32 kr. Wintergerste — fl. — kr. Hafer 3 fl. 56 kr. Erbsen 6 fl. 1 kr. Kartoffeln 2 fl. — kr. Ein Kornbrod 28 kr. Ochsenfleisch — kr., Kuhfleisch 12 kr., Rindfleisch — kr., Hammelfleisch 12 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinenfleisch 15 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 15. Freitag.

1854. den 13. October.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung einer gewissen Anzahl von Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Nicht das Glück stehet in jedes Sterblichen Händen;
Aber bei Jeglichem stehts: werth des Glückes zu sein. [St. Johannisvereins.

Das Glück des Armen.

(Ein scherzlauniges Gedicht von E.)

Ach geht mir mit des Reichen Glück,
Worin denn ist's zu finden?
Man sieht oft herbes Mißgeschick
Mit Schätzen sich verbinden;
Wie mancher Krösus geht umher,
Die Stirne voller Falten,
Und ihn umringt der Sorgen Meer,
Die ewig um ihn walten

Das Steigen und das Fallen macht
Der Aktien und Papiere,
Indeß der Arme dazu lacht,
Capitalisten irre.
Der reiche Kaufmann ist besorgt,
Ob ein Geschäft mißlinge,
Der Arme, der nicht leiht noch borgt,
Ist ewig guter Dinge.

Der Rentner er hat ausgeliehn
Zu tüchtigen Procenten,
Doch quälet stets der Kummer ihn:
Wie wird die Sache enden?
Wird endlich nicht das Kapital
Sammt Zinsen geh'n verloren —
Den Armen, dessen Kasse schmal,
Läßt Solches ungeschoren.

Der Reiche lebt in ew'ger Pein,
Brand droht und Hagelschaden,
Verderben kann ihm bald der Wein,
Bald des Getreides Saaten;
Es kann ihm fallen all sein Vieh
An einem bösen Tage —
Fürwahr, der Reichthum ist wohl die
Allerbetrübste Lage!

Der Reiche setzet sich zu Tisch,
Um Leckres zu verzehren,
Confect erscheinet, Braten, Fisch
Und was er mag begehren,
Champagner- und Burgunderwein,
Sie schäumen in Pokalen:
Kann man ein Glück sich, sagt mir, ein
Größeres Glück sich malen?

Ach, da kommt die Indigestion
Voll Qual am andern Tage:
Es stößt des Glückes armer Sohn
Nichts aus, als bittre Klage,
Er hat den Magen überfüllt,
Der Schmerz, er will ihn tödten,
Und alle Medicin nur stillt
Die Pein mit schweren Nöthen.

Da lob ich mir den Armen doch!
Der beste Koch ist seiner,
Denn Hunger ist der beste Koch,
Das läugnete noch Keiner.
Des Wassers klarer, frischer Trank
Verwirrt nicht sein Gehirne,
Und heiter bleibt sein Leben lang
Und unbewölkt die Stirne.

Die Arbeit hält ihn stets gesund,
Gesund ist stets sein Schlummer;
Bei Arbeit ist er fröhlich und
Ihn peiniget kein Kummer;
Die Tage gehen rasch dahin,
Sie fliehen voller Eile,
Und wie den Reichen, plaget ihn
Niemals die Langeweile.

Zum St. Johannis-Verein.

Beitrag zur Lösung der Armenfrage.

(Von Pfarrer M. zu Ou —.)

(Fortsetzung.)

Schwierigkeiten, die sich der Ausführung in den Weg stellen, und die zu überwinden sind.

Ich müßte selbst noch wenig Erfahrung gemacht und eine wenig der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung vom Leben, von den Menschen und von den bestehenden Verhältnissen haben, wenn ich mir die Sache so leicht, die Ausführung mit keinen Schwierigkeiten verbunden dächte; oder wenn ich glaubte, alle Berge könnten so mit einemmale eben gemacht werden. Wäre aller Orten und in allen Einzelnen, die zur Mitwirkung berufen und aus rein menschlichen oder

christlichen oder amtlichen Gründen dazu verpflichtet wären, die rechte Einsicht, ein recht guter Wille, ein wahrhaft christlicher Wohlthätigkeits- und Liebessinn vorhanden; würde nicht an den Einen die Anforderung zu geben, an den Andern etwas zu thun und seiner Bequemlichkeit zum Besten der Armen ein Opfer zu bringen, gerichtet werden müssen; wären in der Welt nicht gewisse Abneigungen, gewisse sich widerstreitende Interessen, nicht eine gewisse natürliche Trägheit bei Vielen vorhanden, — dann würde die Sache verhältnißmäßig leicht sein. Allein so treten oftmals nicht geringzuschätzende Hindernisse in den Weg.

Noch ehe überhaupt ein Versuch gemacht, eine Hand an's Werk gelegt ist, schon bei dem Anblick der großen Zahl der Bettler, die zu befriedigen, bei dem Widerstande, den die Thätigkeit des christlichen Armenpflegers bei Denen finden muß, welchen die Unthätigkeit, die Unordnung, der Leichtsinn in Verwendung des Verdienstes, die Trunksucht rc. gewissermaßen zur andern Natur geworden ist, — pflegen nicht selten auch solche zu erschrecken und den Muth sinken zu lassen, welche die Größe des Uebels erkennen und den lebhaften Wunsch haben, etwas zur Abhilfe zu thun. „Ich glaube nicht, daß es geht, daß man es packt" — das sind Aeußerungen, welche von vorne herein eine gewisse verzagte, wenn nicht laue Stimmung bekunden; welche keine rechte Geneigtheit versprechen, daß man energisch mit Hand an's Werk legen wolle. — Allein stehen denn die Dinge wirklich so verzweifelt, daß an eine Hülfe nicht mehr zu denken, daß jedes Mittel und jede Mühe vergeblich, daß man also nur die Hände müßig in den Schooß legen und widerstandslos dem Umsichgreifen des Uebels zusehen müßte, bis man selbst von demselben erdrückt wird? Oder wird es wohl besser werden, wenn man von vorne herein verzagt und keine Hand zur Abhilfe regt? Mir scheint dieß Aehnlichkeit zu haben mit dem Verhalten derer, welche, wenn ein schwerer Wagen hart in der Grube sitzt, in großer Anzahl herumstehen, und entweder zusehen, ob derselbe nicht von selbst sich herausbewegen werde, oder welche unter der Aufforderung an Andere, zu helfen, selbst keinen guten Zug thun, sondern erst abwarten wollen, ob die Wenigen, welche Hand anlegen, es auch „packen".

So wie aber beim Blick auf die Zahl der Armen und auf die Größe des Uebels der Muth, so wird zuweilen, wenn man daran geht, das Werk ins Leben zu rufen, die Freudigkeit der Wirksamkeit für die gute Sache und die Geduld durch die Haltung Derjenigen, welche zur Abhilfe mitwirken können und sollen, auf eine ziemlich harte Probe gestellt werden. Da wollen die Einen erst zusehen, was die Andern thun. Die Einen haben schon bittere Erfahrungen mit Armen gemacht, und sind darum nicht geneigt, für sie ein weiteres Opfer zu bringen. Die Andern thun nur ungern etwas, weil sie noch keine klare Vorstellung von dem haben, was beabsichtigt wird; weil sie meinen, der Bettel höre doch nicht auf, — und dann hätten sie zu der alten Last noch eine neue; — von andren weniger edlen Beweggründen gar nicht zu reden. — Hat man es bis zur wirklichen Einführung gebracht, so zeigt sich wohl auch hie und da Unzufriedenheit, und zwar von beiden Seiten. Während der Aermere zuweilen seinen Unmuth in bitterer Rede darüber laut werden läßt, daß er nicht mehr in der bequemen Weise, wie bisher, seinen Unterhalt „verdienen" kann, daß er einer gewissen Zucht sich unterwerfen, in die Ordnung sich fügen soll, — verweigern auf der andern Seite Manche unter verschiedenen Vorwänden das Versprochene; oder die Armenpflege kann es mit der Vertheilung nicht Allen recht machen. Da sie selbst keinen Mangel leiden, so bedenken sie zuweilen nicht, daß mancher Aermere auch zu der Zeit, wo man arbeiten und verdienen kann, einigermaßen zu unterstützen ist, da er vorausgegessenes Brod abarbeiten muß, an solchen Tagen also bei aller Thätigkeit nichts verdient, um die Seinigen zu unterhalten; andrerseits aber der Arbeitslohn gegenwärtig in keinem Verhältnisse zu den Preisen der Lebensmittel steht, so daß es einem Manne, der eine starke Familie zu ernähren hat, bei allem Fleiße unmöglich ist, durchzukommen.

Der Armenfreund also, welchem es Ernst ist mit der Absicht, etwas zur Abhilfe der Noth und der Uebelstände zu thun, darf nicht eine so weich- und schwachmüthige Empfindlichkeit zeigen, daß er verdrossen sich zurückzieht, wenn er nicht alsbald die gewünschte Unterstützung findet, wenn er Bedenklichkeiten begegnet oder zuweilen mit Achselzucken und saurem Gesichte empfangen wird, oder wenn sich da und dort eine bittere Rede hören läßt. Vielmehr gilt es, im Bewußtsein, daß man für eine gute Sache wirke, und daß man es in keinem Falle gehen lassen dürfe, wie es bisher gegangen ist, sondern, daß etwas geschehen müsse, — ich sage, es gilt, den Schwierigkeiten unerschrocken in's Auge zu schauen, und frisch und thatkräftig an's Werk zu gehen, ohne sich durch die erwähnten Hindernisse irre machen zu lassen. Dann wird sich zeigen, einestheils, daß manche Schwierigkeit in der Wirklichkeit nicht so groß ist, als sie schien; anderntheils, daß manche wirklich große Schwierigkeit durch Geduld und Unverdrossenheit, durch vereintes und ausdauerndes Wirken — wenn nicht einmal, doch allmählig überwunden werden kann. Auch Rom wurde nicht an einem Tage erbaut.

Billig aber ist, daß, wenn ich mancher Schwierigkeiten oder weniger erfreulicher Erfahrungen Erwähnung thue, ich auch hinweisen darf auf andere, nicht seltenere, aber desto erfreulichere Erfahrungen, die man machen wird, da nämlich so Manche ihren Mitchristen durch ihren Vorgang ein edles Beispiel der Bereitwilligkeit zur Mitwirkung, der Hingebung für die Sache, und großartigere Wohlthätigkeit geben. Solche Beispiele dienen dann zur Ermuthigung und zur Ermunterung.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Feinde schenke Großmuth.

Stelle jeden Mensch, auch deinen Feind nicht weiter, als dein menschlicher Gesichtskreis erheischt, damit du in Zeiten der Noth ihn wieder langen kannst. Der Weise versucht und erschöpft alle erlaubten Mittel, den Frieden zu erhalten, ehe er zu den gewaltthätigen Mitteln schreitet. Leben im Frieden heißt im Himmel leben, sofern die unvollkommene Erde einen Himmel geben kann. Wer schweigen kann, lebt auch mit seinem Feinde in Frieden. Die höchste Noth allein kann Ursache werden, es mit Jemand zum offenen Bruch kommen zu lassen. Leben, Ehre und Freiheit, wenn sie in Gefahr sind, geben würdige Gründe zum völligen Bruch. Man soll ohne dringende Noth es mit Niemand ganz brechen — man soll aber auch auf Niemanden bauen. Die meisten Menschen können und wollen eher schaden, als nützen. Wer als Freund nichts nützet, kann, sobald er unser Feind ist, doch Viel schaden. Besser ist es, Bekanntschaften vermeiden, als eine Freundschaft aufgeben. Aus getrennten Freunden werden dann heftige Feinde — dann fehlt es nicht an Leuten, welche wie Fledermäuse hin und her fliegen, mit zwei Zungen reden, aus einem Munde kalt und warm blasen und das Feuer anblasen, und unterhalten. Ein Wort zu solchen Menschen mit einem beständigen Durchzug, gesprochen, ist Oel in die Flamme gegossen. Der Dritte redet dazu, was er denkt, und denkt, was ihm beliebt. Es gibt dann an beiden vieles zu tadeln, zu bemerken und auszusetzen, und die Ehre wird auf beiden Seiten geschmälert. Ein Uebel ist die Quelle

vieler Uebel, sowie eine Krankheit selten allein ist oder allein bleibt, sondern Folgen mit sich schleppt.

Ehe man bricht, erwäge man reif, welches Uebel das kleinere sei und ziehe es dann dem größeren vor. Nur wenn von zwei vorhandenen Uebeln, in welchen die Trennung mitgegriffen, — die Trennung das kleinere Uebel ist — so kann es für unvermeidlich erklärt werden. In diesem Falle löse man das Band leise und mit zarter Hand, und gebe sich gegenseitig Höflichkeitsbezeugungen, so lange, als man einander im Gesicht ist. Vor den Leidenschaften der Menschen müssen wir uns hüten; um der Leidenschaft zu entfliehen, müssen wir den Menschen fliehen, dessen Leidenschaft uns Gefahr droht. Nun aber gibt es oft Fälle, wo man die Gegenwart eines Feindes nicht vermeiden kann. Da ist es gut, wenn man sich gegenseitig höflich begegnet, dem Menschen die Ehre erweist, die der menschlichen Würde geziemt, um den Löwen schlafen zu lassen, um das unter der Asche glimmende Feuer nicht aufzuwecken. Die Höflichkeit ist ein Band, das selbst Feinde zusammenhält; sie kostet wenig und nützet doch viel. Die Höflichkeit wirft ein gutes Licht auf deinen Willen, von dem man alsdann die Meinung bekömmt, daß er über sich selber Herr und Meister ist. Besonders wird jene Höflichkeit, die ein Ausguß ächter Humanität ist, gewiß nur zur Ehre gereichen. Die Höflichkeit nützt auf jeden Fall mehr, als Grobheit, welche letztere auch einem Stier zu Gebote steht. In der Kriegsregel heißt es bei den Soldaten: „Dem fliehenden Feinde soll man goldene Brücken bauen." — Von dieser Kriegsregel wollen wir den Satz abstrahiren, daß wir unserm Feinde goldene Straßen bahnen — das ist, daß wir seine gute Eigenschaft wirklich anerkennen, derselben volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne nur im Geringsten anzudeuten, daß wir mit diesem oder jenem in Feindschaft leben. Im Grunde genommen leben wir nur in Feindschaft gegen die Leidenschaften, aber nie gegen die Menschen. Friede mit allen Menschen, Krieg gegen alle Fehler, so ist die Devise eines berühmten Alten. Sammle glühende Kohlen auf das Haupt deiner Feinde. Seine Freunde lieben ist groß, seine Feinde lieben ist größer. Bete alle Morgen: „o Gott bewahre mich vor guten Freunden, vor den Feinden will ich mich schon hüten." — Erzeige aber den falschen Freunden — die gefährlicher sind, als offene Feinde, dieselbe Höflichkeit, welche dir selbst lieb ist. Ueberhaupt gilt der Satz der Klugheit, daß wir auch gegen den ärgsten Feind die Höflichkeit nie ganz aus den Augen lassen. Wer auf den Ruhm der Verschwiegenheit Anspruch machen will, darf nicht sagen, daß er Feinde hat und wer seine Feinde sind. Genug, daß du es weißt, andere brauchen es nicht zu wissen. Omne nimium nocet. Dem Feinde schenke Großmuth, aber erwarte von ihm kein Reciprocum. Mach dem Feinde keine Freude.

Lesefrüchte.

† Die herrlichste Musik erklingt,
Wenn Herz und Mund zusammen singt.

† Der Scheidekünstler der Leidenschaften findet, daß die Eifersucht ein bedeutendes Quantum mehr Eitelkeit und Eigenliebe als Liebe enthält.

† Es kommt in unserm anständigen Jahrhundert selten ein Laster zur Welt, wozu nicht die Tugend Gevatter stehen oder wenigstens ihren Namen hergeben müßte.

† Die Geduld ist bitter, aber süß ist ihre Frucht.

† Gram und Schmerzen lassen sich als Wohlthaten betrachten, weil sie verhindern, daß das Herz sich nicht gegen fremde Leiden verhärte.

† Die Männer machen sich, im Punkte der Liebe, viel leichtsinniger und die Frauen viel tugendhafter, als sie sind.

† Die Liebe stillt den Haß und die Tugend vertreibt die Laster.

† Dein Zorn gleiche dem Aufwallen des Nils, der befruchtenden Schlamm auf den überschwemmten Fluren zurückläßt.

† Wen Gott bis auf den Hurtu führt, dem will er auch das rothe Meer zeigen.

† (Erziehung.) Das ganze Geheimniß aller Erziehung besteht in einem Worte: Entwicklung eines lebhaften Pflichtgefühls. W. v. Lüdemann.

† (Feindschaft.) Die meisten Feindschaften entstehen nicht absichtlich, oft legt ein unbedeutender Umstand dazu den Grund; die natürliche Ungeduld, noch gereizt durch beleidigten Stolz und durch die gekränkte Eigenliebe, befestigte sie. Man vergißt sich im ersten Augenblicke, man nimmt eine unbedeutende Kleinigkeit haarscharf, die man unbeachtet lassen und vergessen sollte. Da nun jeder Gegenstoß heftiger ist, als der erste, so entsteht daraus ein unversöhnlicher Haß, den man sehr leicht in seinem ersten Keime hätte ersticken können. K. Müchler.

Selig zu preisen ist, wer seine Tage
Friedlich in ruhiger Stille verlebt.
Stell' an die Zukunft nie eine Frage:
Segn' es, daß sich der Schleier nicht hebt! — —
Wie in Natur, so geht es im Leben;
Heute der Himmel ein heiteres Blau,
Morgen bedeckt von düsterem Grau;
Müssen es nehmen, wie es gegeben.
Wechselvoll schweben die Tage vorüber,
Wechselnd im Sterblichen Freude mit Leid;
Nie vollkommen — nur freundlicher, trüber,
Schwindet die rastlos schreitende Zeit.

König Ludwig von Bayern.

Miscellen.

Am 29. September fanden sich, wie seit undenklichen Zeiten jedes Jahr zu Ende des September, sämmtliche Schwalben, welche den Sommer in Paris und dessen Umgegend zugebracht, auf den Dächern des Tuilerienschlosses und des Louvre ein. Gegen 10 Uhr Morgens gab einer dieser Vögel durch langsames Vorfliegen das Zeichen zum Aufbruch, wonach der ganze unendlich lange Schwarm in der Richtung gegen Süden sich fortbewegte.

Ein interessantes Experiment. Zweihundert Pfund Erde wurden in einem Ofen getrocknet und nachher in einen großen irdenen Topf geschüttet. Die Erde ward dann mit Regenwasser angefeuchtet und eine Weide hineingepflanzt, welche ungefähr fünf Pfund wog. Fünf Jahre lang wurde die Erde sorgfältig mit Regen- oder Flußwasser begossen. Die Weide wuchs und blühte. Um zu verhüten, daß zu der Erde frische Erde käme, wurde der Topf mit einer Metallplatte geschlossen, die, damit die Luft circulire, mit einer Menge Oeffnungen versehen war. Nach fünf Jahren wurde der Weidenbaum wieder herausgenommen und sein Gewicht war 169 Pfund und 3 Loth. Die Blüthen, welche jeden Herbst abfielen, befinden sich nicht in diesem Gewicht. Die Erde ward alsdann aus dem Behältniß geschüttet, abermals in einem Ofen getrocknet und gewogen. Es zeigte sich, daß nicht ganz zwei Loth an ihrem ursprünglichen Gewicht fehlte.

So wurden 169 Pfund Holz, Blätter, Rinde rc. erzeugt, aber wodurch und woraus, das ist ein unlösbares Räthsel.

Aus dem so eben erschienenen trefflichen Buch: „Aus dem heutigen Paris von Emma Niendorf (Stuttgart, Mäcken)" erfaheen wir, daß ein bedeutendes Pariser Handelshaus seine Geschäftsfeeunde in Ulm beauftragt habe, da sie sich am Kriegsschauplatzte befinden — an der Donau — ihm die neuesten Nachrichten von demselben mitzutheilen. Und das sei, setzt die Verfasserin hinzu, kein vereinzelter Fall.

Liebe zur Arbeit.

Cardinal Consalvi ward einige Jahre vor seinem Tode von einer chronischen Krankheit befallen. Die Aerzte riethen ihm, sich der Ruhe zu überlassen, wenn er die Krankheit nicht vermehren wollte. — „Wie lange könnte ich denn da wohl noch leben?" fragte der Cardinal. — „Vielleicht acht bis zehn Jahre", war die Antwort. — „Und wenn ich so fort arbeitete, wie bisher?" — „Höchstens vier bis fünf Jahre." — „Sehr wohl, meine Herren!" sagte der Cardinal, „ich werde also lieber fortarbeiten; den fünf benutzte Jahre wiegen drei Mal so viel müßige auf."

Humoristisches.

(Wie ein Narr viele Narren macht.) Ein Schusterjunge geht, so laut er kann, eine Arie aus der „Regimentstochter" pfeifend, durch die Straße. Plötzlich bleibt er stehen und fängt an, ängstlich auf dem Boden zu suchen. Augenblicklich werden mehrere Vorübergehende hierauf aufmerksam und bücken sich, nachdem sie den Jungen gefragt, ob er etwas verloren und er es bejaht hat, ebenfalls emsig suchend zur Erde. „Ist 'was verloren gegangen?" fragte eine neu herantretende Person. „Was wird denn hier gesucht?" eine zweite. „Was gibt's denn da?" eine dritte, und so fort, bis endlich eine hübsche Anzahl Menschen sich am fraglichen Platze versammelt hat, alle vor Neugierde brennend, was es hier gebe oder was verloren wurde. „Was hast Du denn eigentlich verloren?" sagte endlich eine Frau zu dem im Suchen immer ängstlicher zu werden scheinenden Schusterbuben. „Einen wunderschönen bleiernen Hosenknopf hat mir meine Mutter erst angenäht," antwortete der Schlingel. „Sieh, da liegt er!" fährt er fort, thut hierauf, als hebe er etwas vom Boden auf und läuft laut lachend davon.

(Die Herren und die Diener.) „Man muß gestehen," sagte ein Herr zu einem Bedienten aus der Gascogne, „daß die Herren recht unglücklich sind, sich nicht ohne die Bedienten behelfen zu können." — „Meiner Treu, mein Herr," versetzte der andere, „die Bedienten sind nach meiner Ueberzeugung noch weit unglücklicher, daß sie sich nicht ohne Herren behelfen können."

Räthsel.

In früh'sten Zeiten hatte man auf Erden
Die erst' und zweite Sylbe nicht gekannt,
Doch jetzt sie stets von uns getragen werden,
Nicht hier allein, selbst auch in fremdem Land.
Die dritte knüpft der Freundschaft sel'ge Triebe,
Und sie allein vereint die Brüderschaft,
Umschlinget sanft die Ehe und die Liebe,
Symbolisch zwar, doch mit geheimer Kraft!
Und an der dritten pfleget oft zu schweben
Befestiget das letzte Sylbenpaar,
Es stiftete das strenge Klosterleben
Und gab die Regeln für die Nonnenschaar.
Das Ganze ist in England aufzufinden,
Und Mancher hat es wohl noch nie geseh'n,
Ich selbst kann Dir nichts Näheres verkünden,
Ich sah es nie — ich muß es Dir gesteh'n.
So rathe denn! Du schaust am Fuß das Ganze,
Schau nicht zu hoch, sonst findest Du es nicht,
Vom Boden kaum zwei Fuß im vollsten Glanze
Strahlt es Dir zu im schönsten Farbenlicht.

Lied

zum Namens-Feste

Seiner Majestät des Königs Max

am 12. October 1854. *)

Mel. Bekränzt mit Laub rc.

Auf Bayern, auf! lasst wehen Eure Fahnen
Hoch über Deutschlands Gau'n!
Sie flattern hoch, zum Frieden ernst sie mahnen,
Fest deutscher Macht zu trau'n.

Mag Ost und West im Kriege sich zersplittern,
Hält Deutschland Widerstand,
So werden sie den Frieden nicht erschüttern
Jn unserm Bayernland.

Drum stimmt zum Sang' der hohen Festesfreude
Am Tage Maxmilian,
Und stosst zum Lebehoch des Königs heute
Mit vollen Gläsern an.

Sowie der güt'ge Fürst dem Volkes-Glücke
Stets ebnet jede Bahn,
Seh'n dankend heute wir mit frohem Blicke
Zu seinem Thron hinan.

Er pflegt der Wissenschaften reiche Blüthen,
Wie jed' Verdienst er lohnt,
Er sieht herab auch in die ärmsten Hütten
Und hilft, wo's Unglück wohnt.

D'rum segnend Jhn des Volkes Liebe ehret
Jn Treue unterthan
Und Volkesliebe stets das Glück vermehret
Des Königs Maxmilian.

L. Sch.

*) An diesem Tage des Namensfestes Sr. Maj. des Königs Max hatte im Gasthause zum Schwanen dahier unter Betheiligung sämmtlicher Beamten und mehrerer Bürger Cusels ein solennes Mittagsmahl statt, wobei nach einem von Herrn Landkommissär Dilg auf Se. Majestät ausgebrachten Toaste, dieses von dem Redakteur d. Bl. verfaßte Lied abgesungen wurde.

Berichtigung!

Jn Nr. 13 des Armenfreundes ist auf Seite 50, Spalte 1, Zeile 13 von unten zu lesen: nimmermehr statt immer mehr. S. 50 in der Mitte der Spalte 2, statt: Kleider, Schuhwerk — Kleidern und Schuhwerk und in der darauffolgenden 7 Zeile: zu kräftigen haben.

Cuseler Fruchtpreis vom 13. Oktober.

Der Centner Weizen 8 fl. 38 kr. Korn 7 fl. 31 kr. Spelz 5 fl. 25 kr. Sommergerste 6 fl. 9 kr. Wintergerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 4 kr. Erbsen 6 fl. 12 kr. Kartoffeln 2 fl. 2 kr. Ein Kornbrod 20 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 10 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinenfleisch 15 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 16. 1854.
Freitag. den 20. October.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins" vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung mehrerer Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl **gratis**, welche an Unterstützungsnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Trenne die That sorgfältig, o Freund! von Dem, der die That übt:
Hasse die Lüg', o Freund! hasse den Lügner nur nicht. [St. Johannisvereins.

Sebastopol.

Zum Heil der Welt verkünd' ich euch,
Daß hat ein End' das Russenreich,
Sebastopol, die feste Stadt,
Sich nach drei Stund' ergeben hat,

Die Russen, zwanzigtausendweis,
Bedecken todt den Schlachtenkreis;
Der Alma klare Wasserfluth
Ist roth gefärbt von Russenblut.

Victoria! ein solcher Sieg
Ward noch erlebt in keinem Krieg.
Doch war es ja vorauszuseh'n,
Daß es so mußte bald gescheh'n.

Denn seht, die böse Cholera
Haust schrecklich an den Russen ja.
Die übrigen sind, wie es heißt,
Auch todt — entsittlicht — in dem Geist.

Das hat's den Herren leicht gemacht,
Drum haben schnell sie's hingebracht,
Daß jene Feste, stark und groß,
Fiel, wie ein Kind, in ihren Schooß.

Doch fragt man sich, woher die Mähr',
Und ob's vielleicht nicht anders wär'?!
Das Alles bracht' der Telegraph,
Und Alle jauchzten: So ist's brav!

Herr Telegraph, Herr Eisendraht,
Wie Er die Welt narriret hat!
Es ist doch eine wahre Schand
Für's deutsche und für's welsche Land,

Wie Er die halbe Welt narrirt
Und in der Irr' herumgeführt,
In Frankreich gar in Mondesschein
Beleuchten sie noch obendrein

Die Städte und die Häfen sehr,
Sie feiern froh auf Land und Meer
Der Russen großen Untergang
Mit Festlichkeit und mit Gesang.

Doch sagt, wer wohl den Schaden hat
Von dieser Münchhausischen That?
Ich glaub', er fällt auf Den daher,
Der uns gebracht die große Mähr'!

O Telegraph, hätt'st du bedacht,
Was einst ein weiser Mann gesagt:
„Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht!«

. . . . n. . . . . . r.

Zum St. Johannis-Verein.

Beitrag zur Lösung der Armenfrage.

(Von Pfarrer M. zu Ou —.)

Schwierigkeiten, die sich der Ausführung in den Weg stellen, und die zu überwinden sind.

(Fortsetzung.)

Es darf hier sogleich, da noch von der freiwilligen Armenpflege die Rede ist, etwas näher dargelegt werden, in welchem Verhältnisse die vorgeschlagene Armenpflege zu der Wirksamkeit des St. Johannisvereins stehe.

Nicht etwas Besonderes neben dem Johannisvereine will die erstere sein, obwohl schon vor der Entstehung desselben ein Versuch mit der Ausführung der ersteren an einem andern Orte gemacht worden ist. Vielmehr sind Absicht und Ziel bei beiden ganz dieselben; und beide verhalten sich so zu einander, wie Ausführung zum Projekte, oder wie die Instruktion zum Gesetze.

Daß der Zweck der vorgeschlagenen Armenpflege kein anderer sei, als der in den „Grundbestimmungen" §. 1 angegebene, welcher in der Begründung und Bearbeitung einer geregelten freiwilligen Pflege und Vorsorge für die Armuth nach deren verschiedenen Abstufungen — sowie in Ermittelung von Fonds hiefür und deren zweckmäßiger Verwendung — unbeschadet der den gesetzlichen Armenpflegen zukommenden Rechte und Verpflichtungen besteht, — wird aus der obigen Auseinandersetzung (in den drei vorangegangenen Artikeln) zur Genüge erhellen.

Dieser Zweck wird aber nicht wohl erreicht werden, und die Idee des erhabenen Stifters des St. Johannisvereins möchte nur schwer auf einem andern Wege zur Verwirklichung kommen, wenn nicht auf dem angegebenen. Mag im Einzelnen vielleicht Manches, je nach den verschiedenen Or-

ten, Persönlichkeiten oder Verhältnissen sich etwas anders gestalten. Im Allgemeinen aber wird das Gesagte immer die Richtschnur bilden müssen, wenn die Wirksamkeit des St. Johannisvereins von Erfolg sein, und derselbe nicht blos dem Namen nach bestehen soll.

Zugleich fürchte ich sehr, daß da, wo man sein Hauptbestreben lediglich darauf richtet, möglichst viele Mitglieder zu gewinnen, welche hohe Beiträge zeichnen, so daß der Verein über möglichst hohe Summen zu verfügen hat, — die Betheiligung immer nur eine verhälnißmäßig geringe und laue, für längere Zeit aber schwerlich anhaltende sein möchte. Denn die Leute hätten dann zu der alten Last nur eine neue; der Bettel wäre nicht abgestellt, und mit den blosen Gaben und Unterstützungen wäre nicht geholfen. Auch wäre dieß eine ziemlich einseitige und mangelhafte Auffassung der erhabenen Idee des hohen Stifters des St. Johannisvereins.

Wohl ist in der obigen Auseinandersetzung über die Einrichtung der freiwilligen Armenpflege nicht von besonderen Beiträgen zum Johannisverein, so wenig als von besonderen Mitgliedern desselben, die Rede. Allein das thut nichts zur Sache. Alle diejenigen, welche freiwillig irgend etwas zur Unterhaltung der Armen geben, können als Mitglieder des Johannisvereins angesehen werden. Ebenso verhält es sich mit deren Beiträgen oder Gaben. Diese werden freilich nicht erst von den Gebern erhoben, dann an den Johannisverein abgeliefert und von diesem wieder in gewissen größeren oder kleineren Quantitäten an die Einzelnen hinausgegeben; sondern die Armen erhalten auf Anweisung der (vereinigten) Ortsarmenpflegen ihre Gaben unmittelbar aus der Hand der Geber oder der Pfleger. Es hat dieß verschiedene Vortheile. Der St. Johannisverein hat keine Mühe und keinen Aufwand weder mit der Einhebung noch mit der Aufbewahrung, weder mit der Verrechnung noch mit der Vertheilung. Ferner wenn die Leute sehen, wie ihre Beiträge verwendet werden und wem sie zu Gute kommen; wenn sie wohl selbst darüber verfügen und sie an die Armen, für welche sie einen Theil der Fürsorge übernommen haben, vertheilen dürfen, — dann wird sicherlich das Interesse für die Sache ein lebendigeres; die Beiträge werden erklecklicher ausfallen, und die Zahl der gebenden Mitglieder wird eine viel größere sein, als wenn auf einem andern Wege Mitglieder und Beiträge gesammelt werden.

Sollte aber Jemand einwenden, daß ja in dem angegebenen Falle in die Cassa des St. Johannisvereins keine Mittel fließen, so wäre zu entgegnen, daß dieß nur selten noch besonders nöthig sein möchte. Denn nicht, daß Mittel in die Cassa des St. Johannisvereins abgeliefert, sondern daß die Armen unterstützt und zwar durch gemeinsames Zusammenwirken unterstützt werden, ist der Zweck. Und dieser wird auf dem angegebenen Wege erreicht.

Indeß dürfte es doch so manche wohlhabenderen Gemeinden im Westrich sowohl als besonders in der Vorderpfalz geben, welche weder von eigenen Armen sehr in Anspruch genommen sind, noch mit benachbarten Gemeinden zur Unterstützung benachbarter Armen zusammentreten müßten, weil solche nicht in der Nähe sind, — welche aber gleichwohl nach Abschaffung des Bettels sich gewiß auch als wohlthätig bezeigen möchten, um so mehr, wenn sie sehen, was andere Gemeinden oder Einzelne zur Erhaltung ihrer Armen freiwillig thun. Solche allerdings hätten Gelegenheit, ihre Beiträge unmittelbar an den Vorstand des Cantons-Johannisvereins abzugeben, — und gewiß, es würde auf diesem Wege so viel zusammenfließen, daß andere arme Gemeinden, welche durch benachbarte wohlhabendere nicht nach Bedürfniß unterstützt werden können, immerhin in dem St. Johannisverein ihren Helfer und Retter sehen und ansprechen dürften.

Sollte es noch als wünschenswerth erscheinen, zu erfahren, wie viel auf diesem Wege freiwilliger Pflege durch den St. Johannisverein im Ganzen für die Armen geschehe, so könnte eine Uebersicht über die Gaben und Leistungen am Schlusse jedes Jahres leicht von den einzelnen vereinigten freiwilligen Armenpflegen an den Cantons-Johannisverein gegeben werden, da ja jene genau wissen, was jeder Geber zu leisten sich anheischig gemacht oder wirklich geleistet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Meister Pauls und das Schnäpschen.

Eine wahre Geschichte.

Im Jahre 1841 war's, als ich nach langer Abwesenheit fröhlichen Muthes der Heimath zupilgerte. Wer eine Heimath hat, woran sich tausend und abertausend Jugenderinnerungen knüpfen, und ist dann draußen in der Welt Jahrelang durch's bewegte Leben gefahren unter fremden Menschen herum, der weiß, welch ein eigenthümliches Gefühl über Einen herkommt, wenn man von ferne wieder zum ersten Male den heimischen Kirchthurm erblickt, die Häuser sich immer dichter und deutlicher drum erheben zwischen wohlbekannten Gärten und Hecken und Bäumen, und der Rauch der Schornsteine beweist, daß eben noch dort nach alter Sitte gekocht und gelebt wird, wie man es doch in der Fremde nicht fand, mochte sie auch noch so gut sein. Man mag nämlich sagen, was man will, der Mutter Kochtopf ist doch ein kostbares Geschirr, und sein Andenken wird nicht so leicht verloren im Leben. Kein Wunder, wenn mich eine eigenthümliche Freudigkeit befiel, als ich auch aus dem hervorragenden Schornsteine des Vaterhauses den Rauch aufwirbeln sah und denken durfte, die alte Mutter ist auch noch am Heerde geschäftig und du issest mit, noch heute, noch heute, was sie jetzt eben zusammen kocht. Der gütige Leser muß dabei wissen, daß ich meine Reise so eingerichtet hatte, daß ich am ersten Kirmestage grade zu Hause anlangte, ein Umstand, der mich besonders an die Kocherei denken ließ. Die Felder, die ich nun betrat, kannte ich noch, Stück für Stück; in diesen Hecken hatte ich schon oftmals Vogelnester ausgehoben, hinter jenem Hügel bei dem Schäfer gelegen, der uns Kindern allerlei Schnurren zu erzählen wußte, und die Berge ringsum, waren sie nicht hundertmal Zeuge unserer jugendlichen Tollheiten gewesen, die ich mitgemacht trotz Einem, und von denen ich außer zerrissener Jacke und Hose nie eine Neue mit heimgebracht? Ist gewiß wahr, man sollte ordentlich weit weg gehen — auf eine Zeit, von der Heimath fern, um sie recht wieder schätzen und genießen zu lernen. Während ich so meines Weges fortschritt, der Kinderjahre gedenkend und der Freude daheim bei den Meinigen, stieß ein Mann zu mir, den ich auf den ersten Blick nicht wieder erkannte, und der mich doch mit großer Vertraulichkeit grüßte. Aber wohin sollte ich auch diese ziemlich runde, fast aufgedunsene Figur mit dem angerötheten, dicken Gesichte hinthun, die mit ihren kleinen, runden Aeuglein mich anblinzelte und die pausige Hand mir entgegenstreckte? In allen Gefächern meines heimathlichen Gedächtnisses war keine Erinnerung an ein solch fettes Exemplar eines heimathlichen Menschenkindes aufzufinden. Meiner etwaigen Verlegenheit half der Dicke aber bald ab, da er sich als den „Geoß" zu erkennen gab, der richtig mit mir auf derselben Schulbank zugleich gesessen und darnach noch eine gute Strecke mit mir in die Flegeljahre hinein marschirt war, — damals ein dünnes Kerlchen

mit einer reichen Portion Leichtsinn ausgestattet, die ihn gar oft vom rechten Weg seitwärts verschlug, wohin ich ihm durchaus nicht immer zu folgen bereit war. Der saß schon mit fünfzehn Jahren wie ein »Alter«, die Tabakspfeife im Munde, auf dem Kirchhofmäuerchen am Sonntage und hänselte die Jugend und lachte über die Alten. Der ging damals schon keck ins Wirthshaus und sah den Alten es ab, wie man das Gläschen mit drei Fingern anfassen muß und es auf einen Ruck hinunterstürzen, wie man dann das Gesicht zusammenzieht wie eine alte Fledermaus und mit dem Maul schüttelt, als ob man in grundfaulen Käs gebissen. Das konnte der »Groß« schon früh perfect nachmachen und überragte dadurch seines Gleichen auch um ein ganz Bedeutendes. Auf mich hatte er schon früh vornehm herabgesehen, und unsere Freundschaft war deßhalb auch gar nicht sehr, weder in die Tiefe noch in die Höhe gegangen. Dieser selbige »Groß« stand also in bedeutend vermehrter Auflage vor mir, und meine Verwunderung, daß er wirklich der »Groß« sei, ist also leicht erklärlich. Gehört hatte ich zwar Manches von ihm, — wer kümmert sich in der Ferne nicht gern um jede Einzelheiten aus der Heimath! — aber was ich über ihn erfahren, war nicht geeignet gewesen, mir eine Vorstellung über diese seine Erscheinung zu vermitteln. Vor Jahren hatte es geheißen: »der Groß sitzt oft in den gemeinsten Kneipen herum und trinkt sich am Fusel seinen Dusel«; »der Groß macht seinen alten, wohlhabenden Eltern auch nicht viele Freude, hat er doch das Gläschen lieber als den Spaten, vielleicht noch lieber als Haus und Hof, wie sich wohl noch ergeben könnte.« Einer sagte mir einmal: »der Groß säuft sich noch kaput!« Und als ich den alten Vater bemitleidete, hieß es: »ja, der hätte ihm in der Jugend nicht so viel sollen die Zügel schießen lassen; der hätte ihm bei Zeiten sollen in den Weg treten!« und was der vergeblichen »Hätten« und »Sollen« denn mehr waren. Ich hatte mir dabei den »Groß« als einen schlaffen, versoffenen, dünnen Kerl vorgestellt, in dem der vertrackte Branntwein viel mehr verzehren und verderben könne, als sonstiges Futter zusetzen. Mein erster Gedanke, als ich ihn nun erkannte, war: aber dem »Groß« thut wahrlich das Trinken keinen Schaden! Oder sollte er es dran gegeben und nun es in anderem Verzehr wieder ausgeglichen haben? Natürlich, so etwas sagt man nicht laut und vernehmlich, das denkt man nur. Mit dem »Groß« ging ich eine Strecke des Weges daher, und wir plauderten nur über die Heimath, über dieß und das, wobei ich glaubte zu bemerken, daß entweder die dicke Hülle überall der Verstandesthätigkeit hemmend in den Weg treten müsse, oder aber, der früher genossene Fusel habe die Kräfte seines Geistes der Art durchgefressen, daß sie eben keinen Halt mehr finden könnten. Was er daher sprach, war auffällig oberflächlich, fast dumm, von höheren, besseren Gefühlen und Anschauungen keine Spur. Das war ein wandelnder Fleisch- oder Fettklumpen, in dem nur hie und da noch etwas Geist, wie Irrlichter im Moorgrund, herum hüpfte. Nun, hatte der Anblick meiner lang entbehrten Heimath mein Herz hoch aufgehoben, waren die Erinnerungen an meine fröhliche Kindheit wie laue, würzige Frühlingslüfte mir durch die Seele gezogen, die Begegnung mit dem dicken »Groß« rüttelte mich aus meiner etwas poetischen Stimmung schon ziemlich derb auf und versetzte mich nicht eben in den heitersten Humor. Froh war ich endlich, als der »Groß« mich dicht vor den ersten Häusern verließ und ich nun wieder frei und leicht umschauen konnte nach fröhlichern Gesichtern und freundlichen Herzen, die von allen Seiten her den Morgengruß dem »heimathlichen Fremden« zuriefen und zuwinkten. Wie die Leute sich verändert hatten die paar Jahre her! Aber ich kannte sie doch noch Alle, nur nicht die eben anwachsende Jugend, die sich auf den Gassen tummelte, und die auch mich natürlich nicht kannte. Daß ich selbst älter, ernster, vielfach anders geworden in der Fremde, fiel mir erst jetzt so recht ein, der ich noch eben gemeint — bevor der »Groß« zu mir gestoßen — ich müsse über die nächste, beste Hecke springen in meinem wieder erwachten Jugendmuth. Als ich nun aber in das väterliche Haus eintrat, worin Alles ganz genau dastand, wie vor langen Jahren, ich mich plötzlich daheim fand ganz und vollständig daheim an dem guten, treuen Mutterherzen, bei dem bedächtigen Vater mit dem Silberhaar, umgeben von lang vermißten Geschwistern, da sprudelte die reinste Freude so hell und klar wieder im Herzen auf, daß ich selbst auch den dicken »Groß« völlig vergaß und einen Kirmestag feierte, wie man ihn sich doch in der Fremde schlechterdings nicht herrichten kann.

Das Gute hat auch die armseligste Kirmes im geringsten Dorfe, und würde sie in der Eifel gefeiert, daß sie die heimischen Kinder von Nah und Fern jährlich wieder einmal um den heimischen Heerd versammelt, und dadurch, soviel es sich im menschlichen Leben thun läßt, Vorsorge trifft, daß die alten Erinnerungen und Freundschaften der Jugend auch selbst unter denen nicht erlöschen, die draußen in der Welt weit von einander verschlagen sind, und sich — vergessen würden, wenn die Kirmes nicht wäre und in ihr der eigenthümliche Zug zu der Mutter Kochtopf, der doch so tief im menschlichen Wesen wurzelt. Auf der Kirmes sieht sich eben Alles wieder, und sollte es eigentlich ein Gesetz geben, wonach Jeder verpflichtet wäre, wenigstens bis auf eine bestimmte Entfernung, jährlich zur Kirmes in die Heimath zu gehen. In gar mancher Beziehung hätte das für Land und Leute seinen Vortheil. Doch das läuft mir eben da nur so unter die Feder, während ich doch eigentlich einem ganz andern Ziele in meiner Erzählung hinsteuern soll, wie der geneigte Leser erfahren wird. Aber ich will's nur stehen lassen, vielleicht gibt's noch Gelegenheit, ein anderes Fädchen zur Zeit daran anzubinden. Genug, am Kirmesmontag war's, als ich meine üblichen Besuche bei meinen Jugendfreunden, jetzt meist schon stattliche Familienväter, machte und mich in der alten Heimath und in den alten Herzen auf's neue orientirte. Es war Morgens gegen 10 Uhr, als ich bei meinem Theodor, dem vertrautesten Jugendgespielen, in die Stube trat, wo mich eine wackere Familie auf's herzlichste empfing. Nach landesüblicher Sitte wurde Speis und Trank vorgesetzt, denn zur Kirmeszeit darf das eigentlich gar nicht vom Tische wegbleiben. Wir achteten darauf aber weniger, als daß wir uns zusammensetzten und uns unsere Erlebnisse anfingen zu erzählen. Kaum hatten wir begonnen, als der dicke »Groß« eintrat, der mich hatte ins Haus gehen sehen und mir eben nachgetreten war. Auf der Kirmes ist eigentlich Jeder in jedem Hause willkommen, und so setzte sich denn auch der Groß zu uns an den Tisch und hörte unsern Mittheilungen zu. Neben an wohnte Meister Pauls, ein noch rüstiger Siebenziger, der seiner Schreinerwerkstätte noch mit frischen Kräften vorstand. Auch der kam in die Stube, schüttelte mir herzlich die Hand und erkundigte sich angelegentlichst nach meinem Ergehen. Man glaubt nicht, welches Interesse die Kinder der Heimath, die draußen sind, den rechtschaffenen Leuten daheim einflößen und welche Augen und Herzen Einem oft in die Fremde folgen. Als Meister Pauls mich begrüßt, erblickte er den dicken Groß, der sich in eine Ecke hinter den Tisch gedrückt hatte. Sein an sich ernstes, durchfurchtes Gesicht umwölkte sich, während er eine Weile den Groß wie nachdenklich anschaute. Dann drehte er ihm den Rücken, setzte sich abseit und nahm an unserm Gespräch vor der Hand nur sehr spärlich Theil. Andere, ganz fremde Gedanken schienen ihn zu beschäftigen. Mein Freund hatte nicht darauf geachtet, als ihm plötzlich

einfiel, daß er seinen Gästen doch auch mit irgend Etwas aufwarten müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Scheinchristenthum und wahres.

Ph. Was halten Sie denn von von Madame X, Herr Pfarrer?

Pfr. Das ist eine sehr christliche Frau.

Ph. Aber, Herr Pfarrer, ein Freund von mir, der kein Verläumder und sehr genau mit den Lebensverhältnissen dieser Dame bekannt ist, sagt mir von ihr, ihr Betragen sei sehr stolz und dünkelhaft eingebildet, sie setze alle Diejenigen, die keine Gleichgesinnten von ihr sind, bis auf Nichts herunter, sie gerathe oft einer Kleinigkeit wegen in den höchsten Zorn und in die gemeinste Schmähsucht, und verhöhne oder verschimpfe hinterm Rücken solche Personen, die sie bei ihrer Gegenwart mit der einschmeichelndsten Freundlichkeit behandle.

Pfr. Das ist mir unbegreiflich — ist sie doch eine meiner fleißigsten Kirchengängerinnen, liest sie doch nichts als lauter ächt christliche Schriften, ist sie doch die Erste im Missionskränzchen und in meinen christlichen Privatversammlungen! —

Ph. Das mag wohl sein, Herr Pfarrer, doch gibt mir das Alles keine Bürgschaft von ihrem Christenthum. — Wo Bescheidenheit, Sanftmuth, Offenheit, kindliche Unbefangenheit einer Seele fehlen, da kann von keiner Christlichkeit die Rede sein; — da ist nur scheinheiliges, heuchlerisches Wesen, welches, recht betrachtet, eigentlich Hohn des Christenthums ist, da der Heuchler das Menschen Heiligstes, die Religion, entweder zum Prunk oder zum Deckmantel seiner Nichtsnutzigkeit gebrauchen will.

L. M.

Gutgeheißene Recension.

„Vieles Gute man in ihrem Blatte findet" —
So bemerkte neulich offen mir Frau B.,
„Was auch Nützliches vielleicht schon es begründet,
„Aber, was darin ich nur zu selten seh',
„Ist, was hebet das Gemüth mehr himmelwärts,
„Mehr, was nähret uns're Seele, mehr für's Herz!" —

Lesefrüchte.

† Salomo sagt: Lieblich und schön sein ist nichts. Ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.

† Weibliche Liebe und männliche Freundschaft, ohne die Beiden wäre die Welt nicht schön, wäre das Leben nicht süß.

† Edle Frauen, welches Standes und Alters sie sein mögen, sind geborene Beschützerinnen jeder treuen, heißen Liebe und freuen sich ihrer, auch wenn sie nicht selbst der Gegenstand derselben sein können.

† Die Menschen gestehen wohl die Kurzsichtigkeit ihres physischen, nie aber die Blödsinnigkeit ihres geistigen Auges, wahrscheinlich um nicht merken zu lassen, daß ihr Urtheil und Tadel in Ansehung der Menschen und Dinge ungerechtfertigt sei.

† Wir finden bei den höheren Ständen des Lebens im Allgemeinen mehr Gefühllosigkeit in jeder Beziehung, als bei denen, welche mehr in der Nähe mit des Lebens Freuden und Leiden bekannt geworden: die Gipfel der hohen Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt und kein Sonnenstrahl dringt durch bis auf den Boden. — Fester Muth und unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück sind immer groß: die vom Sturm entwurzelte Eiche bleibt auch dann noch ehrwürdig, wenn sie gefallen.

† Wie möchte es wohl mit der Liebe der meisten Menschen beschaffen sein, wenn sie aufhörten, sich in dem Gegenstande ihrer Liebe selbst zu lieben?

Humoristisches.

Der höflichste Mann. Deutscher: Mein Onkel war der höflichste Mann. Wenn er einer Dame begegnete, hielt er hundert Schritte vor- und hundert Schritte nachher seinen Hut in der Hand und bückte dann beim Grüßen sich fast auf die Erde. — Franzose: Parbleu! mein Onkel war höflicher! Wenn er an eine Dame schrieb, that er es nie, ohne im Frack und weißer Wäsche zu stecken. — Engländer: Alles nicks; mein Onkel war unstreitig der Höflichste. Er fuhr zur See, das Schiff ging zu Grunde, Alle gingen nach und nach unter und ertranken. Ehe er jedoch, ungeachtet aller Anstrengungen, ebenfalls zu Grunde ging, reckte er noch einmal seinen Kopf empor, schwang den Hut und sagte: „Meine Damen, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!" dann duckte er mit dem Kopfe unter das Wasser und — ertrank.

Charade.

Die Erst' wird gebrochen, geschlagen,
Geschnitten, zersägt und polirt,
Verursacht hier gräßliche Plagen,
Wird dorten zum Staate geführt.
Geschicklichkeit mußt Du erwerben,
Wenn Du mich stets glücklich willst zieh'n;
Doch mußt auch schon Mancher dran sterben,
Wie sich auch der Arzt mocht' bemüh'n.
Zur Zweiten führt die Sorge
Mit schnellen Schritten hin;
Doch hörest Du sie singen,
Erfreuet sich Dein Sinn.
Nach Dem, was sie bedeutet,
Wirst nennen Du dieß Jahr,
Indessen nicht vor'm Ersten
Im nächsten Januar.
Das Ganze aus Erfahrung
Kennt wohl so mancher Nar.
Von allen unsern Lesern
Wohl keiner es schon war.
Doch werden kann's wohl Mancher,
Der's nicht einmal begehrt,
So selten auch im Ganzen
Das Ganze wird beschert.

Auflösung des Räthsels in Nro. 15:
Hosenbandorden.

Euseler Fruchtpreis vom 20. Oktober.
Der Centner Weizen 8 fl. 30 kr. Korn 7 fl. 30 kr. Spelz 5 fl. 29 kr. Sommergerste 6 fl. 13 kr. Wintergerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 8 kr. Erbsen 6 fl. 16 kr. Kartoffeln 2 fl. 17 kr. Ein Kornbrod 29 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 10 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinenfleisch 15 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 17.
Freitag.

Dieses in Cusel (in der Pfalz) **zum Besten des „St. Johannisvereins“** vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Der Armen-Freund.



1854.
den 27. October.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung mehrerer Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl **gratis**, welche an Unterstützungsnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Schaue mit Muth die zukünftige Zeit, sie wird sich ergeben, Größeres wirst mit Gott du zu erkämpfen dann stark. [St. Johannisvereins.

Ein Blick auf die Zukunft.

Dunkel malet sich vor meinen Blicken,
Wo ich's recht bedenk', der Zukunft Schooß;
Fern entweicht ein seelenvoll Entzücken,
Wo auf Nacht und Schrecken weist das Loos.

Ob auch uns're Saaten fröhlich prangen,
Und nicht kärglich blüht der Bürger Fleiß,
Ob auch Noth entwich von bleichen Wangen,
Und manch' Loblied tönt zu Gottes Preis:

Seh' ich doch von Ferne Wetter leuchten,
Die den Glanz des Friedens schwer bedroh'n,
Und des Menschenfreundes Auge feuchten,
Weil auch Fried' im Herzen ist entfloh'n.

Wie die Schlange lauert tief im Grase,
So verbirgt sich hinter gutem Schein
Auf der Menschheit vielverschlung'ner Straße
Bitt'rer Herzen Werk und Taumelwein.

Und im Kleinen wie im Großen stehen
Kämpfe uns von aller Art bereit.
Nicht blos Kriegerfahnen sieht man wehen,
Kirch' und Staaten nahen sich im Streit.

Wie wird sich der große Jammer enden,
Der Europa's Herz und Mark durchdringt?
Wie wird sich der Völker Schicksal wenden,
Da viel Böses um die Herrschaft ringt?

Gott wird seiner Zeit den Retter senden;
Er, dem Wind und Wellen dienstbar sind,
Wird nach seinem Rath die Hilfe spenden,
Wenn der Menschen Hilfe gar zerrinnt.

Und in Gott wird heilig sich vereinen,
Was der Völkerbrand nicht hat verzehrt.
Dankesthränen wird man wieder weinen,
Wenn die Herzen sind zu Ihm gekehrt.

— den 20. Oct. 1854. — † —

Zum St. Johannis-Verein.

Beitrag zur Lösung der Armenfrage.

(Von Pfarrer M. zu Ou —.)

(Fortsetzung.)

Wie aber, wenn die Unterstützung und Pflege der Armen in der angegebenen freiwilligen Weise nicht zu Stande kommt?

Diese andere Hauptfrage muß ebenfalls in Erwägung gezogen werden. Denn wenn gleich die freiwillige Armenpflege, wie sie eben vorgeschlagen wurde, an nicht wenigen Orten wird zur Ausführung gebracht werden können, — da und dort wird es doch vorkommen, daß bei aller Liebe zur Sache, bei aller Hingebung und Aufopferung der Pfleger und einzelner Wohlthäter so Manche, wenn nicht Viele, sich nicht betheiligen, oder sich nicht nach Kräften betheiligen wollen; so daß auf dem Wege freiwilliger Liebeswirksamkeit die nöthige Unterstützung den wirklich Bedürftigen nicht zugewendet werden kann. Das ist dann zu beklagen. Aber es kann und darf dabei sein Bewenden nicht haben.

Nur ungern befasse ich mich mit dem Gedanken, daß an einem oder dem andern Orte gar keine Geneigtheit, in freier Weise etwas zu thun und für die Armen zu sorgen, vorhanden sein sollte. Es sei daher gestattet, an diesen — vielleicht und hoffentlich — unmöglichen Fall erst zuletzt zu denken, und vorher noch einen Mittelweg zwischen der vollkommen freien (christlich-kirchlichen), und zwischen der streng gesetzlichen oder unfreiwilligen Armenpflege zu zeigen, welcher in vielen Fällen als der geeignetste erscheinen möchte.

Ich nehme den Fall an, daß von etlichen dreißig Familien einer Gemeinde, die im Stande wären, für die Armen etwas zu thun, etwa zwei Drittheile sich wirklich bereit erklärten, auch ferner, nach Aufhören des Bettels, beiläufig so viel an Arme zu verabreichen, als sie bisher vereinzelt an Bettler gegeben haben; während die andern zehn Familien erklärten, daß sie sich nicht betheiligen wollen, sei es, weil sie überhaupt an Werken der Wohlthätigkeit sich nicht betheiligen, sei es, weil sie gerade an bestimmte Arme nicht geben wollen, oder welches immer ihre Gründe sein mögen. Es wird die Frage entstehen: können oder sollen denn jene zwanzig die ganze Last allein tragen? Das wird ihnen wohl kaum zugemuthet werden wollen. Vielmehr wird es darauf ankommen, wie viel gerade für die Armen im Ort zu leisten ist, ob viel oder wenig. Im ersten Fall werden sie nicht

alles leisten können, selbst wenn sie wollten. Wenn dagegen nur wenig zu leisten ist, so fragt sich, ob die freiwilligen Gaben nur für die wenigen Armen im Ort verwendet werden sollen?

Ich meine, Denjenigen, welche nach Aufhören des Bettels nicht überhaupt von jeder Last frei sein, sondern für die wirklich Dürftigen immer noch gerne ihr Scherflein beisteuern wollen, wäre nicht nur freizustellen, wie viel sie geben wollen, sondern sogleich auch zu bestimmen, welcher armen Person oder Familie ihre Gaben zufließen sollen, und in welcher Weise oder wann sie dieselben zu verabreichen beabsichtigen. Dabei wäre zu wünschen, daß mehrere — etwa drei, vier bis sechs — entweder verwandte oder befreundete Familien zusammenstünden und die Unterstützung einer armen Person oder Familie sich zur besondern Aufgabe machten, während mehrere andre Familien einer zweiten Person oder Familie, wieder andere einer dritten Person oder Familie sich annehmen und die christliche Armen*pflege* in dem oben dargelegten Sinne an ihnen übten.

Es wäre dann nothwendig, daß aus jedem dieser Familien- oder befreundeten Kreise je eine Person die kleine Mühe übernähme, von Zeit zu Zeit, so oft es als Bedürfniß erscheint, zu einer Berathung (die aber ganz unabhängig von der gesetzlichen Armenpflege wäre) zusammenzutreten, und die Aufschlüsse zu ertheilen, oder die Vorschläge und Mittheilungen zu machen, welche erforderlich sind, damit eine Ordnung in das Ganze komme; damit man nämlich wisse, für wen etwas geschieht, und damit man sich verständige, daß nicht etwa mehrere Familienkreise eine und dieselbe Person zur Unterstützung sich wählen, während andere Arme zufällig außer Acht bleiben. Könnte auf diesem Wege für alle Arme eines Ortes gesorgt werden — dann gut. Bleiben aber noch andere Arme übrig, so müßten diese vollends aus der Gemeindekasse durch die gesetzlichen Armenpflegen nach Bedürfniß unterstützt werden; und damit diese wüßten, wer noch ihrer besonderen Fürsorge anheimfalle, so wäre es nothwendig, daß die freiwillige Armenpflege durch irgend eines ihrer Glieder, am besten wohl durch den Pfarrer, mit der gesetzlichen Armenpflege sich ins Benehmen setze. Auf diese Weise könnte der Zweck — nicht bloß der Unterstützung mit Gaben — sondern auch der Beaufsichtigung und Erziehung, oder der Darbietung von Arbeit ꝛc. — ebenfalls erreicht werden. Es wäre für die Wohlthätigkeit der nöthige Spielraum. Es wäre Jedem freigestellt, wie er seine Gabe und an wen er sie verwendet wissen will; und Niemand könnte sich damit entschuldigen, daß seine Gabe nicht nach seinem Sinne verwendet werde.

Dabei ist aber Eines nicht zu übersehen, daß immer die ärmeren Gemeinden mit zu berücksichtigen und von den wohlhabenderen mitzuunterstützen sind. Würden sich also in einer wohlhabenderen Gemeinde eine größere Anzahl von Bemittelten nicht betheiligen wollen, so wäre zu wünschen, daß die freiwilligen Wohlthäter ihre Gaben, wenn nicht größtentheils, so doch zum Theil den Armen dürftigerer Gemeinden zuwenden möchten, weil die wohlhabenderen Gemeinden ihre Armen aus der Gemeindekasse unterhalten können, die armen aber nicht; dann weil es unbillig wäre, die Bettler aus armen Gemeinden, welche bisher die Mildthätigkeit am meisten in Anspruch nahmen, nun abzuweisen, ohne zu ihrer Unterhaltung nach Kräften mitzuwirken.

(Schluß folgt.)

Meister Pauls und das Schnäpschen.

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

„Wie ist's, trinkst Du ein Schnäpschen?“ frug er mich, „oder ist Dir ein Glas Doppelbier lieber, was ein guter Morgentrunk sein soll?“ „Was mich betrifft“, versetzte ich, „so trinke ich gar keinen Schnaps, Morgens auch nach Gewohnheit kein Bier.“ Mein Freund wollte mich nöthigen, ich wehrte bittend, aber entschieden ab.

„Euch, Meister Pauls, darf ich wohl auch kein Schnäpschen anbieten, Ihr trinkt keinen Branntwein? Soll ich Euch nicht ein Glas Bier einschenken, es ist eigens für den Morgentrunk zurecht gemacht?“ Meister Pauls wehrte auch ab und zwar so kurz und bestimmt, daß es mir auffiel.

„Nun, was soll's denn“, pustete der dicke Groß hinter dem Tische und griff schon selbst nach der zierlichen Branntweinflasche, um sich und uns ein Gläschen einzuschenken. „Ein Schnäpschen schadet nicht und hilft verdauen. Das seht Ihr ja an mir.“ „Im Branntwein ist Gift“; sagte Meister Pauls mit schneidender Kürze. „Nun ja, mag sein“, gestand der Groß zu, „wenn man ihn unmäßig trinkt, aber so ein Schnäpschen Morgens — daß das nicht schadet, seht Ihr ja an mir“, und er stürzte das eingeschenkte Gläschen hinunter. „Ich trinke auch mein Schnäpschen Morgens, könnte aber nicht sagen, daß es mich vergiftet habe.“ Darüber lächelte er so selbstvergnügt, als ob er wunders was Gescheidtes hervorgebracht.

„Das sagt Ihr nicht, daß Ihr schon längst vergiftet seid“, erwiederte Meister Pauls, „aber ich sage es Euch, daß Ihr es doch seid, wie ich es Euch schon längst gesagt habe, und zwar in mehr als einer Art vergiftet. So dick Ihr seid, werdet Ihr noch spindeldürr, ehe Ihr vor Altersschwäche sterbt, oder das Wasser schlägt Euch über dem Herzen zusammen, daß Ihr vergeblich nach Hilfe ruft. Das Eine oder das Andere wird nicht lange auf sich warten lassen.“ Der Ton, in dem Meister Pauls das dem dicken Groß zuschob, schnitt durch's Herz. Durch dessen Herz aber schnitt es nicht, denn der griff schon wieder nach der Branntweinflasche und schenkte sich ein neues Gläschen ein, während ein sehr ungläubiges, dummes Lächeln sich über sein aufgedunsenes Gesicht hinzog. „Nun, Franz“ und Groß wandte sich zu mir, „lassen wir einmal miteinander anstoßen auf die Kirmes!“ Bereits tippte er mit seinem Gläschen an das nebenanstehende. „Ich trinke keinen Schnaps“, wiederholt ich kurz. Die rohe Art, in der er die ernste Mahnung des alten Meisters gleichsam verhöhnte, empörte mich fast, hätte ich nicht gewußt, daß solche Trinker eben keine bessere Ausrede zu gebrauchen wissen.

„Ihr trinkt also auch keinen Schnaps?“ wandte ich mich fragend an Meister Pauls. „Alten Leuten soll er doch viel weniger schaden, als jungen, und soll sogar bisweilen wohlthätig wirken.“ Dazu tauchte eine Erinnerung in mir auf, als wenn der Meister Pauls doch nicht immer ein solcher Verächter des Branntweins gewesen.

„Seit zwanzig Jahren bin ich, Gott sei Lob und Dank! von dem Branntwein völlig erlöst“; versetzte Meister Pauls, „und dem Umstande verdanke ich es hauptsächlich, daß ich eben noch am Leben bin und endlich ein solches Alter noch erreicht habe.“

„Erlöst?“ rief ich verwundert aus. „Ihr sprecht ja, als ob Ihr in Ketten und Banden gelegen.“

„Bin wahrlich nicht besser daran gewesen“, fuhr der Alte weiter fort. „Wenn ich Euch das Alles erzählen sollte, würdet Ihr das Hauptstück meines ganzen Lebens wissen.“

Mein Freund stieß mich an, den Alten doch zum Erzählen aufzufordern, indem er einen verstohlenen Seitenblick nach dem Geoß that, der sich eben das dritte Gläschen einschenkte. Ich bat also den Meister Pauls, uns eben mit diesem Hauptstücke bekannt zu machen, da das gewiß nicht ohne Nutzen für uns und vielleicht auch für Andere sein könnte. Meister Pauls ließ sich willig finden und erzählte Folgendes.

„Schon frühe kam ich an's Schreinerhandwerk und wurde in der Lehre ziemlich streng, ich darf wohl sagen hart gehalten. Das hat mir gerade in einem Alter, worin der Mensch mit seinem freien Willen nicht umzugehen weiß, auch nicht geschadet, wenn ich mich auch damals oft genug über den Zwang glaubte beklagen zu müssen, den man mir auferlegte. Meine frühere Jugenderziehung war schlicht und recht gewesen, so daß ich mich an den Gehorsam in der Lehrzeit noch so ziemlich gewöhnte. Doch schielte ich oft nach dem Leben und Treiben der Gesellen hinüber und pries, wie es die meisten Lehrjungen machen, die Stunden selig, wo ich auch frei aus und eingehen und Sonntags — in's Wirthshaus gehen könne. Nicht das Trinken war's, was mich anzog, sondern das Dabeisein. Aus der Lehre entlassen, hatte ich das Unglück, unter Kameraden zu leben, die eben Alle gern dabei waren, lustige, oft ausgelassene Brüder, die es wie ein Lebensgesetz betrachteten, den verdienten Wochenlohn wenigstens zum übergroßen Theil in's Wirthshaus zu tragen. Leider wurde meist nur Schnaps getrunken, der im Anfang auf mich die nachtheiligste Wirkung übte. Ich fühlte mich reizbar aufgelegt, wenn ich ihn trank, gerieth leicht in Zank und Streit, wurde verwegen im Spiel und leichtsinnig in meinen Reden; nach dem Genusse aber fühlte ich mich matt und abgespannt, unlustig zur Arbeit, weil das Herz schlaff und der Kopf trüb und verwirrt geworden, weßhalb ich schon damals oft den Vorsatz machte, keinen Branntwein mehr weiter zu trinken. Aber statt diesen Vorsatz zu fassen, hätte ich mit raschem, festen Entschlusse die Werkstätte, meine Kameraden, das Wirthshaus verlassen sollen, um der Gelegenheit auszuweichen. Dazu fehlte mir der Muth und im Grunde auch der gute Wille. Kam der Sonntag wieder, waren die guten Vorsätze auch bald wieder vergessen. Eine Sonntagsfeier ohne das Schnapsglas wurde schon undenkbar, auch kam es nicht selten vor, daß bald der Eine, bald der Andere Branntwein auf die Werkstätte holen ließ, selbst der Meister, wollte er unsern Fleiß spornen, wußte kein besseres Mittel, unsere gute Arbeitslaune zu erhalten, als mit Branntwein aufzuwarten. Ich war damals noch durchaus kein Säufer, nur gewöhnte ich mich an den giftigen Trank der Art, daß ich glaubte, er gehöre nun einmal in's Handwerkerleben hinein, und man könne keine rechte Freude haben, oder sie müsse beim vollen Glase anfangen und mit dem geleerten zu Ende gehen. Und wenn die Freude hoch gehen sollte, dann könne das nicht ohne einen kleinern oder größern Rausch vor sich gehen. Daß man sich immer die rechte Freude, die gesunde und natürliche verdirbt, wenn man sich eine künstliche und noch dazu unnatürliche herrichtet, habe ich damals wahrlich nicht begriffen. In solcher Umgebung und dazu in dem damaligen Alter habe ich überhaupt wenig begriffen. Wer denkt dann ernstlich nach, wenn alle Aufmerksamkeit von den erwachten Leidenschaften in Anspruch genommen ist?

„Ich arbeitete damals einige Meilen von meinem Heimathsorte entfernt, nicht so weit, daß meine brave Eltern nicht Erkundigungen über mein Betragen eingezogen hätten. Gute Ermahnungen und strenge Verweise erhielt ich. Aber unter meiner Umgebung verrannen sie in meiner Seele wie Wasser im Sande. Selbst als ich auf der nächsten Kirmes in halbtrunkenem Zustande in's elterliche Haus eintrat, der Vater mich ernst und streng abkanzelte, die Mutter aber vor Leid lautaufweinte, mich bat und beschwor, doch einen bessern, nüchternen Lebenswandel zu führen, wurde ich zwar im ersten Augenblick erschüttert und gerührt; als aber der erste Eindruck verwischt war, ging ich schon wieder gewohnte Wege. Die einfachen, guten Eltern wußten ja nicht, so räsonnirte ich mir schon ihre ernsten Reden aus dem Sinne, was sich für einen tüchtigen Handwerksburschen schicke. Der könne doch nicht so einfältig und zimperlich in die Welt sehen, wie die heimgewohnten Bauernburschen. Und was die Gesundheit beträf, um welche die Mutter so viel Sorge habe, so hätt's damit noch gute Wege. Gesund sei ich noch trotz Einem und könne mein Schnäpschen vertragen. Ja, es thue mir sichtlich wohl, was keiner besser wisse, als ich selber. So ein Säufer, verstehe, so ein gemeiner Säufer, der keinen Tag nüchtern bleiben kann, sei ich noch nicht und werde mich auch wohl hüten, je so weit zu kommen. Damit suchte ich mir schon wieder die erste beste Schenke auf, um sogenannter Weisheit mit einem frischen Glase die rechte Farbe zu verleihen. Auch von der Sünde der Trunkenheit hatte die Mutter geredet, aber auf das Kapitel ging ich nicht einmal ein. Wer die Sünde lieb hat, scheut es höllisch, die Sünde eben als Sünde zu betrachten. Meine guten Eltern unterließen nicht, mir weiter ernste und wohlgemeinte Ermahnungen und Verweise zukommen zu lassen. Das störte meine Ruhe und drohte mich unter meinen Kameraden lächerlich zu machen. Auch will ich nicht leugnen, daß bisweilen der Wunsch in mir aufstieg, aus meiner jetzigen Umgebung heraus zu kommen, wo es mir doch etwas zu bunt herzugehen schien, also faßte ich den großartigen Entschluß, mein Bündel zu schnüren und in die Fremde zu wandern. Da man einmal meint, man wäre kein ausgemachter Handwerksbursch und könne kein berühmter Meister werden, wenn man nicht in Paris arbeitete, so schwenkte ich also links um, und begab mich auf den Weg nach Frankreich.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Herrn Pfr. M. in O.

Welch hehrer Stand, die Christen zu erziehen,
Das Edelste — den Menschengeist zu hegen,
Daß er empfänglich für der Wahrheit Segen —
Wie schön! vernünftig solchem Zweck erglühen! —

Doch wär's ein eitel und vergeblich Mühen,
Wollt man nicht auch zugleich des Leibes pflegen —
Nicht auf des wahren Wohlthuns sichern Wegen,
Die Noth der Armen zwingen zu entfliehen.

Der wackre Mann, der diese herbe Frage,
So wahr bespricht, wie heiß ich ihn willkommen!
Wie ehrt die tiefe Kenntniß ihn, der Plage. —

O, würd' sein Vorschlag allwärts angenommen,
Wie bald verstummt' das Nothgeschrei, die Klage,
Für Reich und Arm zu gleichem Nutz und Frommen.

U. — 1854. D.

Lesefrüchte.

† Wer Dir ungerecht schmeichelt, verachtet Dich und denkt gering von Dir. Wer Dir die Wahrheit, auch die bittere, offen sagt, ist Dein Freund und liebt Dich.

† Es wäre außerordentlich viel gewonnen, wenn durch Abstellung des Straßenbettels viele jugendliche, auf dem geraden Wege zur Verwilderung und völligen Entartung begriffene Gemüther so weit zum Bessern gebracht würden, daß sie nicht entehrenden Gefängnißstrafen verfallen. Die menschliche Natur hält wohl viel aus; ist sie aber einmal bis zu einem gewissen Grad herabgesunken, dann ist ihr Schande und Ehre einerlei; die natürliche Schaam verwandelt sich in Unverschämtheit; die Stimme des Gewissens verstummt und so kommt es, daß vor dem Eintritt in das männliche Alter von einer unsittlichen Jugend schon Verbrechen aller Art begangen sind.

† Der wahren Freunde gibt es nur wenige, der „guten Freunde" viel. Letztere sind die Eintagsfliegen des Glücks, die nur im heitern Strahle der Sonne tanzen; während die ersteren, wie treue Stubenfliegen, selbst in den trüben Winterstunden des Lebens bei uns aushalten.

† Wenn auch das Unglück uns naht, immer ist Segen sein Kern.

† In die Furche der Erde, vom Pfluge geritzt, senkt hoffend der Landmann das Korn. Die Sonne glüht, der Regen tränkt und fröhlich begrüßt es den Tag. So gräbt auch der Schmerz uns das Grab; so führt uns der Tod auch zum Licht.

† Talente, Kenntnisse sind so gut eine Macht, als der Reichthum; dennoch sind die Huldigungen, welche man jenen erweist, bei Weitem weniger zahlreich, sie fallen bei Weitem weniger in die Augen, als die Ehrenbezeugungen, welche man dem Reichthum zollt.

† Der Haß bedarf schon darum einer sorgfältigen Selbstüberwachung, weil er sich so leicht zu Aeußerungen und Handlungen hinreißen läßt, die ihn tief unter den Gegenstand herabsetzen, über welchen er sich zu erheben glaubt.

Jeder hat nach Gottes Willen
Seinen Platz hier auszufüllen;
Mancher doch aus manchem Haus
Füllt auch andre Plätze aus.

Arm ist auch bei wenigem nicht, wer nach der Natur lebt;
Wer nach Meinung lebt, ist auch bei Vielem nicht reich.

Voß.

Humoristisches.

(Neuer Färbestoff.) Vater. „Was machst Du denn da, Hannchen?"

Kind. „Ei, ich färbe das Kleidchen meiner Puppe roth!"

Vater. „Womit färbst Du denn?"

Kind. „Mit Bier, Papa!"

Vater. „Ja, wer hat Dir denn gesagt, daß Bier roth färbt?"

Kind. „Ja, die Mama sagte erst gestern, das Bier hätte Deine Nase so roth gefärbt!"

Zwei Gutsbesitzer, welche sich gegenseitig öfters zu beschwindeln suchten, unterhielten sich von jüngst erlebten Unglücksfällen. Der eine von ihnen hob an: „Denke Dir, als mir letzthin das Rad an meinem Wagen gebrochen war, sprang mein Johann vom Sitz herunter, ergriff die Axe und lief damit so schnell nach Hause, daß ich den Unglücksfall gar nicht bemerkt hatte." — „O, das ist noch nichts!" rief der Andere, „mein Franz nahm bei einem gleichen Unglücksfall sogar die Axe in den Mund und schlug mit Händen und Füßen Rad bis nach Hause."

Als neulich irgendwo ein Herr im Begriffe war, aus einem Gasthofe fortzugehen, ohne zu bezahlen, sagte der Wirth zu ihm: „Mein Herr, erinnern Sie sich gefälligst, wenn Sie Ihren Geldbeutel verlieren, daß sie ihn hier nicht gezogen haben.

(Im Wirthshause.) Gast. „Da steht schon wieder in großer Schrift: »Es wird gebeten, gleich zu bezahlen.« Solche Neuerungen schaden den Wirthen mehr, als sie nützen. Ich hätte zum Beispiel noch ein Seidel getrunken, aber nun werde ich es bleiben lassen!«

Zu Leipzig fand man in einem der von der Post aufgestellten Briefkästchen einen Brief mit der Aufschrift: „An Friedrich S..... auf Quergasse, am Hause, wo früh die Milchfrau steht."

Ein Geizhals hielt sich eine Katze, die er dadurch fütterte, daß er die Speckschwarten an ihr abrieb, worauf das arme Thier stundenlang damit zubrachte, sich zu lecken, und am Ende den Hunger vergaß.

Ein Knabe sah, daß sein Vater die Mutter alle Tage prügelte und glaubte zuletzt, dieß gehöre mit zur Tagesarbeit. Als nun einmal der Vater des Abends, ehe er zu Bette ging, fragte: „Es ist doch Alles verrichtet worden, was heute hat geschehen sollen?" antwortete der Knabe: „Nein Vater, die Mutter hat noch keine Schläge bekommen."

Charade.

Mein Erstes gehört zu dem Reich der Natur,
In welchem von Leben nicht mindeste Spur;
Es ist oft ein Stückchen wohl Tausende werth,
Und wird als ein Haufen gar wenig verehrt.
Die Zweite kann hier in dem irdischen Leben
Der frohen Genüsse gar manche dir geben,
Doch hast du sie, rath' ich dir, halte sie fest,
Denn unglücklich ist, wen sie plötzlich verläßt.
Sie kündet, daß viel von vergänglichen Schätzen
Hienieden dir ward, doch kann sie ersetzen
Den mangelnden Frohsinn — Gesundheit — dir nicht,
Verehrt ihretwegen man oft auch den Wicht.
Kömmt nun zu der Zweiten die Erste hinzu,
So hat der Besitzer vor Mangel wohl Ruh;
Dann hat er der Schätze, der Güter oft mehr,
Als mancher regierende Fürst oder Herr.

Auflösung der Charade in Nro. 16:
Steinalt.

Berichtigung!

In Nro. 16 ist in dem Artikel: »Zum St. Johannis-Verein« die Unter-Rubrik: »Schwierigkeiten, die sich der Ausführung in den Weg stellen, und die zu überwinden sind«, zu streichen.

Euseler Fruchtpreis vom 27. Oktober.

Der Centner Weizen 8 fl. 45 kr. Korn 7 fl. 43 kr. Spelz 5 fl. 30 kr. Sommergerste 6 fl. 18 kr. Wintergerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 15 kr. Erbsen 6 fl. 19 kr. Kartoffeln 2 fl. 18 kr. Ein Kornbrod 30 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 10 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinenfleisch 15 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 18. **Freitag.**

1854. **den 3. November.**

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins" vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung mehrerer Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl **gratis**, welche an Unterstützungsnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Wenn auch zum Jenseits wallte der erhab'ne Geist,
Stets nennt ihn die Geschichte, wenn sie das Gute preist. [**St. Johannisvereins.**

Trauergefühle

nach dem Hinscheiden der unvergeßlichen

KOENIGIN THERESE

von Bayern.

Es gehet durch das Land, durch Flur und Haine
Der Herbst, in düstern Schleier hüllend die Natur,
Die Blätter fallen, öde stehen Blumenhaine, —
Und tiefe Trauer von der Isar bis zum Rheine
Zeugt einer Kön'gin Tod in einer Stimme nur.

Ein Blüthenbaum erhabner Tugend brach in Trümmer,
Therese, diese gute Kön'gin, ist nicht mehr!
Der edlen Frauenzierden Schmuck und Strahlenschimmer
Entwand mit ihrem Tod' sich eine Kron' auf immer,
Dort vor dem Himmelsthron' nun schwebend licht und hehr! —

Mag rauhe Herbsteslust auch Blum' und Blüth' zerstäuben,
Unsterblichkeit harrt über dem Cypressenhain
Dem sel'gen Geist, und tausend Griffel niederschreiben
Die edlen guten Thaten, die Ihr ewig bleiben,
Das Leben dort zu ew'gem Frühling einst erneu'n.

Mit weichem Herzen, milder Hand die stets bereite
Helf'rin oft wallte zu des Dulders Seite hin,
Sanft tröstend Balsam auf die Schmerzenslager streute,
Verarmte Wittwen stärkend auch in ihrem Leide,
Und armen Waisen immer reiche Wohlthät'rin.

So sah die Noth, wie nach des Hyllius Altären,
Zu Ihr empor, sich Ihrer Nächstenlieb' zu nah'n,
Denn Tausenden mocht' Hilfe reichlich Sie gewähren,
Und Tausenden sie trocknete der Wehmuth Zähren,
Die Gaben Ihrer Menschenfreundlichkeit empfah'n.

Sie Alle weinend nun nach Gottes Thronen sehen,
Wo lichtumflossen weilt Sie in der Engel Reih'n;
Doch dort, wo Blüthen ewiger Belohnung wehen,
Auch Segen sendet Bayern's Volk nach jenen Höhen,
Denn **Sie** wird ihm ja ewig unvergeßlich sein! —

Cusel, am 31. October 1854. Ludw. Schneider.

Meister Pauls und das Schnäpschen.

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

In wenigen Monaten war ich in Paris, am Ziel meiner Wünsche. Ich will Euch, meine Freunde, jetzt nicht erzählen, was ich neben meinem Gewerbe in der großen Pfütze an der Seine nicht alles gelernt, gehört und gesehen habe. Dazu reicht die Zeit heute Morgen nicht aus, und führt das uns auch zu weit von der Hauptsache ab. Nur das will ich bemerken. Wer mit irgend einer Leidenschaft in die Fremde wandert, und nicht christlich entschlossen ist, sie wie ein Mann zu bekämpfen, der findet nirgend mehr und bessere Nahrung für dieselbe, als eben in der Fremde, wo sich tausendmal eher Helfershelfer zu jeder Schlechtigkeit um den rathlosen Burschen drängen, als daß sich eine Hand ausstreckt, ihn vom Irrwege ab zur Tugend und Gottesfurcht zu führen. Und das Paris gar, wo zwar das Handwerk in seiner höchsten Ausbildung geübt wird, aber wo der Handwerkerstand,

— der Gesellenstand vor Allem, auch in aller Gottlosigkeit der Art ausgebildet wird, daß der Redlichste auf den schlüpferigen Pariser Wegen strauchelt und, wenn er nicht bald Kehrt macht, in dem großen Sumpf dieses Lasterlebens zu Grunde geht. Ich hatte, ehe ich nach Paris kam, mein Schnäpschen getrunken, als ein fertiger Schnapstrinker kam ich zwei Jahre darauf nach Deutschland zurück. Noch weiß ich nicht, wie es gegangen, daß ich aus dem Luderleben wirklich herausgerieth, wo weder Sonntag noch Werktag unterschieden wurde, wo man gar nicht zum Bedenken kam, ob es noch göttliche Gebote gäbe oder nicht, wo man nur arbeitete, um die Mittel aufzutreiben, alten Leidenschaften neue Opfer zu bringen. Die eigenen Landsleute waren die falschesten und treulosesten Freunde, und wenn es irgend eine wirkliche und bis aufs Mark durchgefressene Verkommenheit gab, dann war sie gewiß bei ihnen zuerst anzutreffen. Zerwürfnisse mit ihnen hatten den nächsten Anstoß zu diesem Entschlusse gegeben, die Stadt der Mode und die Lehrmeisterin jeglicher Gottesvergessenheit zu verlassen; noch ein schwacher Rest von Respekt gegen mich selber weckte die Sehnsucht nach Deutschland wieder in mir auf. Ich machte mich auf den Weg. Je näher ich der Heimath kam, um so mehr trennte sich der wirre Traum meines Lebens, der nun Jahre lang alle meine Sinne gefangen gehalten. Ich fing an, zuerst meine Gottesvergessenheit in Betracht zu ziehen und neben das frivole Pack in Paris jene schlichte, derbe Ehrlichkeit daheim, neben jene französische Leichtfertigkeit den respektvollen Ernst braver deutscher Christen zu halten, und Dank dem guten Grunde, den fromme Eltern in mich gelegt, ich sah wohl ein, auf welcher Seite das Bessere sich befinde. Ich machte wirklich gute Vorsätze, während ich so allein die Landstraße hinschlotterte, aber das erste Zusammentreffen mit andern Kameraden im Wirthshaus führte mich wieder zu dem unseligen Schnapsglase, und — vergessen war wieder Alles. Noch in Brüssel machte ich Halt, versuchte noch oft, mich aus dem bereits gewohnten Strudel zu reißen, warf mich mit Eifer auf die Ausübung meines Gewerbes, ging hie und da wieder in die Kirche, aber auch das half nicht hinreichend. Ich ging wirklich wieder nach Deutschland zurück, allerdings reicher an Kenntnissen im Gewerbe, aber ungleich ärmer an wahrer, innerer Tüchtigkeit, an Zufriedenheit des Herzens und moralischer Willenskraft. Mochte ich mit der Arbeit auch excelliren, so war ich schon so weit in meiner Abhängigkeit vom Glase gekommen, daß man mich für einen Groschen Branntwein geradezu zum Narren machen konnte. Das ärgerte mich oft genug, aber was ich auch anfangen mochte, Herr über mich selbst zu werden, nichts wollte nachdrücklich helfen. Mich nämlich ernst und kräftig an Gott zu wenden, aus Gottesfurcht der Leidenschaft zu widerstehen, wollte mir, dem gereisten Pariser Gesellen, damals noch nicht in den Sinn. In meine eigentliche Heimath war ich nicht gegangen, sondern hatte mir eine Gegend ausgesucht, wo mich Niemand kannte, und wo ich also am leichtesten glaubte mich vom Branntwein los machen zu können. Da es am ersten Platze nicht gelang, wechselte ich, ohne daß ich selber besser geworden. Das ist nämlich die Thorheit im Menschen, daß er seine Leidenschaft, die ihre Wurzel in ihm selber hat, gar gern seiner Umgebung schuldbar aufbürdet, und deßhalb glaubt, nicht er selber, sondern seine Umgebung trage die Schuld an seinem Unglücke. Wo ich auch mich hinwandte, überall gab es Gelegenheit ein Schnäpschen zu trinken, und hatte ich einmal den Geruch davon, dann rührte sich auch die Fuselbegier in allen meinen Gliedern. Dazu fand ich überall gemeines und versoffenes Gelichter genug, das sich mir wie instinktmäßig anhing, oder an dem ich hangen blieb, und gewöhnlich fand ich mich am Ende jeder Irrfahrt in irgend einer gemeinen Kneipe wieder, der ich mich in der ersten Stunde der Ernüchterung gründlich schämte. Meine Mitgesellen lachten nur über mein Treiben, wollte einer mir ein ernstes Wort sagen, den sah der „Pariser" verächtlich über die Schulter an, obschon es ihm sehr oft nicht vom Herzen kam, und brummte der Meister, so schlug ich das nicht hoch an, denn der brauchte meine Arbeit und war selbst nicht wie er sein sollte. Dabei ging im Grunde aller wahrer Frohsinn aus meinem Herzen, aller frischer Muth aus der Seele, eine Art Verzagen beschlich mich mitten in einem Alter, das sonst gewöhnt ist, mit überschwenglichen Hoffnungen in das Leben zu sehen und über jedes Hinderniß mit keckem Muth hinwegzusetzen. Seht, meine Freunde, dieser verdammte Fusel ist es gewesen, der mir meine Jugend, die beste, schönste Zeit meines Lebens, vergiftet hat und alle seine Freuden im Grunde zerstört; dieser höllische Trank ist es gewesen, der an den Kräften, ich will noch nicht sagen des Leibes, denn bis dahin widerstand meine robuste, von tüchtigen, gesunden Eltern empfangene Gesundheit noch so ziemlich, sondern an den Kräften der Seele gezehrt hat zu einer Zeit, wo jeder dort angerichtete Schaden schwer oder gar nicht mehr zu repariren ist. Was ist das für ein Elend, daß ein rüstiger fünf und zwanzig jähriger Mensch, dessen Hände ein tüchtiges Stück Arbeit zu liefern im Stande sind, der im Grunde alle Mittel in Händen hat, sich eine ehrenvolle Existenz zu gründen, wie ein armseliger Wicht und Schwächling in die Welt hineinsieht und kaum mehr weiß, woran er sich anhalten soll! War das nicht eine mir selbst zugezogene Schande, daß, während andere, ordentliche Burschen, wenn sie allein des Weges dahergingen, vor innerer Gesundheit lärmten, sangen und pfiffen, ich oft genug, gerade wenn ich allein war, in Thränen über mich selber ausbrach und geneigt gewesen, mich selbst mit Fäusten zu schlagen? Und doch nicht bezwingen können! Und doch bei der ersten besten Gelegenheit immer wieder der alte Weg, das alte Leid, die alte abgedroschene Reueleier, die mich nur immer elender und verächtlicher machen mußte."

Meister Pauls standen über dieser Erinnerung seiner verlorenen Jugendkraft und Freude die Thränen in den Augen. Eine Weile schwieg er. Wir wagten nicht, ihm in die Rede zu fallen, sondern warteten gespannt auf die Fortsetzung seiner ergreifenden Erzählung. Der dicke Groß saß wie ein dummer Klotz in der Ecke und hatte während der Erzählung sich noch ein frisches Gläschen eingeschenkt. Als Meister Pauls schwieg, zog er die dicken Fäuste vom Tische, legte sie über den schwammigen Leib und ließ aus Langeweile die Daumen umeinander laufen. Er wäre lieber draußen gewesen, aber das ging nun doch nicht gut, und so mußte er ausharren.

„Unser Herrgott", fuhr bald darauf Meister Pauls in seinem Lebensberichte weiter fort, „hat in diesem irdischen Menschenleben gar viele Geduld und Langmuth mit dem verirrten Menschen, und gar verschiedene Mittel braucht er, den Menschen vom Irrwege und vom Verderben ab, wieder auf den rechten Weg zurückzubringen, wenn der Mensch selbst nur die dargebotene Hand nicht zurück stößt. Ich selbst hatte wenigstens nicht verdient — vielleicht hatte das unausgesetzte Gebet meiner frommen alten Mutter das Seinige gethan, — daß er mir eine sehr milde Gelegenheit bot, wieder zu einem tüchtigen, ordentlichen Menschen zu erwachsen, wozu es damals wahrscheinlich noch nicht zu spät war. Die Sache verhielt sich aber folgendermaßen.

„Um mich aus meiner Umgebung wieder einmal loszureißen, hatte ich in D. meine Arbeit gekündigt, mein Felleisen aufgepackt, und war, — nicht mehr nach einer großen Stadt, sondern landeinwärts gewandert, um mich für die

nächste Zeit in einem Landstädtchen niederzulassen. Dort glaubte ich eher der Gefahr schlechter Gesellschaft entronnen, und daß es anders mit mir werden solle und müsse, stand damals stärker denn je vor meiner Seele. Das muß ich nämlich bemerken, daß es bei mir an sogenannten guten Vorsätzen niemals gefehlt hat. Leider waren sie meist von jener Sorte, womit der Weg zur Hölle gepflastert ist. Dießmal wollte ich aber wirklich Ernst machen, und der Anfang ließ sich auch ziemlich an. An meine bekümmerten Eltern schrieb ich damals einen triumphirenden Brief, worin ich schon als ein völlig neugeborner Mensch figurirte — und sollten sie noch Großes von mir hören. In diesem Orte fand ich Arbeit, und wie sehr die hiesigen Verhältnisse meinem eigentlichen Geschmack auch zuwider waren, hier wollte ich bleiben. Damals wohnte hinten in der kleinen Burggasse Meister Friedrich, der einzige Schreiner des Ortes, der nur leidiglich den Namen verdiente. Mit seinem Sohne arbeitete er allein, und kein einziger fremder Schreinergeselle befand sich damals am Platze. Das behagte mir zwar nicht sehr, ich war zu sehr gewohnt, unter meinen Mitgesellen den „Pariser" zu spielen, aber mein Reisegeld war aufgezehrt, und Meister Friedrich, der gerade mit Arbeit überhäuft war, redete mir so nachdrücklich zu, daß ich endlich zu bleiben beschloß. Nun war das Erste, daß ich mich in die Familie des guten Meisters wieder eingewöhnen mußte. In einer Familie hatte ich seit langen Jahren nicht mehr gelebt; ich wußte eigentlich nicht mehr, wie ein solches Leben zuging, denn seit ich in der Fremde gewesen, war ich freier, unabhängiger Geselle geblieben, ohne Rand und Band, mir selbst, oder vielmehr meinen Leidenschaften und verwandten Gesellschaften überlassen. Die Ordnung des Hauswesens, der hergebrachte, fromme Brauch mit Kirchengehen, Tischgebet u. s. w. behagte mir anfangs keineswegs. Wo ich nur konnte, suchte ich mich noch der ungewohnten Ordnung zu entziehen, und es bedurfte der ganzen Beredsamkeit des guten Meisters, mich festzuhalten. Bald gefiel mir die Arbeit nicht, bald war es in dem Neste mir zu still, da konnte ich keine Gesellschaft auftreiben, wie sie mir gefiel, obschon ich jetzt ungleich mehr Achtung bei diesen schlichten Bürgersleuten genoß, als ich je in größeren Städten empfangen; kurz, die alte Sünde rumorte wieder in mir herum und sehnte sich nach seiner alten, wilden Freiheit. Nur Eins gefiel mir, daß nämlich meine Arbeit verdiente Anerkennung erwarb, und Meister Friedrichs Werkstätte nie war so besucht gewesen, als seit ich meine ersten, fertigen Möbel ausstellte. Mit dem Vorsatze mich vom Branntwein loszumachen, hatte ich während dem schon bedenklich accordirt. Ich war so gewohnt daran, daß ich meinte, aber Morgens müßte ich doch bei der Arbeit mein Schnäpschen haben. Meister Friedrich war gutmüthig und kurzsichtig genug, mir das Schnäpschen selbst holen zu lassen. Ich machte aus dem Schnäpschen oft den Schnaps, und redete mir dann ein, aber hin und wieder habe das nichts zu sagen. Sonntags ging der Meister wohl mit in's Wirthshaus, aber nur auf kurze Zeit. Mir mißfiel der Zwang, obschon ich ihn heimlich segnen mußte. Im Rausch war ich anfänglich selten; dann bat der gute Meister wieder so herzlich, daß ich das Trinken lassen sollte, ich ruinire mich ja dadurch, u. s. w., daß ich wieder inniger an die Familie mich anschloß, und so geschah es, daß der Segen der Familie dann auch allmählig bei mir wieder Eingang fand. Aber alles das hätte auf die Dauer nicht ausgereicht, wenn nicht ein anderer Umstand eingetreten, der für mich von entscheidender Wichtigkeit geworden wäre, der mein Lebensglück begründet hätte, wenn ich es nur zu schätzen gewußt.

(Fortsetzung folgt.)

Margaretha Blaarer,

die Helferin für Armen- und Krankenpflege.

Wenn von freiwilliger Armenpflege heut zu Tage geredet, und darum auch die Theilnahme an dem Johannis-Verein nach allen Seiten hin verlangt wird, so meinen Viele, dahinter stecke eine ihrem Geldbeutel nachtheilige Neuerung, und sie wollen sich nicht zu den bisherigen Lasten neue dazu aufladen lassen. Woraus geht solche Abneigung gegen eine eben so nothwendige als löbliche Sache hervor? Zum Theil aus Unkenntniß der vermehrten Nothstände bei täglich zunehmender Armuth; zum Theil aus Widerwillen gegen die Armen, von denen man wünscht, daß sie gar nicht da sein möchten; darum aber gewiß allermeist aus unchristlicher Sinnesweise, welche vom Glauben an Gott und an die höhere Bestimmung der Menschheit abgefallen, und in Selbstsucht verknöchert ist. Es gehört mit zu den unvergänglichen Blüthen und Früchten des Christenthums, daß es im tiefsten Herzensgrunde eine Gesinnung erzeugt, welche zum wahren Geben mit Weisheit befähigt und geschickt macht. Darin erweiset sich also die Kraft der christlichen Wahrheit, daß sie Seile der Liebe und Rettung um so mehr auswirft, je größer der innere und äußere Schaden der Menschheit geworden ist. Nichts Neues wird also heut zu Tage durch bessere Bestellung des zur Ungebühr ausgedehnten Armen-Unwesens gefordert, sondern nur Erneuerung und Bethätigung jener göttlichen Gesinnung, welche eben den Christen vor Andern auszeichnen soll. An Vorbildern hiezu aus älterer und neuerer Zeit fehlt es wahrlich nicht.

So fällt in den Monat November das Gedächtniß einer treuen Schweizerseele, Margaretha Blaarer mit Namen. Sie stammte aus einem angesehenen Geschlechte, das zu Constanz am Bodensee blühte, aber auch in Zürich das Bürgerrecht besaß. Ihre Hauptthätigkeit auf dem alles umfassenden Felde der dienenden Liebe fällt in die Jahre 1520 – 1541. Mit Recht verdiente sie den Namen Erzdiakonissin, d. h. oberste Helferin für Armen- und Krankenpflege. Merkwürdig ist an ihr, daß sie bei ihrer Gelehrsamkeit, worin sie mit ihren Brüdern wetteiferte, und mit Gelehrten einen gehaltreichen Briefwechsel in lateinischer Sprache unterhielt, nicht im Mindesten an ihrer Bescheidenheit und dem Eifer zu guten Werken aus reinem Herzen verlor.

Unbeschäftigten und übelbeschäftigten Jungfrauen zeigte sie, was ein Mensch zu thun vermag, der in der Liebe Christi stehet. Sie erwarb sich ein vorzügliches Verdienst durch Unterweisung armer Kinder im Lesen, im Arbeiten und im Christenthum. Gegen Verlassene, Vertriebene und Unglückliche aller Art war sie gütig und gastfrei, und im treuen Verein mit gleichgesinnten Jungfrauen und Gattinnen pflegte sie einheimische und fremde Kranke, wie eine liebende Mutter ihre Kinder. Ist es darum zu wundern, wenn einst ihr Bruder an sie schrieb: Grüße Dein ganzes Haus sammt allen deinen Kranken und Armen, durch deren Fürbitte bei dem Herrn ich wünsche unterstützt zu werden? —

Im Dienste der unermüdlichsten Liebe besuchte sie im Jahre 1541 die von der Pest Befallenen, und kannte hierin keine Gefahr, bis sie als Opfer ihrer Hingebung am 27. November desselben Jahres aus dem Tode zum wahren Leben hinübergeführt wurde. In einem Liede zu ihrem Gedächtnisse heißt es:

> Die klag ist auch nit min allain,
> Das Laid ist gemain,
> Hat manch fromm Hertz verseret
> Din tod die ganzen kirch beduri u. s. w.

Das Gedächtniß solcher Heldinnen der christlichen Liebe

zeigt uns aber auch lebhaft, wie zur Erneuerung christlicher Sitte und Zucht, nach vorangegangener Erschlaffung, möglichst Viele, besser Alle, sich die Hände reichen und vereinigen müssen. Der Corporationsgeist, d. i. der Geist der Gemeinschaft und großartigen Handreichung zu einem und demselben Zwecke, ist, wenn auch in unserem Zeitalter wieder erweckt, dennoch nicht belebt und geschärft genug, um gegen die massenhaft gewordene Armennoth berechtigter und unberechtigter Armen in freier Vereinsthätigkeit anzukämpfen. Hier gilt des Dichters Wort:

Halbes Bemühen, halbes Gelingen,
Ganze Kraft macht Felsen springen.

Aus dem

Vermächtnisse einer Mutter an ihre Tochter bei ihrer Verheirathung.

Bei allen menschlichen Handlungen ist nur die Absicht gewiß. Hast Du gethan, was Du für recht hieltest, hast Du es mit Aufmerksamkeit und Besonnenheit gethan, so kannst Du über den Erfolg ruhig sein. Ueber das Recht waltet selten ein Zweifel ob; nur das Nützliche ist ungewiß, und die Aussprüche der Klugheit sind, wie die alten Göttersprüche, oft doppelsinnig. Das Erste, worauf Du zu achten hast, ist der Beifall des Himmels, der Dir durch die Aussprüche Deines Gewissens kund gethan wird. Gegen diese Rücksicht verschwindet jede andere zu nichts. Was Du auf einem andern Wege gewinnen könntest, es ist immer nur ein Gewinn bis zum Grabe hin; und dieses kann sich Dir morgen öffnen. Es steht Dir schon jetzt offen; und die Irrlichter der Eitelkeit, der Habsucht, des Ehrgeizes, der Lust, indem sie Dir den Abgrund verdecken, ziehen Dich näher an seinen Rand, und die Erde bricht unter Dir ein, indem Du eben den Schatz zu ergreifen denkst, über dem die lockende Flamme leuchtet. So trittst Du dann, mit dem ungerechten Gewinn in der Hand, vor Gottes Thron, und der Schatz, an dem Dein Herz hing, zeugt gegen Dich. Wer nur an Gutes denkt und Gutes will, darf ein solches Geschick nicht fürchten. Sein Gewissen gibt ihm Vertrauen und Trost. Durch das Gewissen spricht Gott, und die Stimme des Richters wird vernommen, eh' noch der Tag des Gerichtes erscheint.

Die Veränderungen der Weiber in ihren Neigungen und Wünschen ist zum Sprüchwort geworden. Daß ein Mädchenkopf ohne Erfahrung, in welchem eine leichte bewegliche Einbildungskraft spukt, immer in der nächsten Veränderung ein Glück erwartet, das kein früherer Zustand gewährt hat, ist nicht eben zu verwundern; aber es ist kindisch, diesen Täuschungen nachzuhängen, und sich mit einer krankhaften Unruhe aus einem Zustande in den andern zu werfen. Willst Du wissen, was Dir die Zukunft bieten kann, so frage die Vergangenheit; und wenn hier Deinem Gedächtnisse eine Nebelwelt voll Phantome entgegentritt, welche die Hoffnung geschaffen und die Wirklichkeit vernichtet hatte, so entsage dem eiteln Spiel, oder treibe es nur als ein Spiel, ohne ihm auf Deine Handlungen den geringsten Einfluß zu gönnen. Sage Dir ohn' Unterlaß, daß Dinge, die Du am heftigsten wünschtest, Dir, wenn sie in Deiner Gewalt waren, nur geringe Freude gewährten; daß sie Dir oft in demselben Augenblick gleichgültig wurden, wo Du sie erhieltest, daß folglich eine so kurze und täuschende Lust kein ernstes Streben verdienen kann. — Ich erschrecke, wenn ich denke, wie viel dieser Wechsellust geopfert wird! wie viele Pflichten sie verletzt! welche Zerrüttung des Vermögens und des häuslichen Friedens sie oft nach sich zieht! Welche schreckliche Folgen das Allernichtigste hat! Ist es nicht Wahnsinn, mit solcher Gefahr immer von der Zukunft zu erwarten, was Dir weder Vergangenheit noch Gegenwart beut; ja, Beides mit dem raschen, eilenden Fuße zurückzustoßen, um Dich in die nächste Zukunft zu stürzen, und doch nie an die Zukunft zu denken, die Dich — je nachdem Du willst — mit ihren Schrecknissen oder ihrer Seligkeit ganz unfehlbar erwartet?

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte.

† Ich glaube, daß in jedem Gemüth ein Grad von Aberglauben verborgen liegt; und ich denke, wenn Jemand seine geheimen Ansichten und Regungen genauer prüfte, so würde er diesen, sich selbst unbewußt, entdecken. Er scheint in der That einen Bestandtheil unseres Wesens zu bilden, wie der Instinkt bei den Thieren, und unabhängig von unserer Vernunft zu wirken. Man findet ihn oft bei erhabenen Geistern, besonders bei denen, die einen dichterischen und aufstrebenden Charakter haben. — Ein großer und ausgezeichneter Dichter unserer Tage, dessen Leben und Schriften einen Geist beurkunden, der einer mächtigen Erhebung fähig ist, soll an Anzeichen und geheime Warnungen glauben. Cäsar war, wie wohl bekannt ist, sehr unter dem Einfluß eines solchen Glaubens; und Napoleon hatte seine guten und bösen Tage und seinen Glückestern.

† Das Armenwesen erfordert zu seiner gedeihlichern Einrichtung ganz besonders dienende Kräfte von Männern und Frauen. In einer großen Fabrikstadt Norddeutschlands wurden zu besserer Beaufsichtigung der Armen an der Stelle von wenigen 80 Armenpfleger mit Unterpflegern erwählt, von denen ein Jeglicher nicht viel über 6 Familien zu beaufsichtigen und zu versorgen hat. Diese Einrichtung lohnt sich reichlich. Durch Lehre und Ermahnung, durch Beistand mit Rath und That hat sich auf diese Weise die Zahl der zu Unterstützenden namhaft vermindert.

Während unter der frühern Verwaltung 2128 Personen unterstützt wurden, so haben sich dieselben durch genaueste Kenntnißnahme ihrer Verhältnisse auf 1143 vermindert, und den Arbeitsamern ist mächtig aufgeholfen.

Charade.

Des Jünglings Hälfte ist mein letztes Wort,
Die ersten zwei der Kirche stärkster Hort,
Der einst am Kreuz in Rom kopfabwärts starb
Und sich den Ruhm des Märtyrers erwarb:
Mein Ganzes ist ein Kraut,
Das jeder Gärtner baut.

Auflösung der Charade in Nro. 17:
Steinreich.

Euskirchener Fruchtpreis vom 3. November.

Der Centner Weizen 9 fl. — kr. Korn 7 fl. 45 kr. Spelz 5 fl. 39 kr. Sommergerste 6 fl. 27 kr. Wintergerste - fl. — kr. Hafer 4 fl. 27 kr. Erbsen 6 fl. 43 kr. Kartoffeln 2 fl. 16 kr. Ein Kornbrod 30 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 10 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinenfleisch 15 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 19. **Freitag.**

Der Armen-Freund.

1854. den 10. November.

Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.



Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung mehrerer Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl **gratis**, welche an Unterstützungsnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Mancher lebet im Glück und fühlt doch freudig sein Glück nicht, Aber sein Unglück fühlt, ach! der Unglückliche stets. [St. Johannisvereins.

Gedenkt der Armen!

Von Theodor Drobisch.

Wer nicht die Börse reichen kann
Der Armuth, geb' das Herz,
Denn arm und harte Worte noch,
Das ist der höchste Schmerz.

Wer nicht der Armuth reicht die Hand,
Wenn wohl sein Haus bestellt,
Der geht herum als ein Barbar
Vor Gott und aller Welt.

Um gute Worte mehr als Geld,
Ist's Armen oft zu thun,
D'rum laßt die Nächstenliebe nicht
So karg im Busen ruh'n.

Mit Mienen bat einst für ihr Kind
Ein Weib in ihrer Noth,
Für's Kindlein, so an ihrer Brust
Mit Wangen rosigroth.

Ein Herr gab einen Groschen ihr,
Das Weib ist freudenvoll,
Da naht ein Mann, ein stattlicher,
Und — gab auch seinen Zoll.

Er spendete nur halb so viel,
Doch neigte wohlgesinnt
Er sich herab und sprach da mild:
Ach! welch' ein lieblich' Kind!

Die Frau erröthete beim Wort,
So Glockenklang ihr war,
Und als der Mann dem Kindlein strich
Die Wangen und das Haar,

Da quoll der Freude Thräne ihr
Hell über's Augenlied,
Und als mit einem Segensspruch
Für's Kind der Edle schied,

Da lief das Weib in Gott vergnügt
Um schnell zu offenbar'n
Den Nachbarn, was dem Kind und ihr
Für Ehre widerfahr'n.

Ach! vor Entzücken dachte sie
Jetzt an das Geld nicht mehr,
Es war, als wenn ein Engel ihr
Erschienen hoch und hehr.

D'rum laßt zur Zeit ein gutes Wort
Dem Armen angedeih'n,
Für ihn ist's eine Labe, wie
Für unser Herz der Wein.

Nicht stirbt es hin, im Lebensbuch
Wird es dereinstens steh'n,
Als Bitte für so manche Schuld
Wenn wir von hinnen geh'n.

Zum St. Johannis-Verein.

Beitrag zur Lösung der Armenfrage.

(Von Pfarrer M. zu Du —.)

Sollten indeß immer noch Gemeinden sein, die schlechterdings nicht sich entschießen wollten, auf dem einen oder dem andern Wege der vorgeschlagenen freiwilligen Armenpflege für ihre oder für benachbarte Arme zu sorgen, so bliebe, da einmal der Bettel nicht mehr geduldet werden darf, die wirklich Armen aber nach Bedürfniß zu unterstützen sind, kein anderes Mitel, als das der Fürsorge und Unterhaltung derselben auf dem Wege der **unfreiwilligen** oder gesetzlich eingeführten Armenpflege. Es würde wenig neuer gesetzlicher Vorschriften bedürfen. Denn die bestehenden sind, so weit überhaupt in dieser Angelegenheit auf dem Wege des bloßen Gesetzes etwas geschehen kann, gut; — auch möchte wenig Besseres gegeben werden können, als was bereits in Chelius Unterricht rc. 1853 Bd. IV., S. 262—353 zu lesen ist. Wenn aber das vorhandene Gute gleichwohl bisher nicht zum Ziele führte, so hat das einen doppelten Grund.

Der erste ist dieser. Gründlich geholfen kann, wie aus dem Bisherigen hervorgehen wird, nur dann werden, wenn das Geben von **Weisheit** und **Liebe** begleitet, wenn eine wirkliche Fürsorge vorhanden ist, die sich der Armen auch in bessernder und erziehender Weise annimmt. Das Gesetz aber hat es nur mit der Regelung der äußern Thätigkeit der Einzelnen zu thun. Es kann zwar die Fürsorge gebieten; es kann sogar eine große Thätigkeit hervorrufen, ohne

daß damit immer viel ausgerichtet wäre oder eine wirkliche Fürsorge stattfände. Wo daher der eigene innere Antrieb, die lebendige selbstthätige herzliche Fürsorge der Pfleger fehlt, da wird die gesetzliche Armenpflege den Mangel derselben nur theilweise ersetzen und ihren Zweck immer nur unvollkommen erreichen.

Der andere Grund liegt darin, daß die gesetzlichen Bestimmungen nicht so consequent und energisch, als es die Sache erfordert, gehandhabt und durchgeführt worden sind, — namentlich was die ausreichende Unterstützung der wirklich Bedürftigen betrifft. Soll nämlich der Bettel aufhören, sollen die Armen nicht gezwungen sein, außerhalb ihr Brod zu suchen, so muß für die, welche der Unterstützung bedürfen, so gesorgt sein, daß sie bestehen können. Es wird aber schwerlich behauptet werden wollen, daß dieß bisher nach allen Seiten hin geschehen sei; und es ist deßwegen nicht geschehen, weil die Local-Armenpflegen der Ansicht waren, daß es nicht nöthig sei, den Armen so viel als Unterstützung zukommen zu lassen, als nothwendig wäre, wenn der Bettel, auf den sie sich doch verlegten, nicht bestünde. Auch mag es vorgekommen sein, daß ärmere Gemeinden deßwegen nicht für ihre Armen gehörig sorgten, weil die Last für sie allein zu groß war, daß sie also gewissermaßen gezwungen waren, ihre Armen auf den Bettel anzuweisen; und sie trugen um so weniger Bedenken, als dieß ja einmal zum Brauch geworden war. Wohl hat der Distriktsrath jährlich gewisse Summen zur Unterstützung armer (überbürdeter) Gemeinden ausgeworfen. Allein diese waren nach dem eigentlichen und wahren Bedürfnisse, wenn kein Bettel statuirt werden sollte, zu gering; im Fall er aber fortbestehen sollte, überflüssig.

Kurz, wenn der Bettel bis zu der Höhe, wie es der Fall ist, anwachsen konnte, so beruhte dieß auf der Voraussetzung, daß für die Armen in den einzelnen Orten nicht gehörig gesorgt sei; weßhalb es den Gebern als Pflicht erscheinen mußte, die Bettler nicht ohne Gaben abzuweisen. Soll es anders werden, dann darf jene Voraussetzung keine Nahrung mehr erhalten: d. h. es darf in Zukunft keine Gemeinde mehr geben, von welcher angenommen werden müßte, daß in derselben nicht für die wirklich Bedürftigen gesorgt wäre. Und nach den gesetzlichen Bestimmungen kann es gar wohl dahin kommen.

Nach diesen sind nämlich die Gemeinden zur Unterstützung ihrer Armen rechtlich verpflichtet; und wenn die gewöhnlichen Mittel nicht ausreichen, so ist der nothwendige weitere Bedarf durch Umlagen zu decken. Eine Weigerung, dieselben zu bewilligen, kann nicht beachtet werden. Ebelius Band IV. S. 307. Sollte also eine Gemeinde sich nicht entschließen, freiwillig zur Unterhaltung ihrer Armen zu thun, was in ihren Kräften steht, so ist hier der Weg vorgezeichnet, der betreten werden muß, um zum Ziele zu gelangen. In diesem Falle und bei einer solchen Gemeinde wäre streng darauf zu sehen, daß die Armenpfleger nicht nach Gutdünken oder aus eigenem Interesse ihren Armen geringere Summen auswerfen, als nothwendig ist zur vollständigen Unterhaltung. Müssen aber alle Gemeinden ihre Armen (freiwillig oder unfreiwillig) nach Bedürfniß unterhalten, dann werden sie nicht nebenbei auch noch an Bettler (für die bereits gesorgt ist) Gaben verabreichen wollen; dann muß der Bettel, und mit diesem ein Haupthinderniß des Erfolges der gesetzlichen Thätigkeit oder Fürsorge für die Armen aufhören. — Weniger bemittelte Gemeinden, welche viel Arme hätten, werden, wenn die eben angegebenen gesetzlichen Bestimmungen mit Strenge auf sie Anwendung fänden, bald fühlen, was vortheilhafter für sie und segensreicher sei, die freiwillige oder die unfreiwillige Art der Fürsorge. Sie würden in diesem Falle voraussichtlich bald ihre Bereitwilligkeit zu erkennen geben, ohne Zwang zu thun, was sie vermögen, um nicht die ganze Last allein tragen zu müssen, sondern auf die freiwillige Unterstützung der benachbarten Gemeinden, wie oben vorgeschlagen worden — rechnen zu dürfen.

Reichere Gemeinden dagegen, welche bei viel Wohlstand wenig Arme haben, könnten zwar auf dem oben angegebenen Wege gezwungen werden, ihre Armen vollständig zu erhalten, nicht aber direkt gezwungen werden, für bedürftigere auswärtige Gemeinden etwas zu thun. Sie müßten in diesem Falle dem Urtheile ihrer Mitchristen überlassen werden, das wohl weniger ehrenvoll für sie sein könnte. Dem indirekten Zwange aber, durch Gleichstellungsumlagen zur Erhaltung der überbürdeten Gemeinden mitzuwirken, könnten sie sich gleichwohl nicht entziehen.

Ob indeß nicht gerade in dieser letzteren Beziehung und im Hinblick auf die bemittelteren Gemeinden ein richtigerer Maßstab anzulegen; ob es nicht, um eine größere Gleichmäßigkeit der Leistungen für die Armen zwischen den überbürdeten und zwischen den weniger belasteten Gemeinden herzustellen, gut sein möchte, einen bestimmten Maßstab für die Ueberbürdung festzustellen (wie es im jenseitigen Bayern der Fall ist), so z. B., daß jede Gemeinde wenigstens sechs bis acht simpla à 4 kr. vom Steuergulden für die Armen zahlen müßte, auch wenn sie dieselben für die eigenen Armen nicht bedürfte, während diejenigen Gemeinden, welche mehr als zehn Simpla bedürfen, als überbürdet anzusehen und von denjenigen Gemeinden zu unterstützen wären, welche Ueberschüsse haben, indem diese Ueberschüsse in die Distriktsarmenkasse und von da an die überbürdeten Gemeinden abgegeben werden; — ob nicht der Distriktsrath, nach Einstellung des Bettels, bedeutend höhere Summen für die überbürdeten Gemeinden wird auswerfen müssen: — diese und andere naheliegende Fragen sollen hier nicht weiter beantwortet werden, da immer noch die Hoffnung vorwiegt, daß die freiwillige Thätigkeit des Johannis-Vereins und die freie Wohlthätigkeit guter und christlich fühlender Menschen das unfreiwillige Verfahren überflüssig machen werde. Aber eben deßwegen kann der ebenso lebhafte als dringende Wunsch nicht unterdrückt werden, daß doch Alle, welche ein offenes Auge für den furchtbaren Grad, den das Uebel des Pauperismus erreicht hat, — und ein Herz für diejenigen ihrer unglücklichen Mitmenschen haben, welche auf dem Wege sind, leiblich und geistig zu Grunde zu gehen; daß Alle, welche von Gott mit zeitlichem Gut gesegnet, oder welche durch ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und durch ihr fühlendes Herz dazu berufen sind — daß Alle nicht als müßige Zuschauer sich an der Schuld des wachsenden Verderbens betheiligen, sondern in Gottes Namen und im Vertrauen darauf, daß er auch in dem Schwachen mächtig sein werde, die Sache herzhaft angreifen, und was sie für gut oder nothwendig halten, auch in's Werk zu setzen suchen, den Erfolg aber Dem anheimstellen, der zum Wollen das Vollbringen und zu unserm ernstlichen und redlichen Bemühen das Gedeihen gibt.

Aus dem
Vermächtnisse einer Mutter an ihre Tochter
bei ihrer Verheirathung.

(Fortsetzung.)

Die Fehler, die wir in uns einwurzeln lassen, machen uns nicht bloß Andern zuwider, sondern uns selbst. Wer mag sich gern im Spiegel betrachten, wenn ihm daraus nur eine Ungestalt angrinzt? Und wie geschäftig auch immer die Eitelkeit sein mag, Dir ihre bunten Gläser vorzuhalten, so wird sie Dir doch, wenn Du einmal Deine Blicke auf Dich

richtest, Deine Fehler nicht verbergen. Darum fliehen sich Viele ärger, als ihre Feinde sie fliehen, und hoffen, sich selbst und dem Ankläger in sich zu entgehen, wenn sie ihre Zeit in nichtiger Zerstreuung verlieren. Niemand wird sich Wahnsinn und Verrücktheit wünschen; aber was ist die Furcht vor dem eigenen Ich anders, als ein willkürlich ergriffener Wahnsinn, der uns, wie die Bewohner eines Irrenhauses, zu den nichtigsten Dingen verdammt? Indem wir jene Unglücklichen bemitleiden, sprechen wir unser eigenes Urtheil aus, ohne es inne zu werden. Wir beklagen diejenigen unter ihnen am meisten, die bisweilen in hellen Augenblicken ihr Schicksal erkennen. Aber was schützt uns gegen solche helle Augenblicke, in denen wir, trotz allem Gegenstreben, die Augen auf uns kehren und die heillose Zerrüttung unsers Innern betrachten müssen? Ein offener Krieg wird überall für wünschenswerther gehalten, als ein heimlicher; so ist es auch dem Menschen heilsamer, den Krieg ausbrechen zu lassen, und nicht zu rasten, bis er einen sichern und dauernden Frieden mit sich schließen kann. Dieser kann auch nicht ausbleiben, wenn man nur die Ursachen der Zwietracht deutlich erkennen und jene verrätherischen Lieblinge verbannen will, die uns mit uns selbst verfeinden, und einen ehrlichen Frieden aus Eigennutz hassen. Wie Mancher eine Krankheit nur aus Trägheit nährt, ob er sie schon gern los wäre; so geht es uns auch mit vielen unserer Fehler. Wir ertragen das lang fortgehende Ungemach, weil wir nicht zu einigen Augenblicken des Schmerzes Muth haben. Aber wenn Du nur willst, so wird Gott Dir helfen. Willst Du nicht, wer wird Dir dann helfen, wenn die Zeit der Besserung verflossen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man oft zu einer Erbschaft gelangt.

Ein Greis, der in der Rue Saint-Anne in Paris wohnte, wurde von einer so heftigen Grippe befallen, daß sie ihn an den Rand des Grabes brachte; er fühlte sein Ende herannahen, und verlangte sein Testament zu machen. Man ruft zwei Notäre, und diese berufen sechs Zeugen. Man nimmt den Portier des Hauses, den Glaser vor der Ecke, den Färbermeister gegenüber, den Friseur seitwärts, und den Laternanzünder von unten, das macht fünf; der sechste Zeuge aber war ein Herr, der gerade am Thore des Hauses vorüberging, und welchen der Advokatenschreiber aufgriff, als er so eben auf den Zeugenfang ausging. Der Fremde unterzog sich ganz gerne der Aufforderung. Der Sterbende dictirt; er war reich, und hatte keine nächsten Verwandten. Er machte sich großmüthig ab, dotirte seine Menagerien, und bekümmerte sich wenig darum, wer seine Katze erbte. Als das Testament abgefaßt war, so unterschreibt er es, man unterschreibt nach, und jeder Zeuge nähert sich dem Tische, der ganz nahe dem Bette stand. Der Sterbende hebt den Kopf in die Höhe, dankt der Reihe nach dem Portier, dem Glaser rc.; Fünf hatten es abgethan. Endlich entschuldigt sich der Notär, daß der sechste Zeuge ein von der Straße nächst bester fremder Mann sei. Der Greis murmelte ebenfalls seinen Dank, blickte jedoch den Fremden hiebei an, und, wie sich besinnend, spricht er: Mein Herr, gestatten Sie — Ihr Gesicht ist mir bekannt — — ich erinnere mich — — im Theatre français — im verflossenen Monate — — man gab „Phädra" — — das eine Mal in einem Jahr?

— In der That, mein Herr, ich war zugegen.

— Ich war sehr leidend, damals schon, erwiederte der todesmatte Greis, aber ich wollte die Vorstellung nicht versäumen. Da aber kein Sitz mehr zu haben war, so begnügte ich mich mit einem Tabouret in den Gängen. Sie hatten einen guten Sitz, vor jeder Zugluft gesichert. Sie bemerkten den Greis, welchen alle Welt verstieß, und im Zwischenakte zwangen Sie mich — —

— Mein Herr, ich that nur etwas sehr einfaches —

— Sie nahmen mein schlechtes Tabouret, ich aber saß auf ihrem guten Platze, vor jedem Ellenbogenstoß gesichert, keiner Zugluft preisgegeben, dies war ein Act der Nächstenliebe! Heutzutage ist man sehr egoistisch, Niemand respectirt mehr weiße Haare. Warten Sie, für diesen Dienst muß ich Ihnen eine kleine Erkenntlichkeit bezeigen!

Der Sterbende winkt dem Notar, sagt ihm ein paar Worte ins Ohr, und dieser schreibt zu dem Testament ein paar Zeilen zu, die ebenfalls versiegelt, paragraphirt und unterschrieben werden. Alles geht weg. Als am nächsten Tage der Fremde kommt, um sich um das Befinden des wunderlichen Alten zu erkundigen, ist dieser todt. Als man aber in der Folge das Testament eröffnet, hat Herr N. N., der Fremde, vierzigtausend Franken geerbt. So wird die Tugend belohnt!

Furcht und Hoffnung.

Aus der Art der Furcht und Hoffnung eines Menschen läßt sich am sichersten sein Charakter erkennen. Denn Furcht und Hoffnung sind unwillkührliche Aeußerungen seiner Natur, seines Willens. Sage mir, was du fürchtest und hoffst, und ich sage dir, was du bist. Auch umgekehrt, wenn wir den Charakter eines Menschen schon kennten, würden wir sicher vorhersagen können, was er fürchten und hoffen wird. Andere Furcht schreckt und andere Hoffnung lockt den Geizigen, andere den Ehrsüchtigen, andere den Wollüstigen, andere den Wißbegierigen. Auch die Geschlechtsverschiedenheit gibt sich in der verschiedenen Art der Furcht und Hoffnung kund. Von anderer Furcht und Hoffnung wird der Mann ergriffen, von anderer das Weib. Diejenigen Befürchtungen und Hoffnungen, die allen Menschen gleich sind, sind nur der Ausdruck ihres gleichen Wesens und Willens, z. B. die Todesfurcht und Lebenshoffnung. Doch wirkt zu Furcht und Hoffnung nicht blos der Wille mit, sondern auch der Verstand. Der Dumme hat daher, bei gleichem Charakter mit dem Klugen, doch ganz andere Hoffnungen und Befürchtungen als dieser. Furcht und Hoffnung sind demnach nicht blos der Ausdruck des Willens, sondern ebenso ein Zeichen der Erkenntniß eines Menschen.

Die Erkenntniß zeigt dem Willen die Gegenstände der Furcht und Hoffnung, der Wille hingegen bestimmt die Art und den Umfang derselben. Irregeleitete Erkenntniß macht falsche Furcht und Hoffnung rege, wie der religiöse Aberglaube aller Zeiten zur Genüge beweist.

Helfet den Armen!

Helfet ihnen aber nicht, indem ihr es ihnen bequem macht, den Müßiggang zu pflegen, in der Liederlichkeit zu verharren, allen Untugenden, die allein die Ursachen aller Verarmung sind, nachzuhängen, als da sind: Arbeitsscheue, falsche Schaam in dem Ergreifen der auch nicht gewöhnten Arbeiten, Branntweinsauferei, Gottlosigkeit, Nachlässigkeit in der Sorge für Leib und Seele, Unreinlichkeit, Unsittlichkeit, Bosheit, Grobheit, Rohheit, Tücke, Falschheit, Hang zum Stehlen und Betrügen, und so weiter. Nicht derjenige ist der Armen wahrer Wohlthäter, der nur aus vollen Beuteln Gaben darreicht, sondern Der, welcher ihnen zur Selbsthilfe Anlaß gibt, sie in den Stand setzt, sich selbst zu helfen durch

Thätigkeit, mit Nachdenken verbunden, ihre Bedürfnisse zu erwerben und ein ordentliches Leben zu führen.

Benjamin Franklin.

Lesefrüchte.

† Manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weib's, wenn ihm Unglück bevorsteht. Göthe.

† Nur ein unschuldiges Herz ist gesund, nur ein gesundes ist froh. Jakobs.

† Die Ruhe unsers Herzens ist einer zarten Pflanze gleich, die, einmal von einem kalten Hauche angeweht, nicht so leicht wieder aufblüht.

† Wenn dem Uebermaaß der Verarmung nicht durch vereinte Kraft aller Bessergesinnten ernstlich gewehrt wird; wenn nicht durch Rückkehr zu größerer Einfachheit in Hinsicht auf Lebensbedürfnisse in Kleidung, Wohnungs-Einrichtungen und andern Genüssen mehr den Armen ein gutes Beispiel vorleuchtet; wenn die Kräfte zur Linderung der Armennoth sich nicht durch Verstärkung christlicher Grundsätze unter allen bessern oder soll ich sagen bemittelteren Klassen der Bevölkerung verdoppeln, dann bestehet die ganze Lobrede unserer Zeit in den kurzen Worten:

Die Alten konnten fröhlich singen
Von tapfern deutschen Helden-Dingen,
Die ihre Väter ausgeübet:
Wo Gott nach uns ja Kinder gibet,
Die werden unserer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht besingen können.

† Sehr viele von unsern Armen verstehen das Wort Freiheit wie so manche Freiheitshelden aus den Jahren 1848 und 1849, und wollen sich ihre Freiheiten nicht nehmen lassen. Sie nehmen sich die Freiheit, als Taglöhner ihre Dienstherrschaft zu betrügen und zu bestehlen; sie nehmen sich als Knechte und Mägde die Freiheit Unzucht zu treiben, und fallen zuletzt mit unehelichen Kindern den Gemeinden zur Last; sie begehren Geldspenden, und vertrinken das Geld entweder in Branntwein oder tragen's in die Lotterie; sie sind arbeitsscheu, und wollen dabei nicht unordentlich und gewissenlos genannt werden; sie begehren Theil an den Gütern der Vermöglichen, und fragen sich nicht: Wie und wodurch habe ich mich in's Unglück gebracht, und wie komme ich wieder zu Gottes Segen? — O falsche Freiheit! Sagt nicht ein Deutscher mit Recht:

Wo dieses Freiheit ist, frei thun nach aller Lust,
So sind ein freies Volk die Säu in ihrem Wust?

Und gegen die Verkehrung aller wahren Freiheit sollten wir nicht in treuem Zusammenwirken zu Felde ziehen? — —

Branntwein, Wollust und Spiel sind drei Hauptgötzen, denen viele Hunderte unter den Christen ihre Opfer durch sich selbst darbringen, und darüber in Bettelei, Verbrechen, Siechthum und Verachtung herabsinken.

Blüthenschein.

Der Baum im Frühling war blüthenweiß;
Die Frucht im Sommer bog jedes Reis.
Wie viel der Blüthen? — Die Zahl uns fehlt;
Die Frucht im Herbste war bald gezählt!
Ach, uns're Jugend ist Blüthenschein,
Die Ernt' an Früchten gar ärmlich klein!

Das Epigramm.

Man lügt ein Brandmal dem Geehrten,
Bricht derbe Knüttel von dem Stamm
Und trifft damit den Unbewehrten —
Das nennt der Zeitgeist Epigramm.

Gipfel.

Kein höh'res Verdienst für die Welt,
Als Dehmuth und Geld.

Glücksweg.

Zwei Dinge, die Viele zum Glücke tragen,
Sind: schlechtes Herz und guter Magen.

Humoristisches.

Mutter: Die Männer, Kind, sind wahre Katzen,
Die uns erst schmeicheln und dann kratzen.
Tochter: Wir haben so viele Mäuse im Haus,
Ich bitt' eine solche Katze mir aus!

(Der ganze Name.) „Wie ist denn Ihr ganzer Name?" fragte Friedrich der Zweite einst den Gesandten von Portugal, den General Zaremba. „Mit meinem ganzen Namen", antwortete dieser, „heiße ich Zirrizarricorumbarrizizaremba." „So heißt ja der Teufel nicht!" sagte der König. „Ew. Majestät, der ist auch nicht von meiner Familie."

Wenn ein Gelehrter Hungers stirbt, so ist das ein Zeichen, daß man ihm bald ein Monument setzen wird.

„Die Sonne ist ganz gut", sagte ein Irländer, „aber der Mond ist doch noch ein Mal so viel werth, denn er gibt uns Licht in der Nacht, wo wir es wirklich brauchen, während die Sonne am Tag scheint, wo es ohnedem hell ist."

Ein Handlungsreisender kam in einem hochgelegenen Gebirgsdorfe neulich in ein Gasthaus, als eben der Großvater begraben wurde. „Wann ist der alte Mann gestorben?" — „Vor Fastnacht!" — „Nicht möglich!" schrie der Reisende, „wie habt Ihr denn den Leichnam so lange vor Verwesung schützen können?" — „Ach, lieber Herr", sagte der Sohn und Erbe, „die Erde war so fest gefroren, daß der Todtengräber das Grab nicht schaufeln konnte, und da haben wir den Großvater so lange in den — Schornstein gehängt.

Auf, zur Arbeit!

Herr Bezirksbauschaffner Schmeißer dahier sucht Steinklopfer, welche 1 fl. 12 kr. per Tag zu verdienen im Stande sein könnten, und kann solche nicht erhalten. Wer einen solchen Verdienst machen kann und nicht arbeitet, verdient eher die Strafe des Hungertodes, als auch nur die geringste Unterstützung! —

Cuseler Fruchtpreis vom 10. November.

Der Centner Weizen 8 fl. 58 kr. Korn 7 fl. 46 kr. Spelz 5 fl. 40 kr. Sommergerste 6 fl. 34 kr. Wintergerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 25 kr. Erbsen 6 fl. 30 kr. Kartoffeln 2 fl. 24 kr. Ein Kornbrod 30 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 10 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinenfleisch 15 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 20. | 1854.
Freitag. | den 17. November.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung mehrerer Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungsnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Bebt dir in Zweifel das Herz, wenn nah dir die Stunde der Prüfung
Daß du die Prüfung bestehst, denk an den Tod und an Gott! — [St. Johannisvereins.

Die Glocken zu Speyer.

(Pfälzer Sage.)

Was tönt die Kaiserglocke
Vom hohen Dom so bang?
Was hat wohl zu bedeuten
Der dumpfe Trauerklang?

So rief das Volk und eilte
Zum Dom in schnellem Lauf;
Doch der war fest verschlossen
Und keine Pforte auf.

Kein Küster war zu finden,
Der zog den Glockenstrang;
Doch Jeder hat vernommen
Den dumpfen Trauerklang.

Hat wohl den Tod gefunden
Der Kaiser, unser Herr?
Trägt wohl die deutsche Krone
Kein hoher Herrscher mehr?

Und als man so nun forschte,
Welch' Wunder dieses sei,
Da sprengt auf schnellem Rosse
Ein Diener rasch herbei.

Der hob laut an zu klagen,
Und rauft sein greises Haar,
Und gibt dem Volke Kunde,
Was ihm geschehen war.

Im Elend sei gestorben
Des vierten Heinrichs Haupt,
Dem Reich und Kaiserkrone
Der eigne Sohn geraubt.

Der stieß den greisen Vater
Fort aus dem Erb und Land,
Bis einsam und verlassen
Er Ruh' im Tode fand.

Und als die Trauerkunde
Das ganze Volk vernahm,
Fühlt Jeder tief im Herzen,
Woher das Wunder kam.

Daß Gott, der Alle richtet,
Dem schwer verfolgten Mann
Die letzten Todtenehren
Von selber angethan.

Da fiel des Volkes Menge
Dort auf die Kniee hin,
Und bat für seine Seele
In andachtsvollem Sinn.

Und mancher tief entrüstet,
Verflucht den schlechten Sohn,
Den fünften Kaiser Heinrich,
Und wünscht ihm Frevlerslohn.

Bald durch ein gleiches Wunder
Erschien der Rachetag,
Als Jener voller Leiden
Im Todeskampfe lag.

Daß in demselben Tone
Zur Todesstunde bang
Die Armensünderglocke
Von selber laut erklang.

Und als des Volkes Menge
Dann wieder lief herbei,
Erfuhr sie, daß der Kaiser
Entsetzt gestorben sei.

Sie sahen in dem Wunder
Der Allmacht sichre Hand,
Die jeden Frevel strafet
In jedem Rang und Stand.

Zu Speyer an dem Rheine
Ist alles dieß gescheh'n;
Auch ist der Dom noch heute
In neuer Pracht zu seh'n.

Heidelberg, 1854. C. [illegible]

Meister Pauls und das Schnäpschen.

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

Der Meister Friedrich hatte zwei Kinder. Sein Sohn, ein schüchterner Junge, arbeitete in der Werkstätte als Geselle, die Tochter war bisher bei einer fernen kranken Verwandten zur Pflege gewesen und kehrte, da diese verstorben, wieder ins Vaterhaus zurück. Sophie war ein kräftiges, blühendes Mädchen von einigen zwanzig Jahren, nicht auffallend schön, aber von einer gar ernsten, eingezogenen Gemüthsart, fleißig bei der Arbeit und fromm wie ein Engel. Ihr Betragen gegen die bereits betagten Eltern war der lebendigste Vorwurf gegen meine oft mehr wie rücksichtslose Art mit denselben umzugehen. Wer so wie ich durch die Welt herumgefahren und unter seines Gleichen in der Art gelebt wie ich, der hat in der Regel das Mißgeschick, mit wirklich braven, züchtigen Frauenspersonen nicht zusammen zu treffen. Um so größer war mein Respekt, als ich gewahren mußt, wie Sophie jedes ungleiche Wort, was mir aus dem Munde flog, mit unverhohlenem Unwillen wegschob, und wie sie verstand, bloß durch die fromme Geradheit des Herzens geleitet, in mir bessere Gefühle zu erwecken, als ich seit lange in mir vorgefunden. Bei meiner Bewunderung blieb's nicht.

Meisters Sophie hielt bald mehr durch ihr braves Betragen, als der Meister selbst durch alle seine guten Ermahnungen mich im Schach; ich begann, mich meines losen Lebens zu schämen, der erste Schritt zum Bessern. Damit begann ich eifriger und sorgsamer zu arbeiten und an dem innern Leben der Familie nahm ich nun auch mehr mit dem Herzen Theil. Vom Schnaps war ich damit nicht erlöst; auf der Werkstatt figurirte das Schnäpschen bei jeder Gelegenheit; Sonntags stahl ich mich bisweilen aus dem Orte in die Nachbarschaft, um unbemerkt zu trinken, doch hütete ich mich, in einem unpassenden Zustande nach Hause zu kommen, und wenn man dort was merkte, zeigte ich selbst den bittersten Verdruß. Meine Bewerbungen bei Sophie wollten aber noch immer nicht recht anschlagen; es dauerte lange, bis ich ihre Neigung gewann. Endlich ergab sich Sophie, ich darf es wohl so nennen, in ihr Schicksal, wobei sie hoffen mochte, mich, über den sie bisher so viel vermocht hatte, gründlich zu bekehren, wenn sie erst mein Weib geworden. Die Heirath selbst machte mich für einige Zeit wirklich zu einem soliden und glücklichen Menschen, da ich den Werth meiner guten Frau zu schätzen wußte und mit neuen, ernsten Vorsätzen in die Ehe trat. Meister Friedrich sorgte für ein eigenes Hauswesen und für die Errichtung einer eigenen Werkstätte, die noch immer wohl neben der seinigen bestehen konnte. Da in der ganzen Umgegend kein Schreiner sich befand, der in Paris gewesen, so kamen von Weit und Breit die Leute herbei und wollten Arbeit aus meiner Werkstätte haben. Ich mußte mich nach mehreren Gesellen umsehen und mein Geschäft florirte, wie ich es niemals erwartet hatte. Dazu offenbarte nun erst meine gute Frau den ganzen Reichthum ihrer häuslichen und weiblichen Tugenden, so daß ich, wenn ich all das Glück nur hätte vernünftig zu gebrauchen verstanden, bald zu den wohlhabendsten und glücklichsten Bürgern des Ortes mich hätte zählen können. Wer's aber im Grunde nicht werth war, das war ich, wie Ihr hören sollt.

Den Genuß des Schnapses hatte ich nie aufgegeben, auch in der ersten und glücklichsten Zeit meiner Ehe nicht. Da ich aber in den beiden ersten Jahren meiner jungen Meisterschaft stets selbst auf der Werkstatt beschäftigt war, so trank ich das „Schnäpschen" meist nur während der Arbeit, und meine herzgute Frau war kurzsichtig genug, dagegen nichts einzuwenden. Ach, was hat mein gutes, braves Weib diese Nachgiebigkeit bitter büßen müssen! Die Gelegenheit, bei der der alte Sünder wieder heraustrat, ließ nicht lange auf sich warten. Eines Tages ging ich nach Schloß K., wohin ich neue Arbeit gemacht hatte, und wohin ich wieder andere machen sollte. Auf dem Schlosse wurde ich anfangs freundlich von der gnädigen Frau empfangen, dann aber hatte diese an der gelieferten Arbeit so viel auszusetzen, nannte ein paar Stücke sogar bauernmäßig, daß mir vor Aerger das Blut schon in den Adern kochte. Ich war wenigstens so stolz auf meine Arbeit, als die gnädige Frau auf ihren Adel. Zum Glück fiel mir ein, daß ich durch unvorsichtige Aeußerungen meinen Ruf als gräflicher Möbelarbeiter auf's Spiel setze; ich verbiß also meinen Zorn äußerlich und suchte mich mit der gnädigen Frau zu verständigen. Das gelang auch, denn diese war nur kritiksüchtig und wollte ihren Geschmack, ihren Verstand zeigen. Sie knickerte mit der Bezahlung nicht und die neue Bestellung erhielt ich auch, aber dazu auch eine lange Predigt, wie ich's künftig mit der Arbeit für sie zu halten habe. Hätte ich nun ruhigen Verstand gehabt, dann hätte ich dieß nicht so streng genommen; aber meine Handwerksehre war ungebührlich angegriffen, und das rief Gedanken in mir auf, die ich noch vor dem Schloßthore vor mir hermurmelte. Als ich erst draußen war, brach der Unmuth völlig aus, und in diesem Unmuth ging ich mit der vollen Tasche ins Wirthshaus und trank mein „Schnäpschen". Daß es bei dem einen Schnäpschen nicht blieb, könnt Ihr leicht denken. Keine Stunde verfloß, und die Natur des alten Säufers hatte die alte Fährte wieder gefunden.

Aus dem Wirthshause ging ich am Spätnachmittage weiter, kehrte unterwegs noch mehreremal ein und kam spät Abends in völlig betrunkenem Zustande in meiner Wohnung an. Meine Frau empfing mich mit Schrecken. Ich stutzte zwar ihr gegenüber; aber ihre Thränen regten mich auf, so daß ich endlich rauh und barsch gegen sie ausfuhr, wodurch ihr Leid natürlich noch vermehrt wurde.

Den Tag nach jenem unglückseligen Ereignisse fand ich mich schon nicht mehr so daheim, wie es bisher gewesen war. Meine gute Frau ging bekümmert um mich, nur wenige Worte richtete sie an mein Herz, in mein verdüstertes Angesicht mochte sie nicht blicken. Die Kinder waren damals noch zu klein, um die Veränderung im Vater zu verstehen, und doch waren sie von Stund an nicht mehr so gern bei mir, als es früher der Fall gewesen. Die frühere Traulichkeit meiner Frau erkaltete; ich that, als rühre mich das nicht, und doch wehte es mich anfänglich wie der Tod an. Ich war an jenem Morgen in einem verdrießlichen Zustande, und um dieser Unbequemlichkeit zu entgehen, wollte ich mich durch ein neues „Schnäpschen" wieder herstellen. Den Lehrling hatte ich ausgeschickt, den Schnaps mir auf die Werkstätte zu holen. Meine Frau begegnete dem Burschen unter der inneren Hausthüre. „Joseph, was hast Du da?" frug sie gelassen. „Einen Schnaps für den Meister", erwiederte dieser. Meine Frau nahm ihm, ohne ein Wort zu verlieren, die Branntweinflasche aus der Hand und trug sie in's Haus. Ich sah das und folgte ihr nach. Noch bevor sie das Getränk in den Schrank verschließen konnte, hatte ich schon die Flasche ergriffen, um sie ihr aus der Hand zu nehmen. Sie hielt fest und sagte flehend: „Paul, trinke keinen Branntwein mehr! Ich bitte dich, trinke nicht mehr!" Es überlief mich schauernd, aber — mein Herz war schon wieder zu hart geworden. „Nun, gib mir nur Einen Tropfen!" forderte ich verdrießlich, „damit ich wieder zu mir selber komme." Damit zog ich ihr die Flasche aus der Hand, und ging zur Werkstätte zurück. Wohl hörte ich das Schluchzen meiner Frau,

wohl riß das an meinem Herzen, aber ich war gar nicht mehr Herr über mich.

War die alte Leidenschaft wieder erwacht, hatte ich mich einmal mit dem Herzen unter dieselbe gebeugt, dann begann sie auch die Herrschaft immer mehr und mehr über mich auszuüben. Ich ging meinem Verderben entgegen. Wie es in meiner Haushaltung aussah, sollt Ihr hören.

(Schluß folgt.)

An einen Blumenstrauß.

Was System in Erziehungslehren,
Was Eintracht ist im Vaterhaus,
Was Harmonie in Musikchören,
Das bist du, schöner Blumenstrauß.

Indeß umweht dich triumphirend
Jehova-Blümchen zart und mild,
Sitzt sittsam Röschen, schön sich zierend,
Vom Grün der Liebe licht umhüllt.

Die Nachtviol' an dreien Ecken
Wohl, tief am Schilf, das Dunkel gibt,
Das soll Gefühl und Reiz bedecken,
Was man so gern verborgen liebt.

Meerrettigblüthe, die pikante,
Fehlt sinnig auch im Bunde nicht,
Und Penseblümchen, das bekannte,
Ins Freundschaftsband „Gedenk mein“ flicht.

Die lieben, frischen Grasesblüthen
Weh'n munter tändelnd drüber hin,
Daß Flatterröschen, selbstzufrieden,
Sich bergen kann in seinem Grün.

Und alle so ein Band umschlinget
Das einigend zusammen hält,
Das Worten gleich zum Herzen dringet,
Und jedem Auge wohlgefällt.

Gukel, im Juli 1854. L. Sch.

Transatlantischer Gruß
an
Scharfenberger,
Pfarrer in Grünstadt.

Ein Brieflein aus der Neuen Welt
Wird meinem „Knecht“*) hier zugestellt
Vom evangelischen Pastor,
Der heut' ihn lieb hat, wie zuvor,
Wenn gleich der tausendmeilenweite
Ocean uns scheidet beide.

Was treibst Du fern im Pfälzerland?
Wird Dem kein Zug der theuren Hand,
Wird Dem kein warmer Gruß zu Theil,
Der mit Dir sucht in Einem Heil?
Du ehrst den Mann im alten Rom,
Und ich den Mann am Elbestrom,
Und doch sind uns zwei Orte nah':
Gethsemane und Golgatha.
Dort weiß man nichts von Kirchenstreit,
Von Menschen-Satzungen, wie heut';

Das müde Herz sucht Einigkeit
Und Friede, wo als Opferlamm
Hinsank der Held aus Davids Stamm.

Zur Ehe bin ich nun geschritten:
Mir blüht ein Weib von sanften Sitten,
Das zärtlich, hold von Angesicht,
Mir Rosen in das Leben flicht;
In's Leben, das zu Nutz und Frommen
Mich streng einst in die Schul' genommen;
Doch jetzt in Freudenmelodie,
Im Lob des Herrn erklingt, wie nie.

Leb' wohl in Deinem Bischofssitz! —
Den Brief besorgt mein Bruder Fritz,
Der in Waldfischbachs grüner Hut,
Gleich einer friedlichen Idylle,
Mit seiner Rosa, treu und gut,
Wirkt in beneidenswerther Stille;
Denn, Freund! die sanfte Pflegerin
Der schönsten uns'rer Lebensträume
Braucht keine weiten, großen Räume,
Rein, ihr genügt ein reiner Sinn.

Es war einst meine letzte Bitte:
Vergnügt zu sein in eig'ner Hütte; —
Sieh', diese Bitt' ist nun erfüllt!
O süße, endliche Gewährung!
Aus welcher meine Ruhe quillt,
Die jeden Seufzer der Entbehrung,
Wie ein verschleiert Nebelbild
Freudloser Tag', in die Verklärung
Des lichtbefreitern Lebens hüllt.

Nun Gott befohlen, theurer Freund!
Wann naht der Tag, der uns vereint? —
Mög' Gott indeß des Herzens alten
Gesunden Pulsschlag Dir erhalten!

Tuscarawas im Staat Ohio, den 9. September 1854. C. Kalenbach

*) Spitznamen von der Universität her.

Lesefrüchte.

† Die erste Veranlassung zu unsern Freundschaften, so wie deren Form, hängt nicht immer von uns selbst ab. Unbedeutend scheinende Vorfälle, sogenannte Zufälle und freudige Umstände sind oft die Hebel derselben; daher auch bisweilen die besten Menschen lange Zeit ohne wahre Freunde leben und sich nur unter Gesellschaftern bewegen mußten, die ihnen nur so lange freundlich begegneten, als sie zur allgemeinen Erheiterung beitrugen.

† Auch wenn kein irdischer Vortheil irgend welcher Art aus der Freundschaft mit dir zu ersehen ist, bleibt der fromme und tugendhafte Freund dir treu ergeben. Und wenn du ihn, den Verleumdeten und Verkannten, auch zurückstießest, sucht er doch im Verborgenen dein Bestes zu fördern und dir durch Andere zuzuwenden, was du aus seiner Hand anzunehmen oder aus seinem Munde zu vernehmen dich weigertest. Und wäre ihm Solches für dich zu thun auch benommen, so kann und wird er doch für dein Wohl zu Gott beten.

† Man gewöhnt sich in der Gesellschaft an Alles; selbst an das Lächerlichste, Erbärmlichste, Platteste des Geistes — an Mangel und Mißbrauch des Verstandes — an die häßlichsten Gesichter, die widrigsten Fehler des Körpers — man bemerkt diese Gebrechen am Ende kaum mehr; aber noch nie hat man sich an die Energie eines Mannes gewöhnt oder

sie erträglich gefunden, der sich in Thaten und Worten immer als ein Mann zeigt — der durch Thun und Betragen die Schwäche, Schlechtigkeit, Erbärmlichkeit und Dummheit der so Gebrechlichen in ein zu grelles Licht setzt.

† Ein Unbekannter schreibt: Es ist überall gut wohnen, so weit sich Gottes schöner Himmel wölbt und wo ein frohes Herz im reinen Busen schlägt, da ist des Erdbewohners Eden.

† Friede und Eintracht in einem Hause, in einer Familie, aus Liebe hervorgegangen und durch Liebe erhalten und geschützt, welch' ein köstliches, gemeinsames Familiengut ist das! Da fehlt es nicht an gutem Rathe, an freundlicher Unterstützung, an traulichem Herzenserguße.

† Von Leuten, denen Alles „zum Lachen" ist, mag ich eben so wenig etwas wissen, als von solchen, die sich nur auf das Weinen verstehen. Scherz zu Scherz! Ernst zu Ernst!

Miscellen.

In einem Dorfe in der Nähe von Biberach trug sich bei einem nächtlichen Brandfalle folgende Begebenheit zu: Das Feuer entstand, als die Leute im ersten Schlafe lagen. Die Frau im höchsten Grade bestürzt, ist der falschen Ansicht, sie hätte bereits ihre beiden kleinen Kinder aus dem Hause gerettet und wirft nun eilig das Bett des kleinsten 3 Monate alten Kindes zum Fenster hinaus. Als sie aber unten nur ihr älteres Kind sieht, eilt sie in größter Angst zurück in das Schlafgemach, aber das kleine Kind war nicht mehr da, sie hatte es mit dem Bett aus dem zweiten Stockwerke in den Garten geworfen! Da lag das Kindlein auf dem Grasboden, ruhig in seinem Bettchen, vollkommen unbeschädigt! Man denke sich die Angst und sodann die Freude der Mutter! Und wer sieht hier nicht die schützende Hand einer gütigen Vorsehung.

Die Wunderbeere in Westafrika, Synsepalum, verdient ihren Namen in der That. Sie besitzt nämlich die Eigenschaft, das Geschmacksorgan merkwürdigerweise umzustimmen. Wer eine Beere kaut, dem schmeckt noch den ganzen Tag hindurch alles Saure, das er genießt, süß. Essig erscheint wie Zuckerwasser, Citrone wie die reifste Orange, die unreifen Früchte sind süß und scheinbar reif geworden. Welche Ersparniß für wirthliche Hausfrauen und für den Entrepreneur einer Table d'hote! Leider lönen sich nur die schwarzen Bürger der Negerrepublik „Liberia" an der Wunderbeere laben, denn — durch das Verschicken verliert sie ihre Eigenschaft. Die Sache ist aber wahr und kein Puff. Die wissenschaftlichen Reisenden Daniell, de Marchais, Thonning und Meredith verbürgen die Wahrheit dieser Merkwürdigkeit.

Humoristisches.

(Vorstellungen von Wilden.) Die Kaffern begreifen nicht, wie man herausbrausendes, schäumendes Bier habe in die Flaschen bringen können. Sie halten ausgezogene Handschuhe für doppelte Hände. Ein Tahitier meinte von einer Taschenuhr, sie spreche, und nannte sie, als er ihren Gebrauch kennen lernte, kleine Sonne. Ein Eskimo hielt eine Spieldose für das Junge einer Drehorgel.

Ein Blindgeborner hatte im Zorne den Dorfschulzen, der ihn aus Muthwillen umgestoßen, geschlagen. Die Sache wurde dem Amtmanne angezeigt, und der Blinde mußte vor Gericht erscheinen. Der Richter fuhr ihn an: „Ich werde dich", sagte er drohend, „vier Wochen in das finsterste Loch werfen lassen." — „Ach! erwiederte der Blinde, darinnen liege ich schon so lange, als ich auf der Welt bin!"

„Ich fürchte mich so sehr vor dem Blitze", jammerte eine schöne Frau während eines heftigen Gewitters. — „Sie haben auch alle Ursache dazu", antwortete einer ihrer unbegünstigten Liebhaber, „da Ihr Herz von Stahl ist".

Ein Schiffbruch. „Bei Jingo, Gentlemen, es war schrecklich? Zwanzig Meilen in See — ein Sturm, wie zum letzten Gericht — Schreien und Jammern der Passagiere — unaufhörlich stürzen die Wellen über's Deck — plötzlich zertrümmert der Blitzstrahl das ganze Boot — Mann und Maus sind ertrunken." „Aber wie kommt denn Ihr hierher?" — „Nun, Gentlemen, die Geschichte wurde mir zu dick — ich nahm den Hut und sprang ans Land."

Bei einem Schulexamen wurde ein Knabe über die Wirkungen der Kälte und Hitze befragt. — „Die Kälte zieht zusammen und die Hitze dehnt aus," erwiederte er, wie es ihn gelehrt war, und fügte aus eigener Veranlassung hinzu: „Darum sind auch im Winter die Tage kurz und im Sommer lang."

Charade.

Vieler Schönen
Heißes Sehnen
Geht nach mir, der Ersten, hin;
Jüngling, lebe
Gut und strebe,
Ganz zu werden, was ich bin.

In der Ferne
Wirst du gerne
Wieder nach der Zweiten geh'n;
Und dort freuen
Deine Treuen
Sich auf's frohe Wiederseh'n.

Du kannst sehen
's Ganze stehen
Eine schöne Stadt am Rhein;
Und man siehet
Dort erblühet
Manches Mädchen schön und fein.

Auflösung der Charade in Nro. 18:
Peterling.

Euskeler Fruchtpreis vom 17. November.

Der Centner Weizen 9 fl. 3 kr. Korn 7 fl. 50 kr. Spelz 5 fl. 49 kr. Sommergerste 6 fl. 26 kr. Wintergerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 42 kr. Erbsen 6 fl. 35 kr. Kartoffeln 2 fl. 25 kr. Ein Kornbrod 30 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 10 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinenfleisch 15 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 21. **Freitag.**

1854. **den 24. November.**

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum **Besten des „St. Johannisvereins“** vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äussern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung mehrerer Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl **gratis**, welche an Unterstützungsnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Der Tod löset die Verbindung der durch Liebe verbundenen Seelen nicht auf! — [St. Johannisvereins.

Die Motter un's Kinn.

Aus den bei Cotta in Stuttgart erschienenen Gedichten in Westricher Mundart von Ludwig Schandein.

Der Dah is schun unner, ke Sternche erscheint,
Es sitzt in der Kammer e Motter un greint;
Un's Licht in der Ampel das flimmert so trib,
Im Bettche leit dotkrank ehr Kinnche so lieb.

Ehr Kinnche so lieb, ehr alleniges Kinn,
So trausam un herzig, wie Engelcher bin;
's hot rosig geblüht, nau wie Lilje so blaß,
Drum greint sich die Motter ehr Aue so naß.

Un 's Kinnche das langt mit de Aermcher in Heh:
»O Motterche, nemm mich, es dut mer so weh!«
Un guckt se debei so bedäuerlich a',
Was fit do e Motter, wo helfe net kann?

Sie nemmt es ball zu sich un schockelt's im Ar'm,
Sie kißt un sie drickt es am Herze sich war'm;
Ball bett se es wäch in sei Kißcher enei',
Doch kann em jo all das ke Linnering sei'.

Nau kniet se sich nirer un jomert zu Gott:
»O helf doch meim Kinnche, helf mer aus der Noth!
Un soll es dann sei, o so hol es doch glei,
Dann bin doch dem Wörmche sei Marter vorbei!«

So hot se gebet, un schun manigi Nacht
Hot Motter in Aengschte beim Kinnche verwacht.
Nau is se so mid un se sehnt sich noh Ruh,
Un bald dut der Schlummer de Aune ehr zu.

Ehr Liebche ruht ah nau, un all is der Gram:
Liebherrgott der schenkt ehr e selige Tram;
Un all is 's Gejomer, wo's Herz so verwundt —
Ehr Liebche das bliht jo so frisch un gesund!

So frisch un gesund un so lieblich un mill,
's is bei ihm en ann'res, se spiele so still;
Das guckt dann so hämlich, so weselich drei' —
Es kann nor en Engel, e Schutzengel sei'.

Un der sei Kumrädche am Handelche fehrt,
Als hättese ewig schun sammegehört;
Un wo es ah hi' will, ball noh un ball weit,
Do geht ihm der Engel ah wachsam zur Seit.

Sie kumme minann' in e Garte enei',
Der Garte könnt wul ah e Gottsacker sei':
Es wehe do Liftcher, halb lohlich, halb kihl,
So schneeweiße Blimcher die wachse do viel.

Wie's Kinnche die sieht, ach! do fräl es sich recht,
Es mehner un mehner so Blimcher sich brecht;
Es dut wie verzäuwert, es will se all ganz —
Un Blimcher die winne sich selwer zum Kranz.

Der Kranz ah vun selwer um's Köppche sich leht,
Un 's Kinnche wie'n Engel im Himmel do steht!
Die Motter, wie die so ehr Herzche erblickt,
Die is d'r wie nie noch so selig verzickt. —

Der Dah is schun unner, ke Sternche erscheint,
Der Engel will häme, will häme noch heunt;
Nor hinnig de Berje do schimmert's noch trib,
Der Engel nemmt Abschied vum Kinnche so lieb.

Un 's Kinnche so lieb, o! das kißt er un saht:
»Sei ruhig, mei' Liewes, eh's morje noch daht,
Dann will ich dich hole, du Engelche mei',
Mer wolle uf ewig beisamme dann sei'.«

Die Motter is wach do, ehr Tram is ah aus,
Un grad kummt am Himmel ah's Frühlicht eraus;
Sie guckt noh em Liebche, un 's Liebche is — dot!
Es leit wie verklärt do oum goldige Roth.

Es lächelt wie selig, als wann es noch wißt,
Wie siß es der Engel beim Abschied geküßt;
Un ah e linn Liftche durch's Fenschterche geht,
Wie wann mit de Flichel der Engel noch weht.

Un als m'r 's lieb Kinnche im Lädche erblickt,
Do war's mitem selwige Kranz ah geschmickt,
Im Handelche Blimcher wie selle geblüht,
Un Vögelcher singe am Gräbche ehr Lied.

Wul jomert's die Motter, doch findt se sich drei'
Un denkt dann: Gott will's jo, es soll jo so sei'!
Doch kränkelt se still, un ke Johr is erum,
Do hot unser Herrgott se zu sich genumm.

Meister Pauls und das Schnäpschen.

Eine wahre Geschichte.

(Schluß.)

Seitdem ich mich wieder dem Trunke ergeben, ging meine gute Frau mit einer mir noch jetzt unbegreiflichen Geduld mit mir um, sie schimpfte nicht oder erfüllte das Städtchen mit ihren Klagen, aber doch verlor sie ihre hingebende Liebe zu mir. Anfänglich bat sie noch, suchte mit mütterlichem Ernst mich auf die Folgen meines Treibens aufmerksam zu machen. Als das nicht half, schwieg sie, ja schwieg völlig. Dieses Schweigen war entsetzlich für mich, denn im Grunde hatte ich vor meiner Frau einen Respekt, wie gegen Niemand in der Welt. Sie that in jeder Hinsicht ihre Pflicht, sorgte mit dem ausdauerndsten Fleiße für's Hauswesen, nahm sich endlich, als ich anfing, säumiger zu werden, des Geschäftes an und hielt dann besser, als ich es verstand, die Kunden fest. Mir ließ sie nichts fehlen, was ich mit Recht hätte fordern können, aber die Hand war fühlbar erkaltet, die das Alles anrichtete. Ich wußte es dazumal grade so gut, wie ich es jetzt weiß, daß ich ihrer nicht werth sei, daß ich das beste Weib zu Tode quäle, auch wenn sie keinen Schmerzenslaut nach Außen kommen ließ, und daß ich das wußte, machte mir das Leben bis in seine Tiefen sauer und bitter. Und doch trank ich weiter.

Ein Anderes machte das Maß meines innern Jammers voll. Als ich anfing, nicht mehr vor allen Dingen für die Familie und ihren Wohlbestand zu sorgen, sondern meine Leidenschaft als das Hauptstück meines Thuns und Treibens betrachtete und behandelte, da war es das Erste, was meine Frau that, daß sie das Hauswesen an sich zog und die Pflege der Familie als ihre Hauptsache ansah. Die Kinder zog sie enger und inniger an sich, damit aber zog sie dieselben von mir ab und that praktisch, als ob ich gar kein Recht an sie habe; die Kinder schwiegen und lebten außer mir, wie die Mutter. Das erzeugte eine Art Elend in mir, welches mich in nüchternen Stunden fast zur Verzweiflung brachte, und ich war dann wieder elend genug, mit Schnaps den Jammer zu ersticken. Dazu war all mein Ansehen bei meinen Mitbürgern gesunken, und Respekt hatte Keiner mehr vor mir. Die meine Arbeit brauchten, wandten sich an meine Frau, mich selbst umging man, wo man nur konnte. Wer sollte sich auch mit einem Menschen gern abgeben, der endlich selten ganz nüchtern war, oft halbe Tage in den gemeinsten Kneipen herumsaß und seiner vortrefflichen Familie so unermeßliches Herzeleid bereitete, daß selbst meine eigenen Kinder sich auf offener Straße meiner schämen mußten. Und so ging's fast zwanzig Jahre lang. O ich habe gelernt, wie unermeßlich unglücklich der Branntwein den Menschen machen kann.

»Aber, Meister Pauls«, bat ich, »durch welches wunderbare Mittel seid Ihr denn von dem unseligen Trinken abgekommen? Ich bin mehr als neugierig, das zu erfahren.«

»Ja«, fuhr Meister Pauls fort, »das will ich noch erzählen, damit Ihr sehet, daß Gott auch den ärgsten Sünder erhört, wenn er ihn herzhaft anruft.

Meinen Georg hatte ich an's Handwerk gebracht, damit, wenn ich einmal nicht mehr der Werkstätte recht vorstehen könne, derselbe das Geschäft führe. Georg war ein braver Junge; beim Handwerk war er früh und spät, lernte und übte sich mit Geschick und Eifer, so daß ich bald keinen bessern Gesellen hatte, wie ihn. Georg hatte die Lehre längst überstanden, als er sich selbst nach der Fremde sehnte. Die Mutter fügte sich sehr schwer in die Trennung, obschon sie selber einsah, daß Georg recht habe. Mir schien es recht, daß Georg die Welt sehe, gehört einige Bekanntschaft mit der Fremde doch zu einem selbstständigen Manne. Wenn aber mein Georg reiste, dann sollte er auch auf der Reise etwas Ordentliches profitiren, und so wurde dann beschlossen, daß er jetzt gleich nach Brüssel gehe, wo ich selbst in meinem Geschäfte die besten Kenntnisse mir gesammelt. Also wurde zur Abreise gerüstet. So wie aber der Tag des Scheidens kam, wurde es mir selbst ganz eigenthümlich weh um's Herz. An den Jungen hatte ich mich angewöhnt, mehr als ich selber wußte. Ich begleitete meinen Sohn noch eine Strecke Weges. Wir wanderten den ganzen Tag, fast ohne ein Wort zu sprechen, neben einander. Mir war das Herz voll, und Georg litt auch mehr, als er sagen konnte. Am Morgen drauf, in A. hatten wir übernachtet, gingen wir wieder zusammen noch einen ganzen Tag bis nach Lüttich. Dort wollte ich scheiden. Mein Herz war dabei voll Jammer, den die plötzlich und tief erwachte Liebe zu meinem Sohne vergrößerte. Auf dem ganzen Wege war Georg sehr einsylbig gewesen; ihm lag etwas zentnerschwer auf dem Herzen. Ich wagte es nicht, der wahren Ursache seines Kummers nachzufragen, aus Furcht meine eigene Verurtheilung zu hören. Und doch rührte ihn meine Liebe zu ihm und daß ich so weit mitwanderte. »Vater«, bat Georg am Morgen, bevor wir uns trennen wollten, »laßt uns miteinander in die Kirche gehen und ein Vaterunser für einander beten.« Ich ging schweigend mit, konnte aber nicht beten. Georg jedoch betete mit einer Andacht in der Kirche, die mich ganz erschütterte. Wir gingen noch miteinander bis vor's Thor, dann blieb Georg stehen, sah mich an, wollte reden, aber noch immer versagte ihm die Stimme. »Nun, Georg«, stotterte ich heraus, »was hast du noch auf dem Herzen? Sag's mir nur, bevor wir von einander gehen!« »Ach Vater!« rief er schluchzend aus und ergriff meine beiden Hände, während er mit einem flehenden Blicke zu mir aufsah; »trinke doch keinen Branntwein mehr!« Mehr sagte er nicht, aber an's Herz fiel er mir weinend, »Vater, trinkt keinen Branntwein mehr!« wiederholte er noch einmal an meinem Herzen, das ganz zerschlagen war vor Leid und Beschämung. Ich weiß nicht mehr, was ich damals gesagt habe, war es mir doch, als müßten mir alle Sinne vergehen; aber das weiß ich noch, daß Georg getröstet weiterging und ich zur Stadt zurückkehrte, zur Kirche und nun erst anfing zu beten, wie ich es lange nicht mehr vermocht hatte. »Keinen Branntwein mehr zu trinken«, habe ich damals unserm Herrgott gelobt, koste es, was es wolle, und — hab's mit Gottes Gnade gehalten bis auf den heutigen Tag. Sie können sich die Ueberraschung und die Freude denken, als ich nun so umgewandelt nach Hause kam — wo man über mein Ausbleiben in der schrecklichsten Sorge gewesen — und wirklich mit meinem Gelübde Ernst machte. Jetzt erst fing ich wieder an, in der Familie zu leben und mich in ihr glücklich zu fühlen. Da wurde ich auch erst gewahr, wie Frau und Kinder bei zwanzig Jahre um meine Bekehrung gebetet, bis Gott sie erhört hatte. Meine Gesundheit, die durch das Trinken wankend geworden, begann sich wieder zu befestigen; schon nach 14 Tagen fühlte ich mich wohler, als ich seit Jahren gewesen war und danke jetzt Gott, daß er mir noch zwanzig Jahre geschenkt hat, für meine Jugendsünden Buße zu thun. Wie sie wissen, ist Georg in D. ein tüchtiger Schreinermeister und ein geachteter Bürger geworden. Meine Tochter macht mir noch im Alter das Leben schön und freundlich, seit die Mutter, nun sind's fünf Jahre her, selig im Herrn entschlafen.

Meister Pauls schwieg. Als ich mich nach dem dicken Groß umwandte, saß er noch richtig in der Ecke, war aber eingeschlafen. Die Branntweinflasche auf dem Tische hatte er völlig geleert. Ich überließ es meinem Freunde, den Fleischklotz hinaus zu schaffen.

Ein halbes Jahr später fuhr ich mit der Eisenbahn von Köln nach Aachen. Bei der Station in Düren stieg ein Bekannter aus meiner Heimath zu mir in den Wagen. Auf meine Frage, was es dort Neues gebe, erhielt ich zur Antwort: »Nichts Besonderes, als daß der dicke Groß todt ist.« »Wie, der dicke Groß? Und was hat ihm gefehlt?« »Ist an der Auszehrung gestorben«, lautete die Antwort. »Wie gelebt, so gestorben!« setzte der Mann drauf. Ich wollte nichts weiter wissen.

Das Mädchen auf dem Grabe.

Wehmuthsschwer, ach, auf des Vaters Todtengruft,
Welche einzig nur ein schwarzes Kreuzchen ziert,
Die noch nicht verschönt der Blumen zarter Duft,
Deren frische Hügel noch das Auge rührt,
Kniet betend ein Mädchen in dämmerndem Licht,
Das weinend aus Blumen den Trauerkranz flicht.

Hingezogen von der tiefen Trauerklag',
Welche dieser reinen Mädchenbrust entquoll,
Gab ich gern dem Drange meines Herzens nach,
Und schlich mich zum Kirchhofsthore theilnahmsvoll,
Und nun ich erstaunend ein Wesen erkannt,
Das oft ich mit inniger Freundschaft genannt.

»O wie arm bin ich!« ruft es jetzt klagend aus,
Zitternd windend an dem Todeskranze fort;
»O wie arm! und Niemand, Niemand mehr im Haus,
Der noch ferner wäre mir ein Schutz und Hort!« —
Und bebender fühlte ich schlagen mein Herz,
Konnt' länger kaum tragen mitfühlenden Schmerz.

Mich nicht ahnend, blieb von ihr ich ungeseh'n,
Und herzlich-innig betet sie an einem fort:
»Ach, ersetze du, mein Vater in den Höh'n,
Mir, was du mir nahmst, fleh' ich an diesem Ort!
Sei du doch im ferneren Dasein jetzt hier,
Was liebend mein Vater im Leben stets mir!«

So küßt sie das schwarze Kreuz, des Grabes Zierd',
Und umwand sofort es mit dem Blumenkranz;
Dann erhob sie sich, ach, leicht von ihrer Bürd'
Und durchdrungen von des Himmels Wonne ganz.
Und ruhiger ist sie nach Hause gekehrt,
Sie fühlte, daß Gott ihr Gebet hat erhört! —

Bosenbach, im Oct. 1854. J. K.

Geschichtliches.

Am 10. Juni dieses Jahres wurde nach der kurzen Bauzeit von 2 Jahren der von Einzelnen aus dem Volke und für das Volk geschaffene Palast von Sydenham auf der Grundfläche des Londoner Glaspalastes feierlich eingeweiht. Ein Chor von 800 Sängern unter Begleitung von 400 Instrumenten stimmte beim Eintritt der Königin die Nationalhymne an, und nachdem sie durch ihre treffende Antwort auf die Rede des Präsidenten Laing über Ursprung und Zweck des in seiner Art ganz einzigen und unerreicht dastehenden Baues auch hier den Weg zu den Herzen ihres Volkes gefunden, erflehte der oberste Landesgeistliche den Segen des Allerhöchsten auf ein Unternehmen herab, durch welches dem ganzen Volke alle wissenswerthen Erscheinungen auf dem Gebiete der Erde und im menschlichen Leben nahe gebracht und der Sinn für das Schöne und Erhabene unter den geringern Kreisen des Volkes geweckt und ausgebreitet werden soll. Hier werden dauerndere Siege über Unwissenheit, Aberglauben und irrige Vorstellungen gewonnen, als sie je auf blutigen Schlachtfeldern erstritten werden. Denn außer den merkwürdigen Erscheinungen im Reiche der uns umgebenden Natur bieten sich in diesem Volkspalaste die staunenswerthen Leistungen der Künste, die Fortschritte des menschlichen Geistes in allen Erfindungen, Zeiten und Gegenden zur Vergleichung dar, und zwar um den geringen Eintrittspreis von einem Schilling. Die edelste Wißbegierde findet hier nicht bloß in den weiten Sälen ihre Befriedigung, sondern in den ausgedehnten Gärten sind Werke der Bildhauerkunst neben Springbrunnen und Wasserfällen, welche den Glücklichen berauschen und auch dem Betrübten eine Thräne der Rührung in's Auge locken. Auf den ungewöhnlichen Reichthum des Sehenswürdigen von den Zeiten der Vorwelt an bis auf unsere Tage kann man schließen aus der schon begründeten Sydenham-Bibliothek, in welcher die Erklärungen zu den sogenannten vorweltlichen Thieren, und von da an zu all den reichen Schätzen aller Zeiten, welche hier anzutreffen sind, niedergelegt werden.

Die Größe des Unternehmens erhellt auch aus dem aufgewendeten Kapital von 700,000 Pfunden, welches man bis auf eine Million zu erhöhen beschlossen hat, um ein der allgemeinen Volksbildung und dem edlern Vergnügen gewidmetes Werk so vollständig als möglich auszuführen in der Nähe der reichsten Weltstadt und auf einem Hügel mit überraschender Aussicht. Hat irgend ein Land neben England etwas Aehnliches aufzuweisen?

Lesefrüchte.

† Nach Wahrheit forschen; Schönheit lieben; Gutes wollen; das Beste thun: das ist die Bestimmung des Menschen.

† Der edle Freund fühlt sich nach seiner uneigennützigen Gesinnung glücklicher, wenn er seinen Freunden helfen kann, als wenn er die Hülfe derselben in Anspruch zu nehmen sich genöthigt sieht, obwohl er diese auch nicht stolz und undankbar zurückweisen wird.

† Herzensfrömmigkeit ist eine der köstlichsten Perlen in der Krone der Freundschaft und Liebe. Die höchsten Güter menschlichen Wohlseins werden dabei in Betracht gezogen und dem Freunde zugeführt. Sie reinigt ja das Herz von der Selbstsucht niedern und gefährlichen Trieben und das Band des Glaubens, der Liebe und Hoffnung umschließt sie mit den Freunden für dieses und jenes Leben.

† Wie viele zarte Berührungspunkte gibt es nicht im Geiste und Herzen wahrer Freunde! dieselben betrachten ja die wichtigsten religiösen und irdischen Gegenstände aus demselben Gesichtspunkte; ihre Urtheile darüber stimmen so mit einander überein, daß kein heftiger und andauernder Streit deßhalb entstehen kann. Selbst ihr Zusammenwirken für die edelsten Zwecke ist das freudigste.

† Die Sterblichen sind gleich. Nicht die Geburt,
Die Tugend nur macht allen Unterschied. Göthe.

† Herzen und Geister fühlen sich durch gleiche oder doch ähnliche Schicksale und Ansichten mehr als durch Anderes zu einander hingezogen und darum schließen sie gern den innigsten Bund der Freundschaft und Liebe.

† Das größte Lob über das weibliche Geschlecht hat wohl der Prophet Muhamed ausgesprochen, indem er sagte: „Mein Reich geht zu Ende, wenn die Frauen erkannt werden.“

† Wenn das Gebot der Pflicht dich den Kreisen liebender Verwandten entrückt, wenn Vater und Mutter dich verlassen haben, findest du in dem Tempel der Freundschaft eine Zufluchtsstätte bei Verfolgung, Unglück und Gefahr, und eine schattige Laube zu frohem Lebensgenusse in der Drangsalshitze.

† Eine gewiß erschöpfende Charakteristik des weiblichen Geschlechtes ist die vom Dichter Seume gegebene in folgender Stelle:

„Der Freuden Mutter und der Marter Quelle,
Das Heil und Gift für Seel' und Leib,
Der Erde Paradies und Hölle
Liegt in dem Worte — Weib!"

Wahre Weisheit.

Wer mit kleinen Freuden sich begnügen kann,
Der ist fürwahr ein kluger Mann!
Man braucht des Goldes nicht, um zu genießen,
Gott legt die Freude Weisen zu den Füßen.
Wer über Weniges sich freuen kann,
Er sei der Aermste, ist ein reicher Mann.

Den immer wieder nach Glück Verlangenden.

Wer nicht den Himmel in sich selber trägt,
Aus sich allein die Quellen strömen läßt,
Die allen Durst nach Seligkeiten stillen,
Dem muß ein jedes Glück vergänglich sein.

Eine Frage.

Ein graues Kleid nur hat die Nachtigall,
Wenn silberhell auch tönen ihre Lieder;
Dem Schmetterlinge fehlet, ach! der Schall,
Wie farbenprächtig glänzet sein Gefieder.
Darum das Leid im Lied der Nachtigall?
Darum der Tod auf Schmetterlingsgefieder?

Humoristisches.

(Präsidial-Weisheit.) Der Präsident ließ die Vorsteher der Schuhmacher in *** zu sich kommen und sagte ihnen: „Meine Herren Deputirte der löbl. Schuhmacherzunft! — Ich habe Sie rufen lassen, um einem Crawall vorzubeugen, da Sie sich kein Beispiel an den Bäckern zu nehmen scheinen. Ich weiß aus den genauesten Quellen, daß das Leder bedeutend wohlfeiler wurde und rathe Ihnen daher freundlich, auch die Stiefel größer zu machen als bisher, da ich sonst für die Folgen nicht stehen kann."

(Die zerstreute Wittwe.) „Christian, geh' einmal hinüber in die Pfarre und sag' dem Hrn. Oberprediger eine gehorsame Empfehlung von mir und meinem Mann und er wäre diese Nacht selig in dem Herrn entschlafen."

(Freundschaftliches Darlehen.) A. „Freund! einziger Freund! ich bitte Dich, leihe mir 5 fl. Conv.-Mze." — B. Unmöglich! denn ich habe selbst kein Geld." — A. „Ha! es bleibt mir also nur ein letztes schreckliches Mittel übrig: ich stürze mich in's Wasser!" — B. „Du hast gut reden; der Fluß ist ja zugefroren; aber damit Du siehst, daß ich Dir einen Liebesdienst erweisen will — da! da hast Du meinen letzten Gulden, laß Dir dafür das Eis aufhauen!"

(Schwabenwitz über die Eisenbahn.) Jüngst sah ein Bauer auf dem Zimmerplatze zu Ulm zum ersten Male dem Abgehen eines Zuges zu. Als das feuerschnaubende Ungethüm mit seiner langen Wagenreihe unter seinen Füßen vorübergebraust war, wandte sich der Bauer gegen seinen Nachbar und machte seinen Gefühlen Luft, indem er sagte: „Wenn ma sonscht uf d' Rois ganga ischt, so hat's g'hoißa: fort in Gottes Nama! Jetzt aber hoißt's: fort ins Tuifels Nama!"

Ein Sonderling kam auf die Idee, sich das Schlafen abgewöhnen zu wollen. Am dritten Abend kleidete er sich plötzlich aus und erklärte dabei: „Ich will erst durch einen erquickenden Schlaf neue Kräfte sammeln, und dann morgen sehen, ob mir mein Vorhaben besser gelingen wird!"

Räthsel.

Es fliegt mit struppigem Gefieder
Ein armer Vogel in der Luft;
Der arme Vogel singt nicht Lieder
Und freut sich nicht am Blumenduft.

Ach, andres Werk hat er zu treiben,
Er sucht sich einen stillen Ort,
Und darf an keiner Stelle bleiben
Und muß beständig wieder fort.

Er möchte gern auf Erden wohnen,
Er hat die Erde gar zu lieb,
Und sehnt sich nach den Regionen,
Wo man ihn aus dem Neste trieb.

Drum soll er nicht an Heimweh sterben,
So fang den Vogel ein, zwei, drei;
Und soll der Freund ihn von dir erben,
So laß ihn hurtig wieder frei!

Doch hüte dich vor allen Dingen,
So theuer dir sein Leben ist,
Es mit den Händen zu vollbringen,
Der Vogel stirbt zur selben Frist.

Wie mancher war in seinem Leben
Ein solches armes Vögelein,
Und mußte wider Willen schweben,
Und immer in der Hetze sein.

Er mußte sich zu Tode fliegen,
Doch als er leblos niederfiel,
Da ließ das Glück ihn endlich liegen
Und suchte sich ein andres Spiel.

Waldfischbach. A.

Auflösung der Charade in Nro 20:
Mannheim.

Euseler Fruchtpreis vom 24. November.

Der Centner Weizen 9 fl. — kr. Korn 7 fl. 57 kr. Spelz 5 fl. 47 kr. Sommergerste 6 fl. 39 kr. Wintergerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 45 kr. Erbsen 6 fl. 26 kr. Kartoffeln 2 fl. 30 kr. Ein Kornbrod 30 kr. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 10 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinenfleisch 15 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 22.
Freitag.

1854.
den 1. Dezember.

Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins" vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Der Armen-Freund.



Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung mehrerer Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] [St. Johannisvereins.

Wer nicht der Armuth reicht die Hand,
Wenn wohl sein Haus bestellt,
Der geht herum als ein Barbar,
Vor Gott und aller Welt.
D.

Ein Lied im Winter.

Spatzen sind die Proletarier
In dem großen Vogel-Reich.
Liegt ein Brosam nur am Fenster,
Sammeln sich die Spatzen gleich.

Gönnt dem armen, kahlen Spatzen
Gern das mag're Brosamlein.
Kenntet Ihr den Hunger, Reiche,
Würdet Ihr barmherzig sein.

In dem Schnee des späten Winters
Ist des Vögleins Nest so kahl!
Habt Erbarmen, schickt dem Armen
Täglich von dem reichen Mahl!

Arm und Reich, — die Dissonanzen
Läßt der gute Gott besteh'n!
Um des Mitleids schönste Blüthe
Rein im Menschenherz zu seh'n!

Die Unglücksschmiede am Worbisberge.

(Eine auf Thatsachen beruhende Erzählung aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.)

Vor ungefähr 150 Jahren stand an der Landstraße, die sich von der Sechsstadt Budissin über den Woibisberg durch Neusalza und die langen Weberdörfer nach der reichen Sechsstadt Zittau hinzog, dicht am Worbisberge, nicht weit von dem Dorfe Worbs, eine alte schwarze Schmiede. Der alte Meister Günther, dem sie gehörte, war ein rechtschaffener Mann, und befand sich wohl, denn zu seiner Schmiede hatte er für sein durch schwere Arbeit verdientes Geld noch Aecker und Wiesen gekauft, deren Ertrag, verbunden mit seinem Handwerke, ihn nicht nur hinlänglich ernährte, sondern auch noch ein kleines Sümmchen jährlich zurücklegen ließ.

Der Schmied Günther hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter, Christel, die ihm nach dem Tode ihrer Mutter die Wirthschaft führte und ein frommes, häusliches und wirthschaftliches Frauenzimmer war. Sie lebte sehr eingezogen und hielt wenig Umgang mit ihren Altersgenossinnen, weßhalb sie gewöhnlich nur die stille Schmied-Christel im Dorfe und der Gegend hieß.

Der alte Günther hatte viel Arbeit bekommen, daher war es ihm sehr lieb, als gegen Ostern ein böhmischer Geselle bei ihm einwanderte, den er ohne Weiteres sogleich behielt. Wolfram — so hieß der Geselle — gehörte gerade nicht mehr zu den Jüngsten, er mochte doch schon tief in den zwanziger Jahren seyn; sein Gesicht war auch eher abschreckend, als einnehmend, denn er sah recht schwarzbraun aus und seine Augenbraunen zog er immer finster zusammen, so daß, wer ihn nicht kannte, sich ordentlich hätte vor ihm fürchten mögen; er sprach wenig und war verschlossen und kalt, aber die Hauptsache: er war ein ausgezeichnet guter und schneller Arbeiter, der ein Stück Arbeit lieferte, wie es hier in der Gegend noch nicht gesehen worden war. Darum schätzte ihn auch der Meister Günther hoch, und der Geselle ward ihm alle Tage lieber, da er mit Niemand weiter Umgang pflegte als mit ihm, meistentheils blos daheim saß in den Ruhestunden und auch einige Thaler in seinen Wanderjahren sich gesammelt hatte.

Anders war es mit der stillen Christel. Diese empfand bei dem ersten Anblicke dieses Gesellen ein gewaltiges Grauen vor ihm, das sich lange nicht bei ihr verlor und erst die Gewohnheit, ihn täglich um sich zu sehen, zuletzt nach und nach vertilgte.

Vater Günther sah es sehr gern, wenn Wolfram, wie es später öfter geschah, sich um seine Tochter bemühte und ihr gefällig zu sein trachtete, denn er hätte es für's Leben gern gesehen, wenn aus Beiden ein Paar geworden wäre; er war schon betagt und der Herr konnte ihn schnell einmal abberufen, da wollte er sein herzliebes Kind vorher noch an einen fleißigen und ordentlichen Mann versorgt sehen. Und dazu schien ihm der Wolfram der Geeignetste zu sein. Er ließ auch deßhalb manchen Wink für den Gesellen fallen, der bei Letzterem nicht auf unfruchtbaren Boden fiel; ob bei ihm eine wahre Zuneigung zur Christel, oder bloß der Gedanke: mit ihrer Hand erhälst Du diese Schmiede mit den dazu gehörigen Aeckern und Wiesen, — ihn vermochte, sich um ihre Gunst zu bewerben, das vermochte freilich kein Mensch zu entziffern, denn Wolfram blieb verschlossen, finster und schweigsam gegen Alle, wie von Anfang an. —

Wolfram faßte sich endlich Herz, führte die Christel einige Male in die Wirthsschenke zum Tanze, was doch sonst gar nicht seine Art war, und hielt dann um ihre Hand an. Sie sagte auf diesen Antrag nicht Ja und auch nicht Nein;

dafür aber sprach hocherfreut der Vater sein Ja, und in 8 Wochen waren die beiden Leute Mann und Frau. Die Leute schüttelten hierzu bedenklich mit dem Kopfe und meinten, das brave Mädchen hätte wohl noch einen bessern Mann bekommen, als den hergelaufenen böhmischen Schmiedegesellen, oder: das Paar passe ja recht prächtig zusammen: die stille Schmiede-Christel und der finstere böhmische Wolfram, der in 14 Tagen kaum ein Wort rede; das werde eine rechte ruhige Ehe geben! und was dergleichen Geschwätz noch mehr war.

Das junge Ehepaar lebte, wenigstens dem Anscheine nach, recht glücklich zusammen; Wolfram that seiner Frau, wenn auch gerade nichts zu Liebe, doch auch nichts zu Leide, und der alte Günther freute sich, nun an ihm einen tüchtigen Nachfolger im Handwerke zu haben, der seine Tochter mit seiner Hände Arbeit gut ernähren konnte, auch gedachte er sich bald ganz zur Ruhe zu setzen, da er immer schwächlicher und kränklicher wurde.

Da eines Tages — es war ungefähr ein halbes Jahr nach seiner Hochzeit — kam Wolfram in das Dorf gelaufen mit einem etwas verstörten Gesichte, suchte die Gerichte auf und meldete ihnen, daß seinen Schwiegervater ein großer Unglücksfall getroffen habe, er liege daheim todt, mit zerschmettertem Kopfe; ein Pferd, das er beschlagen wollte, habe ausgeschlagen und ihn gerade am Hirnschädel getroffen, so daß er auf der Stelle, ohne nur einen Laut von sich zu geben, todt niedergesunken sei!

Auf den Wunsch des Schmiedes begaben sich die Gerichte und viele Einwohner des Dorfes mit Wolfram in die Schmiede, um hier näher den Todten zu besichtigen. Man hatte auch den in einem benachbarten Dorfe wohnenden Gerichtsschreiber holen lassen, um ein Protokoll über den Thatbestand auf der Stelle aufzunehmen.

In seiner Stube erzählte der Schmied Wolfram nun den ganzen Hergang ausführlicher, wie folgt:

„Der Richter von Krostau, der auf Osterbesuche drüben in Eunewald gewesen, kam hier vorübergefahren und rief den Meister an: Mein Handgaul hat das linke Hintereisen verloren, legt ihm eins auf. Ich fahre derweil einspännig bis zur Worbsschenke, wo ich noch mit dem Wirth etwas abzusprechen habe, von dort schicke ich hinaus und lasse das Pferd holen. — Gesagt, gethan. — Wir haben das Pferd oft beschlagen. Es steht wie ein Schaf im Stall. Der Vater bindet es mit der Halfter an den Pfahl, hebt ihm den Fuß auf und sticht ihm mit dem Raspeleisen etwas ab, derweil ich hineingehe, ein Eisen in's Feuer zu legen. Kaum habe ich den Rücken gewandt, so höre ich einen Schlag, als ob man einen Topf in Scherben schlägt. Ich springe hinaus, — da liegt mein Schwiegervater auf dem Rücken, streckt beide Hände hoch in die Luft, wälzt sich noch einmal und ist mausetodt. Als ich zugreife, regt er kein Glied mehr; der Gaul hatte sich losgerissen und lief in's Feld. — Was der Vater angefangen hat — ich begreife es nicht! Ob er ihm mit dem Eisen wehe gethan — oder ob eine Hornisse das Thier gestochen und wild gemacht hat — wer kann's wissen!“

Die Bauern standen starr wie die Leichensteine und horchten auf. Die wilden Augen des Schmieden Wolfram rollten unheimlich bei der grauenvollen Erzählung. Es lief Allen ein Schauer über den Rücken. — Todtenstille war es, nur die Christel hörte man schluchzen; sie war am Bett niedergekniet.

„Steh auf, Christel,“ sprach Wolfram, „aufwecken kannst Du ihn nicht, und Dir könntest Du Schaden thun, Du weißt, was ich sagen will!“ Sie gehorchte stumm; bleich wie Schnee, zitternd schlich sie hinaus.

Der Bader besichtigte den Schädel. Das ganze Stirnbein war eingeschmettert. Es wurde ein Protokoll aufgenommen und ganz in der Ordnung verfahren.

Nach drei Tagen begrub man den Meister Günther und sein Schwiegersohn war sein alleiniger Erbe. — Der Meister Wolfram arbeitete nun allein in der Schmiede. Und er arbeitete von früh bis spät. Aber es war doch still und öde im Hause. Die Bauern hielten sich nicht länger auf, als sie mußten. — Der Schmied sprach wenig und rauh; aber er machte treffliche Arbeit und hatte vollauf zu thun. Doch nahm er keinen Gesellen an; selbst nicht, was öfters geschah, wenn er auch vier, fünf Tage vom Hause wegblieb, um, wie er sagte, auswärts besser einzukaufen, als er daheim konnte, Werkzeug, Eisen, Kohlen, und was er sonst brauchte. Wo er kaufte, wußte Niemand. Aber er mußte gute Geschäfte machen, denn er wurde von Tag zu Tag reicher. Er hatte hübsch geerbt vom alten Günther, allein er erwarb noch besser dazu. Hier kaufte er einen Acker, dort eine Wiese, und, er hatte auch dabei die Eigenschaft, daß er die Leute ordentlich zu zwingen wußte, ihm das zu überlassen, was er haben wollte. Es getraute sich keiner, es ihm abzuschlagen, und, das mußte man ihm lassen, er bezahlte, was recht war, nicht drüber und nicht drunter. Aber bei allem Glück hatte er doch Unglück! Großes Unglück!

Die Christel genaß um Michaelis eines Töchterchens. Alles war glücklich gegangen. Etliche Tage nach der Entbindung ging der Schmied wieder, um einzukaufen. Nach der zweiten Nacht, als früh die Magd hinaufkam, um der Wöchnerin die Morgensuppe zu bringen, findet sie Alles so todtenstill in der Kammer. Sie verwundert sich, tritt an's Bett, will die Frau wecken, — keine Antwort. — Die Wiege war leer! — Sie ahnt Unglück, weckt die Frau stärker — vergeblich — — sie war todt. Das Kind lag unter ihr, erstickt! — Wie sie gestorben, hat kein Mensch erfahren. Abends kam der Schmied nach Haus und fand Weib und Kind nicht wieder!

Seitdem blickte er noch finsterer und sprach noch weniger und rauher als bisher. Allein er arbeitete fort und fort für Dreie und hatte zu thun vom Morgen bis in die Nacht, so daß er noch öfters einkaufen gehen mußte, und zu Zeiten acht Tage und länger wegblieb. Dennoch verdarb er sich die Kundschaft nicht, denn seine Arbeit war dreimal besser als jede andere, und die Leute kamen meilenweit, um die Pferde von ihm beschlagen zu lassen. Auch wurde er zusehends reicher, kaufte Aecker um Aecker, bestellte aber nichts selbst, noch hielt er mehr Gesinde, als einen Knecht und eine Magd, aber er verpachtete im Ganzen, was er Einzeln zusammenkaufte. Umgang hatte er mit Niemand, und wo ihm Jemand auf der Landstraße begegnete, da wich er ihm aus. Pferd und Wagen brachte man gern zu ihm, aber Menschen wollten nichts zu thun haben mit dem Schmied von Worbis.

(Fortsetzung folgt.)

Genie und Fleiß.

Der Mensch hat in sich, in seinem schöpferischen Geiste ein Buch liegen, aus dem alle andern Bücher, im Grund genommen, herkommen und schon gekommen sind. Man denke sich nur den Verstand und den Kreis seiner Verrichtungen; die Vernunft, die köstliche Bürgerin des Himmels, mit allen ihren Funktionen; das Gedächtniß, diesen merkwürdigen Aufbewahrer und Behälter, welcher, wie der Magnet, in's Unendliche verstärkt werden kann; das Vorstellungsvermögen, das mit der Vergangenheit immer in Correspon-

denz steht; die Kraft des freien Willens; das Gefühl und so viele Kräfte, die in unsern Geist gelegt sind, so wird man finden, daß der Mensch reicher ist, als man glaubt.

Dieser Reichthum, aus dem selbst der finanzielle Reichthum quillt, der in unserer Zeit eine Hauptrolle spielt, wird oft erst kennbar und erhält erst Würdigung in den Tagen der Noth, von der man sagt, daß sie die Lehrerin der Künste sei. Kann gleichwohl nicht jeder Stern eine Sonne sein, da oft eine Sonne heiß genug macht, so ist doch jeder Stern ein köstlicher Körper. Ohne Bild gesprochen — ist nicht jeder Mensch zu großen Rollen auf dem Welttheater bestimmt, so ist doch jeder Mensch eine eigene geistige Welt, die ihre eigenen Schicksale hat. Von diesem Gedanken beseelt, sprach der alte Grieche im Sturm auf hoher See: „Ich trage mein Vermögen alles bei mir.“ Er meinte seine Talente, die er so mit Kenntnissen und guten Grundsätzen bereicherte, daß er überall sein Leben fristen konnte ohne vergänglichen Reichthum. Und Derjenige, welcher Welt und Menschen am besten kennt, sagt: „Sammelt euch Schätze, die weder Motten noch Rost fressen, noch die Diebe nehmen können.“ Und in der Geschichte der neuen Zeit haben wir fürstliche Personen gesehen, welche im Elend umherirrten, und lediglich auf ihren Kopf und auf ihr Herz beschränkt waren, die dann ihr Vermögen ausmachten.

Kein Mensch hat einen Freiheitsbrief vor Armuth und vor Unglücksfällen überhaupt. Dieß und die Geschichte, sowie die vernünftige Selbstliebe fordern den Menschen mächtig auf, sein Genie, so viel er dessen besitzt, und Fleiß mit einander zu verbinden. Kein Mensch kann sich ohne diese beiden Geister auszeichnen, oder auch nur zu einem ordentlichen Mitglied sich erheben; denn nur beide — Genie und Fleiß — machen den brauchbaren, den großen Mann.

Der Mensch muß sich bei seinen Bestrebungen immer nach seinen Kräften richten; er soll dieselben nicht überspannen, sie aber auch nicht öde liegen lassen. Es wäre thöricht, bei mittelmäßigen Fähigkeiten nach den höchsten Dingen zu streben, und bei vorzüglichen Fähigkeiten sich mit dem Geringsten zu begnügen. Ein mittelmäßiger Verstand bringt es durch anhaltenden Fleiß oft weiter in seiner Laufbahn, als ein großes Genie ohne Fleiß. Ehre, Ruhm, Achtung und öffentliche Anerkennung sind nur ein Preis der Anstrengung. Wer Welt und Menschen am besten kennt, sagt: „Der Himmel leidet Gewalt und nur die Gewaltigen werden ihn erobern.

Manche würden die höchsten Ehren erlangen, wenn sie bei ihrem Genie ihre natürliche Trägheit überwinden könnten. Zur Besiegung der Trägheit, die so oft uns begegnet, beherzige man die goldenen Früchte des Fleißes und halte sie den Früchten entgegen, die aus der Trägheit kommen. Dieser Gegensatz wird gewiß uns für den Fleiß einnehmen. Um nicht fremd zu sein in seinem eigenen Geiste, in seiner eigenen Behausung, mache man nicht zu viel aus sich — so sind wir bewahrt vor Stolz, der uns blendet; so mache man nicht zu wenig aus sich, so sind wir bewahrt vor dem Extrem, das uns wegwirft. Vor allen Dingen muß man seine natürlichen Talente richtig kennen und beurtheilen lernen. Der Mensch ist sich selbst das größte Studium. Selten ist ein Mensch von der Natur ganz verwahrlost. Derjenige, welcher Welt und Menschen am besten kennt, sagt, daß der Eine fünf Talente empfangen, der Andere drei, der Andere vier, der Andere zwei, der Andere eins empfangen hat. Keiner ist leer ausgegangen. Die meisten Menschen thun ihrer Natur Gewalt an; daher kommt es, daß sie in keiner Sache viel leisten. Es muß Einheit und Einigkeit unter den Kräften sein, die vereint auf einen Punkt sich hinwerfen. Was man lernt und weiß, soll man gründlich lernen und wissen. Die Zeit lehrt oft spät, daß man sich aus Leidenschaft in der Wahl übereilt hat. In der Wahl seiner Geschäfte und noch mehr in der Wahl seines Standes sei man auf die Frage bedacht, ob wir für den Stand, oder er für uns tauge. Dann sei man fleißig wie die Bienen und Ameisen. Wer Kräfte hat, wird durch Gebrauch noch mehr bekommen, wer sie nicht braucht, dem wird auch Das, was er hat, genommen.

Es gibt keine Schönheit ohne Flecken, noch eine Vollkommenheit ohne Mängel, wenn nicht Fleiß und Kunst nachhelfen. Diese beiden Geister verbessern das Schlechte und machen das Gute noch besser. Ohne Kunst und Fleiß sind die besten Anlagen roh und unausgebildet und die größten Talente bleiben in der Mittelmäßigkeit. Ohne Kunst und Fleiß weiß der Mensch nichts recht und ist ungeschickt in allem, was er thut. Der Fleiß macht eine ganz andere Natur. Das Schöne wird durch Fleiß noch schöner; das Wahre und Gute sind Schätze, die nur durch Fleiß ausgegraben werden können. Sümpfe sind ausgetrocknet worden durch Fleiß und Kunst. Wüstenelen sind in Gärten verwandelt worden durch Kunst und Fleiß; und hiedurch in vielen Ländern das Klima verbessert. Wie im Großen, so verhält es sich im Geiste eines einzelnen Menschen, dessen individuelle Welt veredelt wird, wenn der Verstand angebaut, die Vernunft gepflegt wird.

Man trifft Menschen, die unausgebauten Häusern gleichen. Mit der ersten Begrüßung hat die Unterredung ein Ende; denn die Worte erschöpfen sich bald, wo der Verstand wüste ist. Die Täuschung ohne Nachdruck besteht nur kurze Zeit. Unerschöpflich ist die Quelle der Unterredung mit Menschen aller Stände, wenn die Anlagen des Geistes gut gepflegt sind.

Zuruf.

Alles kann sich umgestalten!
Mag das dunkle Schicksal walten,
Muthig! auf der steilsten Bahn.
Trau' dem Glücke, trau' den Göttern,
Steig', trotz Wogendrang und Wettern,
Kühn, wie Cäsar, in den Kahn.

Laß den Schwächling angstvoll zagen!
Wer um Hohes kämpft, muß wagen,
Leben gelt' es oder Tod.
Laß die Woge donnernd brausen,
Nur bleib' immer, magst du landen
Oder scheitern, selbst Pilot!

Lesefrüchte.

† Die Sonne lockt Blumen aus der Erde, und die Liebe Tugenden aus dem Herzen.

† Man lernt den Werth der Freundschaft besonders dann erst recht schätzen, wenn Einem das hohe irdische Glück entriffen ist, Eltern zu besitzen. Wem soll man dann seine Liebe, sein Vertrauen an den Tag legen, als guten Menschen?

† Die Bitterkeiten der Freundschaft lassen uns die Süßigkeiten der Freundschaft und Liebe desto höher schätzen.

† Lesen ohne Nutzen für Geist und Gemüth heißt: säen, ohne ernten zu wollen; man könnte eben so gut den Meeressand pflügen oder das Meer selbst, und unter allen Mitteln, die Zeit zu verlieren, ist dieses eines der schlechtesten. — Das

Gemüth einer Frau, die Alles ließt, was der Zufall herbeiweht, gleicht dem Himmel an einem stürmischen Tage, wo wechselndes, hin- und herziehendes Gewölk dem Lichte nur selten einen Durchblick vergönnt.

Zu gehen habt Ihr bald gewagt,
Warum wagt Ihr zu denken minder?
Zum Gehen seid Ihr nicht verzagt;
Im Denken bleibt Ihr ewig Kinder.

Altdeutsche Sprüche.

Mit Gott thu Alles fangen an,
So wirst du Glück und Segen han.
Der Menschen Fleiß gar nicht gelingt,
Wenn Gott nicht einen Segen bringt.

Kirchen gehen säumet nicht,
Almos geben armet nicht,
Herren Gunst erbet nicht,
Unrecht Gut gedeihet nicht.

Beichten ohne Reu,
Lieb haben ohne Treu,
Almos geben zum Gesicht,
Solche Werke taugen nicht.

Laß das Glück dich nicht verführen,
Noch das Unglück perturbiren;
Nimm dir auch nichts Böses für,
Sonst steht Straf' dir vor der Thür.

Wer was weiß, der schweige,
Wer wohl ist, der bleibe,
Wer was hat, behalte,
Unglück kommt gar balde.

Liebesprobe.

„Tonele, hast mi denn auch gern?!“
„Franzel, i kann D'rs gar nit sagen!“
„Möch'st denn auch weinen, wenn i sterbet?“
„O je, probir's nur; möchst seh'n, wie i dann weinen thät!“

Der Entschluß.

Sei auch mein Lebensweg mir dunkel oder helle,
Ich bin und bleibe immer still,
Der Wahlspruch, den ich mir zu meiner Ruhe stelle,
Ist der: Ich will, was Gott nur will!
Die Ruhe soll kein Wechsel meiner Tage stören,
Was ich nicht ändern kann, das soll Geduld mich lehren.

Mutter-Erde.

Erde, wie bist du so gut: Wenn dich der Landmann verwundet
Und mit der Haue dich schlägt, gibst du ihm reichliches Brod.

Humoristisches.

Lehmann: Herrjees, Pietsch, womit schleppste Dir denn da so, det De orntlich keuchst? Wat haste denn da in det Packet untern linken Arm?

Pietsch (holt tief Athem); Lauter Schreibfedern!

Lehmann: Un wat haste da in die furchtbar große Kruke in de rechte Hand?

Pietsch: Da is Tinte drinn!

Lehmann: Na, nu wozu is'n det?

Pietsch: Det will ick Dir sagen. Ick bereite mir uf den jroßen Feldzug im nächsten Frühjahr vor.

Pietsch: Du, Lehmann, Abraham a Sancta Clara hat jesagt: Juter Wein erzeugt jude Jedanken. Det is wahrhaftig wahr. Ick habe mal früher eenen Herrn jehatt, der hat nie 'ne Flasche juten Wein getrunken, ohne det er jleich en sehr jescheidten Einfall hatte.

Lehmann: Wirklich? Jedes Mal nach eene Flasch eenen sehr jescheidten Einfall?

Pietsch: Jedes Mal!

Lehmann: Na, wat war'n det vor eener?

Pietsch: Er bestellte sich sojleich die zweete Flasche.

„Ich liebe Dich, mein Kind! sprach der Onkel zu seiner Nichte, „und wenn Du willst, so wirst Du meine Frau.“ Die Nichte verneigte sich und sagte: „Ich danke recht sehr, ich mag nicht meine Tante werden.“

Eine Londonerin ging in einen Laden, um sich Atlas zu kaufen. „Der Atlas ist schön“, sagte sie, „ja, aber ich fürchte, er werde brechen.“ — „Der brechen?“ erwiederte der Seidenhändler, „ich versichere Ihnen, der Zeug hält ewig; und hernach können Sie sich noch ein Unterröckchen daraus machen lassen.“

Logogryph.

Ich bin die Erde selbst, und Sonne, Mond und Sterne
Sind wohl mir gleich, und nichts beweglich so wie ich; —
Nimm mir das Herz, ein f anstatt zeigt dann Dir gerne
Die Stadt, wo man als Räthsel hat gedeutet mich.

— den 25. Nov. 1854. — —

Leserräthsel.



Briefkasten.

(Herr A. in W. bitten wir um die Auflösung d. R.) — (Hr. F. in B. wolle uns noch Einiges zusenden von dem jungen H.) — (Hr. K. das.: Das aufgenom. Ged. hat eine wesentl. Correctur bestanden. Wie gesagt, entweder scandire man nach Jamben, Trochäen oder Dactyllen, nur nicht Walzer und Galoppade durcheinander.

Cuseler Fruchtpreis vom 1. Dezember.

Der Centner Weizen 9 fl. 2 kr. Korn 7 fl. 53 kr. Spelz 5 fl. 48 kr. Sommergerste 6 fl. 32 kr. Wintergerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 45 kr. Erbsen 6 fl. 25 kr. Kartoffeln 2 fl. 25 kr. Ein Kornbrod 30 kr. Ochsenfleisch 12 kr, Kuhfleisch 10 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinenfleisch 15 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 23. — 1854.

Freitag, den 8. Dezember.

Der Armen-Freund.

Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.



Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung mehrerer Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungsnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] Gleichwie die Sonn' aus der Erde köstliche Blumen hervorlockt, So lockt die Vereinung größere Macht hervor. [St. Johannisvereins.

Union.

Von zwei verschiedenfarb'gen Blumenarten
Nahm Max der Saamenkörner just ein Paar,
Und pflanzte sie im holden frühen Jahr
An einen und denselben Ort im Garten.

Wie übertraf der Sommer sein Erwarten,
Als seiner Saat ein Stamm entsprossen war,
Umkränzt von Blüthen zaubrisch wunderbar
In ihrer Farbenmischung, der so zarten.

O Union, gleich solchem herrlich großen
Und blüthenreichem Stamm erscheinst du mir,
Aus zweien Saamenkörnern stark entsprossen.

O Schade, daß so Manche sich an dir
Ob deiner Blüthen Farbenmischung stoßen,
Ob dieser grade deiner schönsten Zier!

Ludw. Maurer.

Die Unglücksschmiede am Worbisberge.

(Fortsetzung.)

„Der Schmied hat doch Glück! — Sagt' ich's Euch nicht immer? Er wird schon wieder freien! Und die Dirnen, wenn sie auch ein Grauen vor ihm haben, schlagens ihm doch nicht ab! Und nun wird's wahrhaftig wahr, so wahr ich Velten der Häusler heiße!“ So erzählte Velten Sonntags im Kruge.

„Nun? Und wen freit er denn? Hier aus dem Dorf? Er geht ja doch mit Niemand um?“ fragten die Bauern durcheinander.

„Des Müllers Tochter von Krostau.“

„Die schöne Liesbeth?“ riefen Alle wie aus einem Munde. „Das reiche Mädchen? — des Müllers einziges Kind! Erst 18 Jahre alt! — Die ist doch auch eine Thörin! — Den schwarzen Unglücksvogel zu nehmen!“

„Glücksvogel! sagt doch,“ rief Velten dazwischen. „Hätte sich denn Einer von uns getraut, um sie zu werben? — Und wird der Wolfram nicht alle Tage reicher? — Das halbe Land zwischen hier und der Schmiede gehört ihm ja schon, und der Günther war doch auch kein armer Mann! Der Glücksvogel, sage ich nochmals!“

„Möchte doch nicht mit ihm tauschen!“ fiel ein alter Bauer ein. „Unglück hat er doch auch genug gehabt! Vater, Weib und Kind binnen drei Monaten verloren! — Nun, es sind zwar drei Jahre drüber hingegangen — allein er sieht doch aus, als ob ihm nichts Freude macht. — Ich möchte doch nicht in seiner Haut stecken! Wer weiß, wo ihn der Schuh drückt! — Ja, wer weiß! — Und was er nur mit all' dem Gelde macht?“

„Sie sagen,“ meinte Velten, „er habe große Truhen voll im Keller! Er scharrt es zusammen. An Haus und Hof wendet er gar nichts! Es ist noch das alte rußige Gebäude. Und für seinen Leib thut er auch nichts. Hat ihn wohl schon Jemand seitdem nur einen Krug Bier trinken sehen?“

„Ich hätte ihm mein Mädel nicht gegeben,“ fing der alte Bauer wieder an.

„Da steckt's eben!“ rief Velten der Häusler. „Schlag Einer dem was ab! Es getraut sich's keiner! Auch das Mädel nicht. Haben wir ihm nicht Alle Land verkauft, das wir lieber behalten hätten? Und immer mit zwei Worten war der Handel fertig. „Velten Häusler wollt Ihr mir Eure Wiese am Schwarzwasser verkaufen! Ich geb' Euch zweihundert Thaler. Abgemacht!“ So sagte er zu mir letzten Johannis. Und ich sagte: Ja, — wie ein Schaf. Und er hatte die Wiese, und Hennigs gibt ihm zwanzig Thaler Pacht dafür. Eben so „abgemacht!“ — Allein jeder denkt, mach' Dir den finstern Kerl nicht zum Feinde! — Er ist ja ein halber Waldmensch!“

„Mehr wie zweihundert Thaler war aber auch die Wiese nicht werth,“ sprach der Alte.

„Doch ich hätte sie lieber behalten. Und ist sie zwanzig Thaler Pacht werth?“

„Für Hennigs doch! Sie liegt ihm so gut!“

So schwatzten sie.

Und sechs Wochen darauf, um Weihnachten, war die Hochzeit zwischen dem Schmied von Worbis und der schönen Liesbeth, der Müllerstochter von Krostau, ihrer Eltern einziges Kind!

Noch aber war kein Jahr vergangen, da begaben sich wunderbare Dinge. In der Mühle wurde ein Spätling geboren, auch ein Mädchen. Marie wurde es getauft. — Beim Taufschmaus im Spätoktober, zu dem der reiche Müller die ganzen Dörfer Worbis und Krostau eingeladen hatte, wurde viel gescherzt und gelacht am Kindtaufstisch, der auf der Wiese vor dem Müllerhause gedeckt war, daß man es

weithin hören konnte. Nur der Schmied von Worbis lachte nicht mit, sondern saß schweigend und finster unter den Gästen.

Dachte er an seine Christel, und wie ihm der Kindtaufsschmaus verleidet worden war? Mancher hat wohl sonst noch etwas gedacht, aber nicht gesagt! Nur Velten der Häusler konnte es nicht lassen, denn er zischelte seinem Nachbar zu: „Der Schmied freut sich auch nicht sonderlich über das Taufkind, — nun erben ihrer zwei!" — —

Der Winter kam und ging. — In der Mühle war's lustig zugegangen; in der Schmiede still und traurig. — Liesbeth grämte sich, das war zu sehen. Sie wurde alle Tage blässer und magerer; aber schön war sie doch noch immer; sonst wie eine Rose, jetzt wie eine weiße Lilie!

Es war am Sonnabend vor Pfingsten, da verreiste der Schmied wieder. Er hatte dießmal gesagt, er werde länger wegbleiben, über acht Tage. Liesbeth mußte alle Leute, die Arbeit bestellen wollten, vertrösten auf des Schmieds Wiederkehr; denn Gesellen hielt er einmal nicht. „Die Laffen verstehen doch nicht zu arbeiten, wie ich's haben will und selbst mache; ich ernähre mich schon allein," sagte er. Wohin er ging, wußte kein Mensch. Auch Liesbeth nicht. Er sagte ja Niemanden etwas!

Velten der Häusler fuhr am Pfingstmontag noch Abends, als es schon zu dunkeln anfing, bei der Schmiede vorüber und hielt an; denn er wußte nicht, daß der Schmied verreist war. Er wollte sich nur einen Ring an der Nabe befestigen lassen, denn er fuhr wieder nach Zittau in seiner Prozeßsache, die noch nicht zu Ende war! Frau Liesbeth trat heraus und sagte ihm Bescheid, daß ihr Mann schon seit zwei Tagen fort sei. — Da dachte er, als er sie so blaß sah: Die ist auch nicht die glücklichste mit ihrem schwarzen Bären! — So fuhr er denn weiter, das Gebirg hinauf! „Adjes, Frau Liesbeth", rief er, sich noch einmal umschauend; „so muß mir denn der Schmied in Oppach den Nabenring befestigen; so lange wird er wohl noch halten;" murmelte er im langsamen Fahren.

Er war noch nicht halbwegs den Berg hinan, als er beinahe vom Sitz gefallen wäre vor Schreck; denn aus dem Busch trat ein Mensch, so plötzlich und hastig, wie ein Schnapphahn. Es war aber nur ein armer Bettler, der kläglich und zerlumpt aussah. Er bat um einen Bissen Brod. Velten suchte nach ein paar Kreuzern. Doch der Wandersmann sprach gar kläglich: „Ach, guter Herr, wenn Ihr Brod habt, das gebt mir lieber als Geld, — ich falle um vor Hunger!" — Hm, dachte Velten, das ist seltsam, sonst nehmen die Landstreicher lieber Geld. Aber er holte das Brod, das er zum Reisevorrath mitgenommen, heraus, schnitt ein ordentlich Stück ab und reichte auch dem armen Teufel die Branntweinflasche. Der langte gierig nach dem Brod! Aber er nahm nur einen kleinen Schluck.

„Wo kommt Ihr denn her? Wo wollt Ihr hin?" fragte Velten.

„Ich habe so lange krank gelegen und Alles in der Herberge versetzen müssen", antwortete der Wanderer. „Jetzt will ich sehen, daß ich mich nach Haus bettele; ich bin vom Rhein!"

„Da habt Ihr noch ein gut Stück Weges," antwortete Velten. „Da nehmt, daß Ihr Euer Nachtlager im Dorf bezahlen könnt." — Und er gab ihm mitleidig noch zwei Groschen. Dann fuhr er weiter. — Es war ihm aufgefallen, daß der Mensch, der noch jung war, schon so viel graues Haar hatte. Er muß viel gelitten haben, dachte er bei sich. Ist auch wohl Soldat gewesen. Er hatte ja eine so eckige Schramme über dem Auge.

Er fuhr die Mondscheinnacht durch. Morgens hielt er in Zittau an. — Die Leute liefen auf dem Markte zusammen. Der Ausrufer las etwas laut vor. „Was gibt es es denn da?" dachte Velten und ging auch hinüber. — Da hörte er lesen: Der Entwichene ist fünf Fuß fünf Zoll hoch; sein Haar ist schon stark mit Grau gemischt. Besondere Kennzeichen: Ueber dem rechten Auge eine Narbe in einem Winkel, von einem Fall gegen ein Eisen!

„Der Donner", dachte Velten, „das paßt ja ganz auf den Bettler, der dir gestern begegnet ist." — Er fragte näher nach, wer der Verbrecher sei, dessen Steckbrief hier verlesen werde, und da sagte ihm Einer: der Landstreicher Gustav Lengerfeld, der vor acht Tagen aus dem Zuchthause entsprungen ist."

Tausend, das schoß ihm auf! Er dachte aber, schweigen ist besser als reden, und behielt die Sache für sich. Auch hätte er zu viel Mitleid gehabt, um den Unglücklichen auszuliefern. Er hatte auch gar nicht bös, sondern recht elend und jammervoll ausgesehen.

Am Donnerstag fuhr Velten zurück und kam am hellen Mittag über das Gebirg. Sein Wagen rollte leicht und lustig die steile Höhe herunter. Von Worbis her aber fuhr ein Wagen herauf. Von weitem schon erkannte Velten seinen Gevattersmann, Hennigs, der hielt an und fragte: „Nun, was bringst Du Neues von Zittau, wie steht Deine Sache?"

„Meine Sache steht, wie sie steht!" antwortete Velten, und kratzte sich hinter'm Ohr. „Ich hab' wieder Vorschuß zahlen müssen!"

Das ist nichts Neues, das ist etwas Altes," antwortete Hennigs lachend.

„Aber ich weiß auch was Neues! Der Brandstifter vom Amt, der Lengerfeld, ist ausgebrochen aus dem Zuchthaus," antwortete Velten stolz, eine so wichtige Neuigkeit zuerst mittheilen zu können; allein er verschwieg wohlbedächtig, daß der Entwichene ihm gerade auf dieser Stelle begegnet war.

„So", antwortete Hennigs. „Nun, hier gibt's auch etwas Neues. Dem Schmied ist die Frau gestorben."

„Was?" rief Velten, „die Liesbeth?" und fiel vor Schreck fast vom Wagen. „Erst am Montag Abend habe ich sie noch vor der Schmiede gesprochen."

„Montag Abend? — Montag Nacht ist sie gestorben. — Sie haben sie Morgens todt im Bette gefunden!"

„Was Du sagst!" rief Velten aus und schlug die Hände zusammen. „Gerade wie die Christel! — Ist denn der Schmied daheim?"

„Heute Mittag ist er zurückgekommen!" entgegnete Hennigs.

„Und was sagt denn der?" fragte Velten eifrig, der ganz bestürzt über die Nachricht war.

„Was der sagt, darum mag sich ein Anderer kümmern! — Er sieht aus, wie der Gott sei bei uns! Ich werde ihn nicht fragen!" antwortete Hennigs. Und damit peitschte er seine Pferde an, rief „Adjes" und fuhr weiter.

Velten ließ den Wagen langsam bergab rollen. Es ging ihm wüst um im Kopf. Der Landstreicher, welcher der entsprungene Brandstifter Lengerfeld gewesen, — die Liesbeth, die er noch vor drei Tagen gesund vor sich gesehen, — die Christel, die gerad wie sie, so plötzlich während der Abwesenheit des Schmiedes gestorben war, — es war ihm immer, als stecke das Alles zusammen, nur daß er nicht wußte, wie, wodurch und weßhalb? — Ordentlich ein Grauen kam ihn an, als er an die Schmiede kam. Er wollte erst noch wegen seines Reifes an der Nabe anhalten, der noch immer lose am Stoß hing, doch er dachte: Ein andermal! So lang hilfst Du Dir noch selbst. Jetzt lieber fürbaß. — Der

Schmied stand am Ambos, als er vorm offenen Schmiedethore vorbeifuhr, und schwang den mächtigen Hammer wie sonst, als sei nichts vorgefallen. — Velten sah nur verstohlen hin, nestelte sich dann etwas am Kittel zurecht, und fuhr rasch vorüber. — Es war am lichten Mittag, und doch griselte es ihm durch's Haar, wie wenn er Mitternachts über den Kirchhof gegangen wäre. — So lange er das Schmettern des Hammers auf dem Ambos hörte, war ihm nicht wohl zu Muthe. Endlich verklang der Schall in der Ferne und er ließ die Pferde wieder langsam treten. — Weßhalb, wußte er selbst nicht recht, allein er beschloß, keinem davon zu sagen, daß er dem Brandstifter begegnet sei und ihm Almosen gegeben.

Am dritten Tage wurde die Liesbeth begraben. — Die Eltern folgten in tiefer Trauer; der Schmied natürlich auch; auch die Aeltesten beider Dörfer. Aber keiner redete ein Wort mit dem Andern. Der Pfarrer von Krostau sprach nur ein kurzes Gebet am Grabe, das schloß mit den Worten: „Die Lilie verblüht nach dem Rathe Gottes, und die Erde und die Sonne wandeln nach seinem Schluß. Er wacht über Großes und Kleines, denn vor ihm ist Alles gleich. Sein Auge sieht Alles, und es kommt der Tag, wo Alles offenbar wird! Amen!"

Eine halbe Stunde darauf stieg schon wieder der dichte schwarze Rauch aus dem Schlot der Schmiede auf. Denn der Schmied hatte gleich wieder den Hammer zur Hand genommen, und wer die mächtigen Schläge hörte, der wußte: Da arbeitet Schmied Wolfram.

* * *

Wie lange es her ist? — Ich sage Dir, achtzehn Jahre! rief Velten der Häusler erhitzt.

„Es sind zwanzig wenigstens, behaupte ich", antwortete Hennigs und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß der Deckel auf dem Bierkrug klirrte.

„Achtzehn!" — Ich weiß es wie heute! Ich weiß ja, wann ich meinen Prozeß gewonnen habe! Das war ein Jahr d'rauf. Und wo ist denn die Marie zwanzig Jahre? He? — Achtzehn ist sie, und die war ja erst Michaelis zuvor geboren. Bist Du eben nicht auf dem Kindelbier gewesen?" rief Velten eben so heftig entgegen.

„Meinethalben denn! Aber achtzehn oder zwanzig, es bleibt sich gleich", antwortete Hennigs. „Eine Schande ist's so wie so für's Dorf, für alle Dörfer in der Runde! Lassen sich unsere jungen Burschen solch ein Mädchen wegnehmen, und von solch einem Kerl, dem alle Welt schon auf hundert Schritt aus dem Wege geht, wenn man nicht Geschäfte in seiner Schmiede hat."

„Ja, es steckt aber auch was dahinter! Sie erzählen ja, daß der verstorbene Müller, als er ihm die Liesbeth gab, einen Erbschaftsvertrag mit ihm gemacht hat, wonach er Alles erben muß, sie möchten Kinder haben oder nicht. — Er dachte ja dazumal nicht, daß er noch ein Kind haben könnte, nach zwanzig Jahren Stillstand!"

„Nein! So steht's nicht!" meinte Hennigs. „Aber die Müllerin hat seit ihres Mannes Tod unglücklich gewirthschaftet; sie ist zurückgekommen. Es standen Schulden auf der Mühle, und da hat der schwarze Waldteufel ihr vorgestreckt, wenn sie ihm die Tochter gebe! Er soll ja die Töpfe voll Dukaten im Keller haben!"

„Mag denn die Marie gern?" fragte Velten.

„Ich glaub' nicht!" schüttelte Hennigs den Kopf. — „Aber Du weißt ja, wie er's einem anthut. Er fängt ja jede Sache so an, als ob sie schon abgemacht wäre. Man hat das Netz über'm Kopf, bevor man' denkt! Haben wir nicht zu Allem Ja gesagt? Und doch mag ihn keiner nur ansehen, geschweige in der Freundschaft haben! Vollends heirathen! — Wenn er nur seine Arbeit nicht so verstände! Aber das ist wahr! Einen Handgriff hat er, und ein Geschick! Noch nie hat er ein Pferd verschlagen, und eins, zwei, drei ist's fertig! Wer zu einem Andern gegangen ist, hat's bereut!"

(Fortsetzung folgt.)

An Nannchen.

(Im Winter.)

Hast Du noch nicht gesehen,
Wie unter Eis und Schnee
Schön Frühlingsblümchen stehen,
Im Thal und auf der Höh'?

Ist nicht zu Dir gedrungen
Manch' wundersamer Klang,
Hat nicht der Wald erklungen
Vor lauter Vögelsang?

Hast Du noch nicht empfunden
Bei Winters Aufenthalt
Den Reiz der Schäferstunden
In Laubgebüsch und Wald?

Ist nicht Dein Herz zerflossen
Beim Lied der Nachtigall?
Sahst Du nicht ausgegossen
Den Frühling überall? —

Dieß habe ich vernommen
Trotz Eis, trotz Schnee und Wind;
Doch wie ist das gekommen? —
Ich lieb Dich, Wunderkind!

Hast, Nannchen, Du gesehen,
Gehöret nicht, was ich?
Um's richtig zu verstehen,
Sprich, Nannchen, liebst Du mich?

L. M.

Der Gärtner.

Unter Blumen leb' ich heiter,
Fröhlich, still und sorgenlos;
Pflanze Bäumchen, pflanze Kräuter,
Zieh' sie herrlich, schön und groß.
Friedlich ist mein ganzes Leben,
Immer unter Blumenduft!
Schöne muntre Vögel schweben
Bei mir niedrig in der Luft.

Präch'tge Käfer brummen immer
Um mich her im Sonnenschein;
Und der Rose Farbenschimmer
Blendet stets mich hell und rein;
Lilien, Tulpen, Veilchen schweben
Stets um mich im Sonnenglanz,
Und so ist mein ganzes Leben
Nur ein schöner Blumenkranz.

Bosenbach. Heinrich Hildebrand, 13 J. alt.

Altdeutsche Sprüche.

Schau auf dich und nicht auf mich;
Thu ich Unrecht, hüte dich;
Denn glückselig ist der Mann,
Der sich an fremdem Schaden spiegeln kann.

Want swigen, dat is kunst,
Vil klaffens brenegel ungunst.

Wer befiehlt bösen Weibern seinen Rath,
Und den Schweinen seine Saat,
Und den Böcken seinen Garten,
Der mag wohl kleines Glückes warten.

An Hundes Hinken,
An Weiber Winken,
An Roßtauscher Schwören
Soll sich kein frommer Biedermann kehren.

Demuth hat mich lieb gemacht.
Liebe hat mir Ehr' gebracht,
Ehre thät mir Reichthum geben,
Reichthum thät nach Hoffart streben;
Hoffart stürzt mich in's Elend nieder,
Elend bracht mir die vorige Demuth wieder.

Gemeinnütziges.

Hanf als Ersatzmittel für Hopfen.

Professor Rudolph Wagner stellt am Schlusse einer Abhandlung über die Zusammensetzung des Hopfenöls die Vermuthung auf, daß als Ersatzmittel des Hopfens in der Bierbrauerei vielleicht der Hanf mit Vortheil zu verwenden sein möchte. Hopfen und Hanf gehören bekanntlich zu einer und derselben natürlichen Pflanzenfamilie, den Urticeen, und haben in physiologischer Beziehung die größte Aehnlichkeit mit einander. Die Bitterkeit des Hanfs ist die nämliche, wie die des Hopfens. Für die Landwirthschaft wäre außerdem noch der Vortheil dabei, daß das Gedeihen des Hanfes weit unabhängiger von Witterungsverhältnissen ist, als das Gedeihen des Hopfens, und daß nach Ausziehung der löslichen Bestandtheile aus der Hanfpflanze dieselbe ihre Verwendung zu Gespinnstfasern nach unverändert finden könnte.

Daß die Varietät des Hanfes Cannabis indica narkotische Bestandtheile enthält, ist den orientalischen Völkern seit den ältesten Zeiten bekannt. Das berühmte Nepenthes der Alten, das alles Unangenehme vergessen machte und das Gemüth erheiterte, soll durch Abkochen von Hanfblättern bereitet worden sein. Der Araber benutzt noch heut zu Tage seine Hanfzeltchen (Haschisch), um sich zu berauschen. In den persischen Wirthshäusern auf dem Lande, wendet man einen Aufguß der größeren Blätter oder Kapseln des Hanfes an, um die Ermüdung der Fußgänger zu heben. In Aegypten wird Hanfextrakt mit schwarzem Kaffee häufig nach Tische genommen. Daß auch unser Hanf, Cannabis sativa, betäubend wirkt, ist den Producenten hinlänglich bekannt. Aus dem Allem folgt, daß der Hanf ebenso, wie der Hopfen und das Opium, von den verschiedensten Völkern zu dem nämlichen Zwecke benützt wird.

„Den Dünger so einzurichten, daß ein Wagen voll mehr Nutzen bringt, als sonst 3—4 Wagen.“ Man streut alle Woche, wenn frisch gemistet wird, nach der Größe des Viehstandes, Gyps auf den Mist — Asche thut's wohl auch — und fährt so fort. Ein solcher Dünger zeichnet sich in allen Feldern, Gärten, Weinbergen rc. so vorzüglich aus, daß der Gypsaufwand durch den Ertrag reichlich ersetzt wird.

Humoristisches.

Heinrich: Is Dir ooch 'ne kleene Herzstärkung jefällig? (Er zeigt auf die Kümmelflasche.) — Ludewig: Ick weeßt't nich! Man saht, düse ödle Flüssigkeit soll Jift sind. — Heinrich: Wer's jloben duht! So ville is jewiß, wenn mir'n mal so'n bisken jeistesarm zu Muthe is, oder mein Innerschtes is nich janz richtich, denn kann ick so'n kleenen Hieb nich janz verachten.

Wirth. „Herr Schritzmeier, es stehen vom vorigen Jahre noch 16 Glas Bier.“ — Schritzmeier. „Schütte sie weg, schütt' sie weg, altes Haus, sie müssen ja längst sauer sein!“

Wittwe. „Ach, gnädigster Herr, mein Mann ist doch bei dem Bau Ihres Hauses umgekommen und hat mich mit 8 unversorgten Kindern hülflos zurückgelassen.“ — Banquier. Die Anforderungen, die das Proletariat an uns stellt, häufen sich täglich mehr, man muß ein Rothschild sein, um allen genügen zu können. Ihr Mann ist, wenn ich nicht irre, des Morgens um 8 Uhr vom Gerüste gefallen, ich werde Ihr jetzt den ganzen Taglohn auszahlen lassen. Damit wird Sie doch zufrieden sein?“

Rechnungsräthsel.

Ein römischer Consul gab eine große Mahlzeit und dazu ließ er 150 Stück Geflügel um 150 fl. herbeischaffen, und zwar Gänse, Enten und Tauben. 1 Gans zu 2 fl., 1 Ente zu 1 fl., 1 Taube zu 30 kr. Wie viel Stücke von jeder Gattung erhielt er?

Silbenräthsel.

Habt Acht! und nur um Eins ist's schon geschehen,
Daß euch ein Finger fehlt, wo Erste ist;
Die Letzten wir in allen Städten sehen,
Sie oft von Fern' der Wand'rer schon begrüßt.
Das Ganze trifft man auf verschied'nen Gründen,
Doch ist es auch am Potzberg dort zu finden.

Kusel, im Dez. 1854. —r.

Rebus.

 $\frac{\text{N}}{\text{D N}}$  GS TLT

Auflösung des Leseräthsels in Nro. 22:
Durch die Nacht zum Licht.
Auflösung des Räthsels in Nr. 21, des Logogryphs in Nr. 22:
Schneeflocke. Kugel. Kusel.

Euseler Fruchtpreis vom 8. Dezember.

Der Centner Weizen 8 fl. 50 kr. Korn 7 fl. 52 kr. Spelz 5 fl. 42 kr. Sommergerste 6 fl. 30 kr. Hafer 4 fl. 47 kr. Erbsen 6 fl. 18 kr. Kartoffeln 2 fl. 22 kr. Ein Kornbrod 30 kr. Ein Paar Weck 7 Loth. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 7 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 24. 1854.

Freitag, den 15. Dezember.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äußern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung mehrerer Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungsnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

[Zum Besten des] [St. Johannisvereins.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.

Ein Gottesgericht.

Ein frommer Pfarrherr und ein Spötter kamen
Im Zwiegespräche einst auf Glaubenssachen.
„Nichts glaub' ich“, sagte dieser unter Lachen,
„Und mögen alle Pfaffen mich verdammen!“

Da zieht ein schweres Wetter sich zusammen,
Die Schreckensmächte der Natur erwachen,
Hohl brüllend rast der Sturm, die Donner krachen,
Der schwarze Himmel zuckt in Feuerflammen.

Und sieh' — es folgen jetzt mit einemmale
Dem Blitze fürchterliche Donnerschläge —
Der Spötter liegt entseelt vom Blitzesstrahle.

Stumm aber blickt der Pfarrherr lang nach oben,
Dann spricht er: Wunderbar sind deine Wege,
Doch herrlich stets, du starker Gott da droben!

Ludwig Maurer.

Die Unglücksschmiede am Worbisberge.

(Fortsetzung.)

„Weißt Du, als der Schulz seinen Braunen drüben in Tunewalde beschlagen ließ? Das Thier hinkte und ist lahm geblieben, daß er's todtstechen lassen mußte. So ist's auch mit der andern Arbeit. Laß Dir eine Radschiene auflegen, meinethalben in der Stadt! Nach drei Tagen wackelt's oder Du verlierst einen Nagel oder eine Schraube. Der Wolfram sagt: „Nun hält's wieder sechs Monat!“ Und es geht auch nicht ein Tag davon ab!“ So floß dem Hennigs der Mund über.

„Ja, es muß wahr sein“, erwiederte Velten, „ein Schmied ist er, wie noch keiner da gewesen. Aber höre, Hennigs, weißt Du, was mir schon eingefallen ist?“ Er machte ein geheimnißvolles Gesicht und sprach leise über den Tisch: „Er hat ein Pactum mit dem Schwarzen gemacht, der hilft ihm bei der Arbeit!“

„Du bist verrückt!“ rief Hennigs, aber er schien sich zu besinnen, machte ein langes Gesicht und summte: „Hm! — Hm! — — Geheuer scheint's mir auch nicht! Aber — es sei, wie es sei, uns geht's nichts an. Zur Hochzeit sind wir geladen und da wollen wir mitschmausen! — Es wird aber Zeit, daß wir nach der Mühle aufbrechen, um mit zur Kirche zu gehen!“ —

„Gott zum Gruß“, sprach eine tiefe männliche Stimme, indem sich die Thür öffnete. „Einen Krug Bier, Herr Wirth!“ Mit diesen Worten trat ein Fremder ein, den die beiden Bauern mit großen Augen ansahen. Er mußte Soldat gewesen sein. Sein Kopf war eisgrau; er trug einen grauen Schnurrbart; quer über der Stirne hatte er einen breiten Hieb und über dem rechten Auge ein schwarzes Pflaster, das mit einem Bande über der Stirn befestigt war. Sein Auge blitzte. Im Knopfloch trug er ein rothes Bändchen. Auf dem Rücken hatte er ein leichtes Ränzel und an der Seite noch etwas Längliches von grünem Wachstaffent, das er leicht abnahm, sorgfältig auf den Tisch neben sich legte und dann sein Ränzel abstreifte und es auf die Bank neben sich warf. „Es ist heiß“, sprach er vor sich hin, indem er sich setzte.

„Der scheint auch etwas in der Welt herumgekommen zu sein“, meinte Velten leise zu Hennigs. „Er hat sich den Wind um die Nase wehen lassen!“

„Wie heißt das Dorf?“ fragte der Fremde.

„Worbis!“ erwiederte Velten.

„Worbis?“ wiederholte der Wandersmann, und der Name schien einen besondern Eindruck auf ihn zu machen. „Wie weit ist denn noch von hier nach der Grenze“, forschte er weiter.

„Zwei Stunden“, berichtigte Velten, und sah sich den Mann immer aufmerksamer an. Er wußte nicht, weßhalb er die Augen nicht von dem Gesicht lassen konnte. — Hennigs mußte ihn erst wieder erinnern, daß es Zeit sei, aufzubrechen.

Der Wirth brachte das bestellte Bier. — „Das ist eine schöne Geschichte“, fing er an, „dießmal wird die Hochzeit nicht allzulustig ausfallen. Das Wasser ist von dem Gewitter so angeschwollen, daß es die ganze Straße überschwemmt und die Brücke weggerissen hat. Kein Mensch kann passiren; so können auch die Musikanten nicht eintreffen, die die Müllerin aus Böhmen bestellt hat. Nun müßt Ihr Euern Mädeln selbst zum Tanz pfeifen.“

„Hm! wenn es weiter nichts ist, da könnte ich wohl aushelfen“, sprach der Gast und lächelte. „In dem Sack da

steckt meine Geige! Ich hab mir manches Stück Geld damit verdient und werd's auch hier nicht ausschlagen, wenn Ihr auf der Hochzeit haben wollt.«

»Das versteht sich«, rief der Wirth, »das nehme ich auf mich. Die Müllerin hat soeben heruntergeschickt zu mir und fragen lassen, was sie machen soll, ob ich ihr nicht Rath geben kann. Das kommt wie gerufen.«

Velten und Hennigs waren aufgestanden. »Das hätte ich Euch auch nicht angesehen«, begann der Erste, »daß Ihr ein Spielmann seid. Ich hätte Euch für einen Soldaten genommen.«

»Ich bin beides! Und es ist mir beides nicht bei der Wiege gesungen worden!« antwortete der Fremde. »Ich habe nicht gedacht, als ich noch ein friedlich Stück Brod aß, daß ich an die siebzehn Jahre durch die Welt marschiren sollte, nach Italien und Hispanien, nach Ungarn und Polen, und Rußland und Frankreich. Und ich dachte auch nicht, daß ich zerschossen und zerhauen mir ein Stück Brod erfideln sollte! Aber so fallen die Würfel im menschlichen Leben! Drei Jahre schon zieh' ich als Spielmann umher.« — Dabei packte er seine Geige aus dem wachsleinenen Säckchen, bestrich den Bogen mit Colophonium, stimmte ein wenig und fing an, einen Kriegsmarsch zu geigen, so kräftig und frisch, und mit vollem Klang, daß die Bauern und der Wirth das Ohr spitzten und Weggehen und Geschäft vergaßen über dem Zuhorchen.

»Tausend Sapperment! Ihr versteht's!« rief der Wirth. »Da kann ich der Müllerin gute Botschaft sagen. Ein guter Schmaus und ein Kronthaler sind Euch ganz gewiß. Aber was war denn das, was Ihr da spieltet, mich dünkt, das hätte ich schon gehört?« — »Ein Kriegslied, ein Marsch zugleich. Der ist mir manches Mal erklungen, wenn die Zwölfpfünder den Baß mitbrummten!«

»Wahrhaftig! Jetzt erkenn' ich's!« rief der Wirth. »Das hat das Regiment gespielt, das voriges Jahr hier durchmarschirte. Habt Ihr dabei vielleicht gestanden, Alter?«

»Nein! Ich bin zum erstenmale hier — das heißt — es kann, — ja zum erstenmale. Ihr nennt mich Alter! So gar alt bin ich doch nicht. Vier und vierzig, vielleicht jünger als Ihr!«

»Aber Euer Haar ist sechzig!«

»Hm! Ja! Es gibt Dinge, bei denen das Haar früh alt wird!«

»Potz Wetter! Velten! wir müssen aber fort!« rief jetzt Hennigs und zog Velten am Arm, der wie gebannt von dem braunen Soldatengesicht mit grauem Haar, den Geiger immerfort anstarrte. — »Ihr könnt ja den Wandersmann gleich mit hinausnehmen, zur Mühle«, meinte der Wirth. »Da bringt er selber die Antwort. Das wird Euch bei der Müllerin und bei allen Mädels und jungen Burschen einen Dank verdienen.«

»Das ist auch wahr! Macht denn fort!« sprach Hennigs. Der Spielmann aber sagte: „Laßt mich erst ausruhen. Ich bin noch zu müde. In einer Stunde komme ich nach!"

„Das macht auch nichts", antwortete der Wirth, „denn sie müssen erst den Kirchgang halten. Ihr aber müßt eilen", wandte er sich zu den Bauern. Diese gingen. „Nehmt's Geleite mit!" rief er ihnen nach.

Das war ein Jubel auf der Wiese vor der Mühle! Der Brautzug war eben aus der Krostauer Kirche zurückgekommen, wo das Paar getraut worden war. Allein das Mittagessen war noch nicht fertig, und so nahm der Spielmann, der nicht mit in der Kirche gewesen, sondern unter der Linde auf die Heimkehrenden gewartet hatte, seine Geige heraus und fing an, einen so lustigen Schleifer zu spielen, daß Eins das Andere faßte, und Alt und Jung sich auf dem grünen glatten Rasen wie närrisch drehte. Und immer fröhlicher wurde die Geige, und immer flinker drehten sich die Tänzer. So etwas hatten sie ihr Lebtag nicht gehört.

Braut und Bräutigam waren nicht unter den Tänzern. Die Braut war in der Kirche unwohl geworden, und daher mit dem Herrn Pfarrer und der Mutter gefahren. Nur den Bräutigam hatten die jungen Leute, wie es üblich war im Zuge zurückgeführt, trotz seines finstern Gesichtes dabei, denn er mochte alle die Fratzen, wie er sagte, nicht leiden. Jetzt war er im Hause bei der Braut. Sie hatte sich erholt, und er ging mit ihr, während die Tänzer und Tänzerinnen sich munter drehten, zu einer Bank unter die große Linde, die den Platz beschattete. Hier setzte er sich und lehnte den Kopf an den Baum. Wie sie dort so still saß, war sie wunderlich anzuschauen, Maria hieß sie und sah auch aus wie ein Marienbild. Die vollen blonden Locken, die sich ihr um den Hals und den Nacken ringelten, umwand ein zarter Myrthenkranz. Ihre Stirn war wie aus Marmor gehauen, so weiß. Nur Schade, daß auch die Wangen so bleich waren; es mußte wohl von dem argen Kopfschmerz sein, über den sie klagte, weßhalb sie auch so oft über die Stirn strich oder sich das Tuch vor die blauen Augen hielt. Der Bräutigam stand hinter ihr an den Baumstamm gelehnt, auch blaß, aber mit kohlschwarzem Haar, Bart und Augen; und Muskeln und Knochen wie aus Eisen geschmiedet, als hätte er seine mächtige Arbeit an sich selbst versucht. So sah das Paar neben einander aus, wie Schatten und Licht, wie Nacht und Tag.

Neben der Tochter saß die Brautmutter. Sie schien auch nicht so vergnügt, als man hätte denken sollen, bei dem Hochzeitsfeste ihres einzigen Kindes! Es mußte ihr wohl so nahe gehen, daß die Tochter gerade krank war an ihrem Ehrentage! Oder dachte sie an weit vergangene Zeiten? Oder ging ihr sonst etwas im Herzen und Kopfe um? Wer weiß es!?

Auch der alte ehrwürdige Pfarrer, dem man einen Lehnsessel neben der Mutter hingestellt hatte, schaute dem Tanz zu, mit einem Antlitz, in dem die Liebe und der Frieden wohnten. Aber noch öfter richtete er seinen Blick auf die Braut, und dann schien es, als wüchse die Liebe in seinen Zügen, aber der Friede war getrübt. Er sah nachdenklich, ja traurig aus. Er dachte bei sich: Wie ähnlich sieht sie der Schwester, die ich mit demselben Manne getraut! Sollte ihr Schicksal ein ähnliches sein? So jung und schön, und so früh — — —

Es war nicht bloß der Anblick und die Erinnerung, die den alten Pfarrer so ernst stimmte, er wußte, wie es um diese Heirath stand! Maria hatte ihm bekannt, daß sie sich widerstrebenden Herzens dem Manne nahe, der sie jetzt heimgeführt hatte. Sie that es der Mutter zu Liebe, welche die Heirath auch nicht gern sah, aber dem Drängen des Schmiedes nicht widerstreben konnte, da er ihr, das Gerücht log nicht, eine ansehnliche Summe Geld vorgestreckt hatte, die sie nicht zurückzahlen konnte! Von Haus und Hof konnte er sie bringen, und ihre Marie, ihr Herzblatt, war eine Bettlerin, mußte dienen gehen, bei fremden Leuten, fort aus dem Hause, wo sie aufgewachsen war, wo die Mutter achtunddreißig Jahre in Liebe, Züchten und Ehren bei dem Manne gewohnt hatte, das Haus, das er selbst ihr erbaut!!

Das Alles hatte Maria dem Pfarrer vertraut, und er hatte ihre kindliche Liebe gelobt, und die gute Tochter gesegnet, ihr den Trost gegeben, daß der Herr sie schützen und behüten, ihre Zukunft zum Heil führen werde! Doch freudige Hoff-

nung konnte er ihr, konnte er sich selbst nicht einflößen. Was Wunder also, daß er mit Trauer auf die Jungfrau blickte, die, mit dem Brautkranz im Haar, so bleich ihm gegenüber saß! Was Wunder, daß er den fröhlichen Lärmen der Hochzeitsgäste, die lustigen Tänze des Geigers, die alle Füße in Bewegung setzten, kaum hörte, ja den Tanz selbst, in dem sich die jugendlichen Paare lustig drehten, kaum sah? — denn die Dorfbewohner jubelten, wie auf jedem Hochzeitsschmaus; für sie war es nur ein Fest; was dachten sie viel an die Braut und die Brautmutter! — —

Der Spielmann zog öfter die Blicke des Pfarrers auf sich. Es war ein seltsamer Gesell. Er geigte, daß Alles jauchzte. Hui pfiffen die Töne, so hell wie die Lerchentriller, und die Füße der Tänzer zappelten ordentlich vor Lust, wenn er so recht einstrich! Aber er selbst sah aus, als höre er sein Geigen gar nicht; die braunen Wangen, die gerunzelte Stirne, der feste Mund blieben starr, ja finster, und zu dem eisgrauen Haar wollten die lustigen Schleifer und Hopser auch nicht passen. Er stand fast mit dem Rücken gegen das Brautpaar, so daß auch der Pfarrer ihn nur von der Seite sah; meist schaute er in's Blaue hinaus, gar nicht auf die Tanzenden. Zufällig aber wandte er sich, sein Auge traf den Pfarrer und blieb lange an ihm haften; es war, als ob der Anblick ihn wehmüthig mache! Allmählig drehte er sich weiter zu ihm um, so daß er auch das Brautpaar in's Gesicht bekommen mußte. Da plötzlich riß er mit einem wilden Strich mitten im Takt ab, daß es kreischte, wie wenn alle Saiten gesprungen wären, und mit starrem Blick blieb er an der Braut hangen, als ob er am hellen Mittag ein Gespenst sehe. Der Tanz stockte, verwundert schauten sich die Leute an. Die jungen Burschen schüttelten den Geiger und riefen: „Vorwärts doch, Spielmann! Was soll das?“ — Da war er, wie Einer, der aus tiefem Schlaf gerüttelt wird, oder wie ein Mondsüchtiger, der auf einem Dach erwacht. Er taumelte ordentlich! Doch setzte er seine Geige wieder an's Kinn und spielte weiter; erst matt, kaum hörbar, dann immer stärker, endlich wie toll und wild, daß der Tanz fast kopfüber ging. Dann aber that er einen Strich über alle Saiten und rief: „Ich kann nicht mehr! — laßt mich ausruhen!“

Gerade kam auch der Hochzeitsbitter in seinem ausgeputzten Rock mit dem bebänderten Stock und rief laut, daß die Hochzeitsmahlzeit angerichtet sei, und alle Gäste sich zu Tisch setzen möchten, nach Stand und Würden, das Brautpaar obenan, um sich der reichlichen Gaben Gottes nach Herzenslust zu erfreuen.

So hatte der Tanz von selbst ein Ende, und die Gäste gingen zu den gedeckten Tischen.

(Fortsetzung folgt.)

Wiederfinden.

(1846.)

Zu meines Rheines Strande
Dort, wo die Reben blüh'n,
Zog es aus fremdem Lande
Mich zu der Heimath hin.

Wie ist mir da geschehen,
Als ich den grünen Strom,
Die alte Stadt gesehen
Mit ihrem Kaiserdom!

Auf den vertrauten Fluren
Wie ward mein Herz so weit!
Allüberall die Spuren
Verschwund'ner Seligkeit! —

Jetzt ward ich an der Straße
Ein liebes Haus gewahr,
Wo ich bei vollem Glase
So oftmals fröhlich war.

Mich zogen süße Bande
Hinein geheimnißvoll,
Und ob ich Niemand kannte,
Mein Gläschen kannt' ich wohl.

Und es verlangte wieder
Von mir den alten Sang;
Ich sang ihm meine Lieder,
Daß hell es wiederklang.

Da kam auf Engelsschwingen
Die Jungfrau, sprach mich an:
„Bist Du's, der durch sein Singen
Dereinst mein Herz gewann?“ —

„Ich bin's!“ — Von ihr umschlungen
Pries laut ich mein Geschick:
Mein Höchstes ist errungen,
Wein, Sang und Liebesglück.

L. M.

Altdeutsche Sprüche.

Gut macht Muth,
Muth macht Uebermuth,
Uebermuth ist Hochmuth,
Der macht Krieg und Blut;
Krieg macht Armuth,
Armuth macht Demuth.

Im Leiden hab' einen Löwenmuth,
Trau Gott, es wird bald werden gut,
Freu' dich mit Gott in der Schwachheit,
Das ist die höchste Vollkommenheit.

O Gott, wie geht das immer zu,
Daß mich hassen, denen ich nichts thu'?
Die mir nichts gönnen und nichts geben,
Müssen doch leiden, daß ich thu leben,
Und wenn sie meinen, ich wär' verdorben,
Müssen sie erst für sich selber sorgen.

Wenn der Neid brennte wie Feuer,
So wäre das Holz lang' nicht so theuer.

Heimlicher Neid,
Eigener Nutz,
Junger Rath,
Viele Gemeind'
Und große Städt'
Zerstöret hat.

Selbst der kleinste Funke erregt oft ein loderndes Feuer
Und der kleinste Same gedeiht oft zum stattlichen Baum.
Kleine Tropfen von Wasser wachsen zum reißenden Strome;
Kleine Theilchen von Dampf thürmen zur Wolke sich an.
Kleine Sorgen und Plagen erregen oft große Schmerzen;
Kleine Opfer mit Freude gebracht, erreichen ein glänzendes Ziel!

Miscellen.

Kürzlich wurde einem Enkel **Andreas Hofers**, dem kaiserlichen Beamten beim Bergwesen in Salzburg, Herrn Karl Edlen von Hofer, ein Sohn geboren. Die Taufhandlung an diesem ersten Urenkel des berühmten Sandwirthes vollzog der Kampfgenosse des Helden, der Kapuziner Haspinger, der seit einiger Zeit in Salzburg weilt; die Tochter eines anderen Kampfgenossen Hofers, des Kommandanten des salzburgischen Landsturmes, Anton Wallner, Elisabeth, hob den Urenkel aus der Taufe.

(Ungeheurer Luxus.) In Konstantinopel sind es zwei Stände, die sich (bei glänzenden Festlichkeiten) den Rang streitig machen, die Diplomatie und der Großhandel . . . Letzterer verfügt über die entschieden größeren Mittel. Roben bis zu zweitausend Piaster kommen auch auf unseren Ballfesten im lieben Deutschland vor und ich erwähne ihrer nicht als etwas Ausgezeichnetes. Aber der Luxus, der hier in Brillanten getrieben wird, sucht seines Gleichen rings auf dem Erdball . . . An einem Ballabende (im Hotel des französischen Gesandten) schimmerten Brillanten im Werth von Millionen unter den drei großen Lustres, die den Banketsaal erleuchteten. Man denke sich diamantene Ketten, jedes Glied ein knapp gefaßter á jour liegender Brillant, während sechs aus Hauptsteinen gleicher Art formirte Schlösser Gliederung in das Ganze bringen. Diamantdiademe im Haar waren überwiegend. Wie armselig nahmen sich dagegen die großen Bouton-Ohrgeschmeide aus, von denen der leuchtende Stein in der Mitte von immenser Größe, nie unter einigen tausend Thalern geschätzt werden konnte! . . .

Man hat die Entdeckung gemacht, daß in dem **Mais- und Haferstroh** noch eine Menge Zucker und folglich viel Stoff zu Alkohol enthalten sei. Um diesen aus diesen Stroharten auszubeuten, wird eine großartige Fabrik in der Ebene von St. Denis angelegt.

Humoristisches.

Jemand fuhr auf der Landstraße mit einem leeren Leiterwagen. Er sah ein altes Weib gehen, welches einen schwer bepackten Tragkorb auf dem Rücken mühsam weiter schleppte. — „Setze sich die Frau auf meinen Wagen!“ rief ihr der Kutscher zu. Das Weib setzte sich mit Dank auf. Nach einigen Schritten bemerkte der Kutscher, daß das Weib den Tragkorb auf dem Rücken behielt, und fragte sie, warum sie ihn denn nicht in den Wagen setze? — „Ach lieber Gott“' versetzte das dankbare Weib: „Sie sind ohndies so mitleidig und führen mich mit, warum soll Ihnen denn mein Korb auch noch zur Last fallen!“

(Amourschaften.) Berliner: Mein Jott! schweige du doch man stille! Du, mit deinen Amourschaften solltest man jar nich sprechen. Du hast wohl zehn Mädchens und eijentlich doch keene nich. Oesterreicher (leicht): Dos is eben g'scheidt! Schau i hob koani zehn, i hob jetzt groad dreizehn, damit, wenn de Deiwel 's Dutzend holt, mir doch oane bleiben thut. Ower schau, i hob doch wos von meini Madels: d'Hätften geben mir z'essen, do hob i alli Tog des Obends bei 'ner Andern meine Kost uf der Gossen draußen, derweil Alli dienen in großen Häusern; von der andern Hälften mus i än Geld b'kommen, und dovor führ' i sie an Sonntoagen 'naussen z'r Musik.

Rechnungsräthsel.

Ein Hofnarr wurde einst von seinem Fürsten gefragt: „Wie viel der Jahre zählest Du?“ Dieser erwiederte: „Suche Dir eine aus 4 gleich großen Stellen bestehende Zahl; theile diese gefundene Zahl durch 37, dann wird Dir eine gleiche von der vierstelligen Zahl übrig bleiben als Bruchzahl. Suche eine andere Zahl, die an und für sich keinen Werth besitzt, setzest Du aber einen Zweier davor, so hat sie mehrfachen Werth; nachdem Du diese letzt gefundene von der durch die Theilung erhaltene Zahl abgezogen, so schneide die erste Stelle und die übrig gebliebene Bruchzahl hinweg, so hast Du errathen, wie viel der Jahre Dein kluger Hofnarr zählet.“

Räthsel.

Da, wo Adam einst das Paradies gefunden
Freute er vor Allem wohl sich über mich,
Noa hatte ungern sich von mir entbunden
Und Columbus höchste Freude war einst ich.
Jedem von uns Menschen hat es noch genützet
Keiner aber hat's dem Andern noch gereicht.
Es dient auch dem Handel und wer's viel besitzet,
Oft durch mich empor zu hohen Thronen steigt.

Cusel, den 13. Dez. 1854. —r.

Räthsel.

Viel Freier kamen früh und spät
Zur blühenden Elisabeth
Und schwatzten das und schwatzten dieß;
Allein der strenge Vater wies
In heit'rer Laune sie zurück,
Belächelnd ihres Traumes Glück.
Doch endlich sprach er wohlgemuth:
Ich hasse nicht mein eignes Blut,
Allein nur Der hat sie zuletzt,
Der ihren Namen so zersetzt,
Daß ich als ächter Biedermann
Mein Jawort ihm zurufen kann.

Leseräthsel.

S	NN NN	wwwwww wwwwww aaaaaa aaaaaa	Rg OM

Auflösung des Rechnungsräthsels in Nro. 23:

Der römische Consul erhielt A) 37 Gänse à 2 fl. — 74 fl.
B) 39 Enten à 1 fl. — 39 fl.
C) 74 Tauben à 30 kr. — 37 fl.
150 St. Geflügel zu 150 fl.

Auflösung des Silbenräthsels in Nro. 23:
Neunkirchen.

Auflösung des Rebus in Nro. 23:
Rosen auf den Weg gestreut.

Cuseler Fruchtpreis vom 15. Dezember.

Der Centner Weizen 8 fl. 50 kr. Korn 7 fl. 53 kr. Spelz 5 fl. 41 kr. Sommergerste 6 fl. 27 kr. Hafer 4 fl. 38 kr. Erbsen 6 fl. 17 kr. Kartoffeln 2 fl. 20 kr. Ein Kornbrod 30 kr. Ein Paar Weck $6\frac{1}{2}$ Loth. Ochsenfleisch 12 kr., Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 7 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 25. Freitag. 1854. den 22. Dezember.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herren Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äussern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung mehrerer Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungsnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des St. Johannisvereins.

Mitleid! Heil Dir, Du Geweihte
Weichen Herzens, milder Hand! —
Deine Hülfe stillt das Flehen,
Dein Erbarmen eilt zur That. v. Salis.

Weihnachtsmorgen.

Klingkling — Fritzchen, Clärchen! Klingkling!
Binchen, Linchen, hurtig spring', spring'!
Das Christkindchen! hört, o hört!
Seht geschwind, was es bescheert! —
Seht die vielen Lichtchen prangen
An dem Bäumchen auf dem Tisch!
An den grünen Aesten hangen
Süße Sachen im Gemisch;
Aepfel, Nüsse, — silbern, golden,
Vom Christkindchen, wunderschön,
Alles, was schon lang wir wollten,
Könnt ihr nun bescheeret seh'n.
Da, die bleiernen Soldätchen,
Hier die Puppe, dort das Haus,
Schäfchen, Häschen und Trompetchen,
Pferdchen, jedes mit 'nem Strauß.
Mit Figuren ein Theater,
Auch Lebkuchen, — was nur freut,
Hat bestellt der gute Vater
Seinen braven Kindern heut!
Und die Kleinen jubeln, lachen,
Tauschen Liebeswort und Kuß,
Freuen sich der schönen Sachen
In des Glückes Hochgenuß.
Und so freut Euch, Kinder, immer,
Wie Christkindlein heut erfreut,
Seine Freude flieh Euch nimmer,
Seine Lieb' ist Seligkeit! —

Cusel, im Dezember 1854. L. Schneider.

Die Unglücksschmiede am Worbisberge.

(Fortsetzung.)

Der Pfarrer sollte neben der Braut und Brautmutter sitzen; doch er dankte. „Es ist morgen Sonntag“, sprach er, „wo ich Gottes Wort zu predigen habe; ich muß mich darauf sammeln. Ein Weilchen wollte ich an Eurer Freude Theil nehmen, und habe es gethan, allein jetzt lasset mich nach Hause gehen.“ Er drückte die Hand der Mutter sanft, und der Braut legte er die Rechte auf das Haupt und sprach: „Gott segne und behüte Dich!“ Sie aber zerfloß in Thränen. — „Ehret und behütet mir dieses fromme tugendhafte Kind“, wandte er sich ernst zum Bräutigam. „Gott hat Euch mit harten Schicksalsschlägen getroffen. So lange Jahre seitdem verflossen sind, habe ich sie nicht vergessen können; auch Ihr werdet sie kaum verwunden haben. Die ältere Schwesterblüthe legtet Ihr in den Sarg. Möget Ihr die jüngere so wohl behüten, daß sie die freundliche milde Pflegerin Eures Alters wird, und Euch beisteht in Eurer letzten Stunde, wo man des Beistandes oftmals mehr bedarf, als man in dem flüchtigen Rausch des Lebens meint!“ Die letzten Worte sprach der alte fromme Mann mit nachdrücklichem Tone; dann erhob er die Hände über dem Paar und betete: „Gott segne und behüte Euch, und lohne Euch nach Eurem Sinn und Thun!“

Somit schied er und wandelte des Weges langsam allein. Er hatte durchaus nicht gewollt, daß die Müllerin wiederum den Wagen anspannen solle.

Die Gäste hatten nunmehr ihre Plätze eingenommen und das Mahl begann.

„Allein, wo ist der Spielmann geblieben?“ fragte die Brautmutter, da sie einen Platz leer sah.

Er war verschwunden; Niemand wußte, wohin.

* * *

Der alte Pfarrer saß in seinem Lehnstuhle. Vor sich hatte er die große Bibel auf dem Tisch und die gefalteten Hände ruheten auf dem heiligen Buch. Er sann über den Text nach, den er sich zur Rede für den morgenden Sonntag gewählt. Die letzten Strahlen der Abendsonne zitterten so eben noch röthlich an dem Waldsaume und spielten um das Gesims des Zimmers und um die grauen Locken des Greises.

„Kann ich doch nicht zu einer reinen Andacht kommen über all die dunkeln schwarzen Gedanken, die mir durch die Seele gehen“, sprach er vor sich hin. „Immer steht das liebe Bild der Jungfrau vor mir, und ich vergleiche sie ihrer Schwester; es ist, als sei die Selige noch einmal zurückgekehrt aus dem Jenseits in das irdische Leben und beginne ihren Wandel zum zweitenmale. So ähnlich ist die Jüngere der Vorangegangenen.“

Ein bescheidenes Pochen an der Thür der Pfarrstube unterbrach die Gefühle und Gedanken des Greises. Er rief: »Herein!«

Die Thür öffnete sich und zu seinem hohen Erstaunen trat der seltsame Spielmann ein.

»Vergebt mir, ehrwürdiger Herr«, begann er mit bescheidenem Ton der Stimme, »wenn ich Eure frommen Betrachtungen störe. Allein mich führt ein wichtiges Anliegen hierher, das keinen Aufschub duldet!«

Der Pfarrer war staunend aufgestanden, ging dem seltsamen Gaste entgegen, bot ihm freundlich die Hand und erwiederte: »Redet, Lieber, wenn ich Euch in etwas dienen kann, geschieht es gern und in christlicher Liebe!«

»Zuvor, würdiger Herr, muß ich Euch bitten, daß Ihr, was ich Euch jetzt vertraue, in tiefster Verschwiegenheit hinnehmen möget, als sei es eine kirchliche Beichte!« — Die Verwunderung des Pfarrers wuchs, er sah den Fremden fragend an. — »Auch muß ich versichert sein, daß uns Niemand hört noch stört!«

»Setzt Euch und redet«, erwiederte der Greis, »wir werden ganz ungestört sein, auch gelob' ich Euch Verschwiegenheit, soweit mein Amt und Pflicht sie mir gestatten.“

Der Spielmann nahm seinen Sitz dem Sessel des Pfarrers gegenüber.

»Ich bin so alt noch nicht, ehrwürdiger Herr, als mein weißes Haar vermuthen läßt; das haben die schweren Schicksale meines Lebens gebleicht! Ich bin noch in voller Manneskraft, — ich zähle fünf und vierzig Jahre. — Achtzehn Jahre ist es nunmehr her, daß ich schon einmal in die Nähe dieses Dorfes kam. Ich wanderte bei Nacht. Es fehlte mir an Geld, um eine Herberge zu besuchen. An der Landstraße traf ich ein Gehöft; es lief ein hoher Zaun umher, die Thüren waren verschlossen. Ich traute mich nicht, Jemand zu wecken. Ein Regenwetter drohte. An der Giebelwand des Hauses stand ein alter Nußbaum, den kletterte ich hinan, um von dort auf den Heuboden im Hinterhaus zu kommen. Es ging nicht. So mußte ich die Nacht auf dem Baum zubringen, dessen dichte Krone mir einigen Schutz gewährte. Ich hatte das Fenster der Giebelkammer vor mir. Es mochte Mitternacht sein, als ich unten am Zaunthor ein Geräusch hörte. Eine dunkle Gestalt öffnete es mit einem Schlüssel. Leise schlich sie über den Vorhof; schloß auch die Hausthür auf und verschwand. Der Mann mußte ins Haus gehören. Wenige Minuten darauf wurde es plötzlich hell in der Giebelkammer. Das heißt, ich sah durch das runde Lichtloch in dem Laden, mit dem das Fenster geschlossen war, Licht schimmern und hörte eine weibliche und eine männliche Stimme. Sie sprachen einige Minuten, was ich nicht verstehen konnte, dann wurde es wieder dunkel und still. Allein es währte nicht lange, so blitzte plötzlich wieder der helle Schimmer durch das runde Loch im Laden; es mußte drinnen Licht angezündet sein. Ich suchte auf einem Ast näher zu kommen und hinein zu schauen. Da sah ich, was ich bis ans Ende meines Lebens nicht vergessen werde. Gerade fiel mein Blick durch das Lichtloch im Laden auf das Angesicht einer schlafenden jungen Frau. Nur ihren Kopf konnte ich sehen und zwei Hände, die sich vorsichtig in ihrer Nähe bewegten. Ich sah, daß sie die Schleife der Nachthaube leise öffneten, und eben so leise wurde die Haube von dem Kopf der Schlummernden gezogen, daß ihr volles Haar sichtbar war. Es war ein wunderliebliches Gesicht wie ein Heiligenbild. Jetzt noch graut mich's bis ins innerste Herz, wenn ich daran denke, gewahrete ich die fremde Hand über ihrem blonden Haupt. Ich sah eine scharfe lange Eisenspitze, einen großen Nagel, so schien es, vorsichtig zwischen zwei Fingern gehalten, über dem Schädel. Mit Eins verzerrte sich das liebliche Gesicht der Schlummernden in einer gräßlichen Zuckung; der Nagel wurde ihr durch einen Hammerschlag in den Kopf getrieben, und zugleich legte sich eine nervige Hand über ihren Hals und hielt die Zuckende fest. Ich hörte ein leises Wimmern, zwei Augenblicke lang, — dann war Alles todtenstill! — Die Hand lag wie eine eiserne Kralle auf dem Hals, und jetzt fiel ein dichter Schatten auf das Antlitz, ich sah nichts mehr! Doch mein Herz hörte ich pochen, und Grausen zuckte durch alle meine Glieder. — Der Mörder mußte mit dem Rücken gegen das Fenster stehen, denn der Lichtschein durch die runde Oeffnung war ganz verdunkelt. Nur an dem wechselnden Schatten bemerkte ich, daß die dunkle Gestalt sich bewege. Plötzlich wurde es wieder hell im Zimmer. Der Lichtschimmer fiel klar auf das Antlitz der Ermordeten. Sie lag bleich, unentstellt, die Nachthaube wieder auf dem Kopf. Die Mörderhände zuckten noch das Band in Ordnung, rückten am Kopfkissen, und dann verschwanden sie. Im nächsten Augenblick erlosch das Licht. Ich hörte in der Kammer eine Thür leise öffnen, und nach einer Minute öffnete sich auch unten die Thür des Hauses wieder. Dieselbe finstere Gestalt von zuvor trat heraus, ging nach dem Zaunthor hin, öffnete es leise, verschloß es von außen wieder und ging dann mit raschen Schritten die Landstraße gegen das Gebirge hinauf. Ich aber war wie zum Stein erstarrt, mehr todt als lebendig!«

Der Pfarrer hatte in gefesselter Spannung zugehört. Er athmete tief auf. Da der Spielmann schwieg, fragte er: »Allein weßhalb thatet Ihr dem Mörder nicht Einhalt durch Zuruf, wie doch Eure Pflicht war, oder hieltet ihn an nach der That, oder machtet wenigstens am nächsten Morgen Anzeige im Dorfe? — Wißt Ihr denn, wer der Mörder gewesen? Wer die Ermordete?«

Der Spielmann sprach ernst: »Laßt mich enden! — Ich weiß es! Damals konnte ich weder den Mörder anhalten, wenn ich es auch allein, ohne Waffen, vermocht hätte, noch Anzeige von der That machen. Denn ich selbst war ein verfolgter Verurtheilter! Nun, ehrwürdiger Herr, gedenkt Eures Versprechens der Verschwiegenheit. Ich heiße Gustav Lengerfeld, war angeklagt der Brandstiftung im Amt Schluckenau, jenseits der Grenze, war verurtheilt aus dem Arbeitshause entsprungen, — aber, so wahr Gott über mir ist, unschuldig! Damals mußte ich flüchten! Jetzt sind mehr als zwanzig Jahre seit dem Brande vorüber, meine Strafe, hoffe ich, wird nun verjährt sein, ich komme, durch Alter und Tracht entstellt, in die Heimath, um zu versuchen, ob ich Gnade finden kann für eine That, die ich niemals begangen — ob ich mein Alter mit Ehren in der Heimath zubringen darf. Doch das muß ich in der Stille erkunden. Was mich damals hinderte, meine Unschuld zu erweisen, hält mich jetzt nicht mehr ab! — Davon später. Jetzt drängt die höchste Eile. Gottes Rathschluß, Herr Pfarrer, hat mich hieher geführt. Heute, als ich beim Tanz die Braut gewahrte, erstarrte mein Arm, denn ich sah das nämliche liebliche Gesicht, welches ich in jener Nacht sah!«

»Gott im Himmel! ich ahnte es«, rief der Pfarrer aus. »Aber seid Ihr dessen gewiß?«

»Wie meines Lebens! Die Züge vergesse ich bis an das Ende meiner Tage nicht!“ rief der Spielmann. „Auch weiß ich schon Bescheid. — Ich stahl mich von der Hochzeit weg. Ich lief über Feld, ich suchte das Gehöft auf, wo ich damals übernachtet. Ich fand es schnell, denn unter solchen Umständen prägt man sich jeden Schritt ein, behält jeden Busch und jeden Stein. — Ich fand den Nußbaum, das Giebelfenster — ich stieg hinauf, sah hinein, erkannte die Bettstatt, wo die That geschehen sein muß. Und trügt mich nicht Alles, so

habe ich die finstere Gestalt gefunden, die sie begangen hat; es war der Bräutigam, der Schmied von Worbis!"

In furchtbarer Bewegung stand Gustav Lengerfeld auf nach diesen Worten. Es ging etwas in ihm vor, das noch aus tieferen Quellen sein ganzes Innere durchströmte, als die Erinnerung dieser That. —

„Herr Pfarrer", begann er nach einigen Augenblicken, „Gottes Auge wacht, seine Hand führt! Sie enthüllt das Verborgene, wenn die Stunde da ist! —"

„Der Mann, dem heut die liebliche Braut angetraut ist, ich will ihn am Tage des jüngsten Gerichts vor Gottes Angesicht anschuldigen, der Mann ist es auch, der mein Unglück gestiftet hat, der das Verbrechen beging, dessen ich angeklagt wurde. Nach länger als zwanzig Jahren habe ich ihn wiedererkannt! Er war als Wanderer an jenem Unglückstage durch Schluckenau gekommen. Ihn sah ich in der Dämmerstunde um das Amt schleichen! Ihn traf ich hinter der Mauer, als ich am späten Abend zu meinem Unheil hineinging, wo er gelagert war, aufsprang und vor mir flüchtete. Nur er kann die Amtskasse geraumt haben, die nicht verbrannt sein konnte, da das Feuer in dem Zimmer nur leichten Schaden gethan hat! — Aber jetzt wird Alles an's Licht kommen! — Vielleicht auch meine Unschuld. Nur die Zeit ist nicht zu versäumen, sonst ist das unglückliche Mädchen verloren, das ihm heute in die Mördergrube folgen soll!" —

Dem Pfarrer graute. Doch er raffte seine greisen Kräfte zusammen, drückte dankbar die Hand des Spielmanns und sprach: „So laßt uns sogleich handeln!"

„Ich habe schon Alles eingeleitet", antwortete der Spielmann. Es kommt mir jetzt wieder zu statten, daß ich im Amtsgericht gearbeitet, wenn auch nur als Schreiber! Ich weiß, wie man das Garn um die Missethäter stellen muß! Kommt mit mir, Herr Pfarrer, ein eingespannter Wagen hält vor der Thür. Eure Gegenwart ist unentbehrlich, damit Ihr das unabweisbarste Zeugniß geben könnt! Zittre, Verbrecher im Dunkeln, die Stunde der Vergeltung ist gekommen, zittre, Schmied von Worbis!" —

* * *

Es dämmerte schon stark. — Der Todtengräber von Worbis grub eifrig. Der Pfarrer und Lengerfeld standen neben ihm. »Seid Ihr auch gewiß, daß dieß die rechte Stelle ist?« fragte Lengerfeld.

»Ganz gewiß,« antwortete der Todtengräber. »Sie liegen bei einander. Ich bin ja schon 36 Jahre in der Gemeinde, und habe für beide selbst das Grab gemacht. Wartet nur noch eine Viertelstunde und die Särge sind frei.«

»Beeilt Euch, beeilt Euch, lieber Freund,« drängte Lengerfeld, »die Zeit drängt, daß wir nur nicht zu spät kommen!« Der Pfarrer stand in stillen Betrachtungen versunken. Der Todtengräber arbeitete fort. Die Erde schollerte, sonst war es Grabesstille auf dem Kirchhofe. Die Sterne fingen schon an zu blinken. — Ein dumpfer Schall ließ sich jetzt bei einem Spatenstich vernehmen. »Ha, wir haben Holz gefaßt!« sprach der Todtengräber. »Seht, seht, wie ich sagte! — Zwei Särge,« hub er nach einigen Augenblicken wieder an. »Sie sind noch erhalten, wenn auch morsch.«

»Gut, gut! Gott gebe nur, daß es die richtigen sind!« erwiederte Lengerfeld.

Er half nun die Erde wegräumen. In wenigen Minuten lagen die Deckel zweier Särge entblößt.

»Nun zündet die Laterne an, daß wir genau sehen! Es ist schon ziemlich finster,« gebot Lengerfeld dem Todtengräber. Es geschah.

Die morschen Sargdeckel waren leicht mit einem Brecheisen abgehoben. Aus jedem der Särge schimmerten die Gebeine eines menschlichen Körpers zwischen halb vermoderten Linnenstücken bleich, schauerlich hervor. Sie waren auseinander gefallen, lagen aber so in der Ordnung, daß sie das Bild des Körpers darstellten. Beide Schädel waren etwas zurückgesunken und lagen getrennt von dem Rumpf. Vorsichtig hob Lengerfeld den einen heraus und betrachtete ihn aufmerksam, während der Todtengräber mit der Laterne leuchtete.

»Ich entdecke keine Spur von Verletzung«, sprach Lengerfeld betroffen. »Seid Ihr auch Eurer Sache ganz gewiß, Alter?«

»Ganz gewiß!« bekräftigte der Todtengräber abermals.

»Und war dieses die erste oder zweite Frau?« fragte Lengerfeld weiter.

»Das weiß ich nicht mehr anzugeben, welche zur Rechten und welche zur Linken gelegen hat!«

Lengerfeld legte den Schädel auf den Rasen, bückte sich nach dem zweiten Sarge und hob aus diesem den Schädel heraus.

»Ha!« rief er mächtig erschüttert, »sehen Sie hier, Herr Pfarrer! Sehen Sie! Ich hatte Recht! Wenn auch die erste Frau eines natürlichen Todes gestorben ist, das muß die unglückliche Liesbeth sein.«

Und mit stummem Grausen sahen der Pfarrer und der Todtengräber den flachen, auffallend kleinen Kopf des Nagels gerade in die Mitte des Schädels eingetrieben, und als sie die untere Höhlung durchsuchten, fanden sie, daß derselbe über eine Hand breit tief in den Kopf eingedrungen war.

»Gräßliche That!« rief der Pfarrer.

»Und wie teuflisch schlau ersonnen!« fügte Lengerfeld hinzu. »Kaum ein Tröpfchen Blut mag hervorgedrungen sein aus der Wunde! Und das schöne Lockenhaar hat den Kopf des Nagels verborgen. Wer konnte auf den Gedanken kommen, dort nachzuforschen!«

»Gott der Herr beschütze uns«, sprach der Todtengräber, der am ganzen Leibe zitterte; »sind solche Verbrechen möglich?«

»Wir drei Zeugen genügen«, sprach Lengerfeld, »selbst wenn der Thäter läugnen sollte. Falls Ihr nur eidlich versichern könnt, Freund Todtengräber — daß der Schädel einer der beiden Frauen angehört hat!«

»Das kann und werde ich«, antwortete der alte Mann. »Man wäre ja selbst des Verbrechens schuldig, wenn man nicht Zeugniß geben wollte zur Bestrafung solcher Gräuelthat.«

»Und ich denke, er soll auch gestehen! — Laßt mich nur machen!«, rief der Spielmann. »Jetzt deckt die Särge wieder zu; wir haben keinen Augenblick Zeit zu verlieren, sonst wollten wir sie beide noch genauer untersuchen. Wer weiß, was man noch findet. Und aus den verwitterten Kleidungsstücken läßt sich doch vielleicht noch erkennen und erweisen, daß dieser Schädel der armen Liesbeth angehört hat. Also laßt uns sorgfältig die Deckel auflegen, die Kirchhofsthür schließen, und Eure Frau und der Bube mögen wachen, daß kein Mensch den Kirchhof betritt!«

So geschah es. — Lengerfeld schlug den Schädel sorgfältig in ein Tuch und nahm ihn mit. Dann bestieg er, der Pfarrer und der Todtengräber, den Wagen, der draußen angespannt hielt; und sie fuhren eiligst bei sinkender Nacht der Mühle zu.

(Schluß folgt.)

Der St. Johannis-Verein.

Voll Liebe war Johannis Leben,
Voll Güte und voll Freundlichkeit.
Sie konnte bloß sein Herz erheben,

Er wußte nichts von Haß und Neid.
Er war ja der, den Jesus liebte,
Der stets an seiner Seite saß,
Der seinen Herrn niemals betrübte
Und seine Lehre nie vergaß.

Und ewig wird die Liebe dauern,
Wenn alles And're auch vergeht;
Sie ist erbaut auf festen Mauern,
Da unser Herr als Grundstein steht.
Schon reichlich hat sie Frucht getragen,
Johannis Lieb' und Freundlichkeit;
Schon manches Armen bitt're Klagen
Hat sie verwandelt in die Freud'.

Und der Verein, der erst entstanden,
In Bayern schon so weit bekannt,
Zum Schutz der Armen in den Landen,
Der sich ja hat nach ihm genannt.
Hat ihn als Pathen angenommen,
Weil er hier stets die Liebe war,
Weil nie ein Wort aus ihm gekommen,
Das nicht voll Lieb und Sanftmuth war.

Und an der Spitz' von dem Vereine
Steht Bayerns edles Fürstenpaar.
Des Himmels Gnadensonne scheine
Lang über ihn noch hell und klar.
Ja, der Verein soll nützlich walten
In unserm lieben Vaterland!
Und Gott mög' lange ihn erhalten
Mit seiner mächt'gen, starken Hand!

Bosenbach. Heinrich Hildebrand, 13 Jahre alt.

Humoristisches.

Verschiedene Fragen. Die erste Frage eines Mädchens ist gewiß: Wen liebt er? — die erste einer Frau: Wie viel Kinder hat er? — die erste einer gesetzten Jungfrau: Ach er ist gewiß noch ledig, der Arme? — und die erste eines Criminalisten: War er schon im Zuchthaus?

Ein Mädchen rief aus dem Fenster des obersten Stockwerks eines vornehmen Hauses in Frankfurt a. M. einem untenstehenden Knaben im ächten Frankfurter Hochdeutsch zu: „Heute essen mir hundie" (heute speisen wir unten). Ein vorübergehender Preuße, die Worte nach ihrem Klange auffassend, ruft verwundert hinauf: „Na! da mag ich ihr Jast nicht sind!"

Zwei Hofdamen hatten sich veruneinigt und einander wacker geschimpft. — „Haben sie sich auch häßlich genannt?" fragte der Herzog von Roquelaure. — „Nein war die Antwort.— „O, dann werden sie sich bald aussöhnen!"

(Rezept, sich die Liebe der Menschen zu erwerben.) Nimm als Grundbestand so viel Moralität, als du nur haben kannst, säubere sie von der ihr anklebenden Pedanterie. Dazu thue: ein gut Theil Leutseligkeit gegen Jedermann, ein ziemlich Quantum Herzlichkeit, eine starke Dosis Geduld und Nachsicht gegen Schwächen und Fehler Anderer und eine gute Handvoll Freigebigkeit. Hiezu schütte eine angemessene Menge Verschwiegenheit, thue es in eine Flasche und lasse es in den Sonnenstrahlen der Wahrheitsliebe digeriren. Dann gieße es durch ein feines Sieb, damit die gröberen Bestandtheile, welche in lächerlichen und schädlichen Angewöhnungen bestehen, zurückbleiben. Thue noch Bildung, heitere Laune und Witz hinzu, schüttle Alles tüchtig durcheinander, damit die schwere Moral nicht als Bodensatz zurückbleibt; nimm davon täglich einige Mal einen guten Schluck und — probatum est.

Räthsel.

Bald bin ich Bettler, bald ein König.
Bald hab' ich viel, bald hab' ich wenig,
Bald bin ich Herr, bald ein Lakai,
Bald lieb' ich flatterhaft, bald treu;
Ja, was noch mehr — viel hundertmal
Muß ich durch Schwert und Dolchstoß sterben,
Doch sieht man nie mein Blut die Erde färben;
In's Leben kehr' ich jedesmal,
Ist nur vorbei der wicht'ge Augenblick,
Zu sterben so noch oft, zurück.

Räthsel.

Zwei Freier kommen
In Minchens Haus,
Zur Gattin bittend
Sich Minchen aus.
A. zählte Thaler
Und manches Jahr,
Um seine Platte
Schlich weißes Haar
B. War ein Männchen
Wie Zuckerbrod,
Allein des Goldes
Hatte er kein Loth.
Der Vater liebte
Schön Minchen treu.
Und stellte freundlich
Die Wahl ihr frei.
»Der beiden Einen
Erwähle Dir,
Doch, Kind, bedächtig.« —
So rieth er ihr.
Die Hochverschämte
Hört Vaters Rath,
Und schreibt »Be dächt ich«
Auf weißes Blatt.
Sucht nicht bei Minchen
Orthographie,
Und wißt, sie wählte —
Nun rathet wie?

Auflösung des Rechnungsräthsels in Nro. 24:

Die 4stellige Zahl ist 9999, getheilt durch 37 bleibt $270^{9}/_{37}$, die andere Zahl, die keinen Werth hat, ist 0, einen Zweier davor gibt 20, also $270^{9}/_{37}$ — 20, bleibt $250^{9}/_{37}$, die erste und letzte hinweggeschnitten = 50 Jahre.

Auflösung der Räthsel in Nro. 24:
1) Laub. — 2) Behalt sie.

Auflösung des Leseräthsels in Nro. 24:
Es führen viele Wege nach Rom.

Euseler Fruchtpreis vom 22. Dezember.

Der Centner Weizen 8 fl. 40 kr. Korn 7 fl. 52 kr. Spelz 5 fl. 34 kr. Sommergerste 6 fl. 24 kr. Hafer 4 fl. 23 kr. Erbsen 6 fl. 5 kr. Kartoffeln — fl. — kr. Ein Kornbrod 30 kr. Ein Paar Weck $6^1/_2$ Loth. Ochsenfleisch 12 kr, Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 7 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.

Nro. 26. 1854.
Freitag. den 29. Dezember.

Der Armen-Freund.



Dieses in Cusel (in der Pfalz) zum Besten des „St. Johannisvereins“ vorderhand wöchentlich einmal erscheinende Unterhaltungs-Blatt kostet halbjährlich 40 kr. Die Bestellungen beliebe man gefälligst bei den k. Postämtern einzureichen. Geeignete Beiträge werden stets mit Dank entgegen genommen und wird uns namentlich die gef. Mitwirkung von Herrn Gelehrten stets willkommen sein.

Für Besprechung der Angelegenheiten des St. Johannisvereins, für Verbesserung der äussern Lage der Bedürftigen, für Belehrung und Erbauung, Erziehung und Herzensveredlung ist dieses Blatt bestimmt.

Jeder Zweigverein erhält bei Bestellung mehrerer Exemplaren, je nach Verhältniß, eine bestimmte Zahl gratis, welche an Unterstützungsnehmende unentgeltlich vertheilt werden können.

Ein Unterhaltungsblatt für alle Stände.

Zum Besten des] [St. Johannisvereins.

O du, das uns mit jeder fröhlichen Hoffnung umlächelt,
Festliches, ernstes Jahr!
Mit dem Flügel der Sommermorgenröthe
Schwebst du dem Tage voran!
Klopstock.

Der Armenfreund
am Jahresschlusse 1854.

Wir sind an des Jahres Schwelle
Dürfen wir an uns'rer Stelle
Froher rückwärts seh'n?
Froher vorwärts geh'n?

Lernten wir fest Gott vertrauen?
Und nie fest auf Menschen bauen?
Waren wir stets gut?
Und ohn' Uebermuth?

Waren uns die Leidenstage,
Waren Lasten uns und Plage
Unerträglich nie?
Trugen still wir sie?

Wenn ein Gott uns täglich nährte,
Immer Gutes uns bescherte,
Lobten dankend wir
Ihn auch stets dafür?

Hat Gesundheit, Frohsinn, Leben,
Die ein Gott doch uns gegeben,
Immer uns erfreut?
Unsern Dank erneut?

Hielten Friede wir mit Allen,
Die mit uns zum Ziele wallen?
Trugen wir Geduld
Mit der Nächsten Schuld?

War Verführung wohl vergebens
Auf den Wegen unsers Lebens?
Stritten wir mit Kraft
Gegen Leidenschaft?

Kann dieß Jahr uns herzlich freuen?
Dürfen wenig wir bereuen?
Ist des Guten viel
An des Jahres Ziel?

Was wir leider nicht vollbrachten,
Laß Gott künftig uns beachten,
Daß wir können rein
Uns des Tod's einst freu'n. —

Die Unglücksschmiede am Worbisberge.

(Schluß.)

Hier saßen die Gäste noch lustig beim Mahl. Das Brautpaar aber sah noch so unheimlich aus, wie zuvor. Die Braut sprach wenig und leise, der Bräutigam so gut als gar nicht, trank aber viel und hastig Wein. — Den jungen Mädchen und Burschen war es schon längst zu lange gewesen mit Essen und Trinken, und die Füße zuckten ihnen nach dem Tanz. Allein es fehlte ja der Spielmann. Da öffnete sich die Thür und er trat ein, heitern Angesichts, wie es schien. „Da ist ja unser Spielmann“, rief Alles ihm entgegen; „nun kann's wieder an den Tanz gehen! — Wo habt Ihr denn gesteckt? — Weßhalb wolltet Ihr nicht mit uns schmausen?“ — So ging das Fragen und Rufen durcheinander. Doch der Spielmann winkte mit der Hand und gebot Stille.

„Ich werde Euch schon aufspielen zum Tanz, daß Ihr zufrieden sein sollt“, rief er, „aber es ist noch nicht Zeit. Noch bleibt nur sitzen. Meine Geige stimmt noch nicht, wie sie soll. — Habt ein wenig Geduld und laßt mich auch erst ein Glas trinken! — —“

Er setzte sich, ganz am untersten Ende der Tafel; neben sich legte er die Geige, und vor sich stellte er etwas auf den Tisch, das in ein Tuch gehüllt war. Die Mägde brachten ihm sogleich Teller mit Braten und Kuchen, doch er wies sie zurück und sprach: „Ich rühre keinen Bissen an! Aber Wein gebt mir; Trinken ist die Art der Spielleute, das thun sie für Zwei! Gebt mir zwei Gläser!“

War es die seltsame Weise des Spielmanns, oder daß zufällig eben der lustige Lärmen etwas aufhörte, allein Alles horchte auf seine Stimme, und wandte die Augen zu ihm, als er sagte: „Gebt mir zwei Gläser!“ Er stand dabei auf und wiederholte die Worte, daß es klang wie ein ernstes Gebot, und eine der Mägde ihm sogleich zwei Gläser darbrachte. Er füllte das eine aus der Flasche seines Nachbars zur Rechten mit weißem, das andere aus der des Nachbars zur Linken mit rothem Wein, hob sie beide empor, und rief laut: „Der Spielmann muß auch seinen Gruß für die Brautleute darbringen, und sein Lied spielen und seinen Spruch sagen. Hört zu!“ Er setzte die Gläser beide wieder nieder vor seinen Teller, nahm die Geige, die er neben sich auf dem Tisch liegen hatte, an's Kinn, und fing an, eine süße, so liebliche Weise zu spielen, daß Alles ganz Ohr war und athemlos lauschte, und den Mädchen und Frauen die

Thränen ins Auge traten, ja selbst die Männer ganz weich wurden. Und wie der letzte Ton leise verklungen war, nahm er das Glas mit dem weißen Wein, nippte ein wenig daraus, und sang dann mit leiser, rührender Stimme:

Der Wein im Glas ist Gold,
Wie Frühlingssonnenschein,
Die Braut ist fromm und hold,
Ihr Herz ein Edelstein.
D'rum, wie im Glase klar
Der blinkend goldne Wein,
So strahl' ihr immerdar
Des Glückes Sonnenschein! —

Da hielt sich die schöne Marie das Tuch vor die Augen und schluchzte laut. Der Schmied von Woebis sah finster dazu, wie das Grab, und nahm sein großes, mit rothem Wein gefülltes Glas, und trank es hastig aus.

Der Spielmann aber hob jetzt auch das andere Glas, mit rothem Wein gefüllt, empor. Die Geige behielt er in der linken Hand, doch den Bogen hatte er niedergelegt, weil er in der Rechten das Glas empor hielt. Er sang auch nicht, sondern sprach mit einer Stimme, daß Allen ein Grauen durch die Herzen schlich:

Das ist nicht Weines Gluth,
Die mir das Glas erfüllt!
Ich sehe rothes Blut,
Wie es der Wund entquillt.
Das gifterfüllte Naß,
Den Mund berühr' es nicht;
Zerschmettert sei das Glas,
Wie falsches Glück zerbricht!

Und indem er mit furchtbarem Blick den Bräutigam anstarrte, schmetterte er das Glas auf den Boden, daß es in klirrende Scherben zersprang. Alle Gäste saßen vor Entsetzen gelähmt; doch der Schmied von Woebis sprang auf, wüthend wie ein angeschossener Eber, faßte das Messer, war mit einem Satz auf dem Sessel und schrie, indem er über den Tisch schreiten wollte: »Zu Boden mit dem Spielmann.«

Der aber stand mit rollenden Augen, das weiße Haar fiel ihm um den Scheitel, wie die Mähne des Löwen, und es war, als ströme ihm Riesenkraft durch die Glieder, so erhob er die drohende Hand. »Nichts Spielmann mehr!« rief er mit donnernder Stimme, »der Teufel sei der Spielmann auf Deiner Hochzeit.« Und mit einem krachenden Schlage zerschmetterte er die Geige auf dem Tisch, daß sie in tausend Splitter zerfuhr. Wolfram blieb, den einen Fuß schon auf dem Tisch, wie gefesselt stehen. »Mordbrenner von Schluckenau!« rief ihn der Spielmann an, »ich habe Dir ein Hochzeitsgeschenk gebracht von Deiner Frau Liesbeth!« Und im gleichen Augenblick hob er den eingehüllten Gegenstand von seinem Platz hoch in der Rechten empor, schüttelte das verhüllende Tuch herab, und mit Grausen sahen alle Gäste einen Schädel, aus dessen Hinterhaupt ein großer Nagel hervorragte. Wie das der Schmied sah, war es, als ob der Blitz unsers Herrgottes ihn getroffen hätte; er stand starr, seine Arme fielen herab, das Messer entsank ihm, die Knie brachen ein, und er stürzte vom Sessel zu Boden. Keiner fing ihn auf; die in seiner Nähe waren, wichen schaudernd zurück. Die Braut lag in Ohnmacht in ihrer Mutter Armen, die Gäste sprangen auf voll Entsetzen. Alles flüchtete. Nur der Spielmann blieb im Saal und heftete ein blitzendes Auge auf den regungslos am Boden liegenden Schmied von Woebis.

* * *

Es war ein finsteres enges Gewölbe mit eisenvergitterten Fenstern; dort lag auf dem Stroh in Ketten ein Mann von riesiger Gestalt, mit sehnigen, knochenstarken Armen; doch das Gesicht war bleich und abgezehrt, und der lange, struppige Bart hing wild umher. Da klirrten die Riegel, die Thüre öffnete sich, und ein Greis mit ehrwürdigem Silberhaar, wie ein Heiliger anzuschauen, trat in den Kerker.

»Was wollt Ihr?« rief der Gefangene mit rauher, hohler, heiserer Stimme. »Mich nochmals quälen? Ich bedarf Euer nicht!«

»Mein Sohn,« sprach der greise Pfarrer von Krostau, »weise mich nicht zurück! Es ist das letzte Mal, daß ich zu Dir komme. Noch eine Stunde scheint Dir diese irdische Sonne. Dann begleite ich Dich auf Deinem letzten Wege. Dein Urtheilsspruch wird nun vollzogen!«

»Wie?« rief der Schmied, und rasselte wild mit den Ketten und wollte empor springen, doch die Bande fesselten ihn an die Mauer, und er konnte sich nur halb aufraffen. »Wie? Das Urtheil ist bestätigt, trotz meiner Unschuld, und mein Gnadengesuch verworfen?“

„Mein Sohn!“ sprach der Pfarrer; „läugne länger nicht. Den irdischen Richter konntest Du dadurch nicht beirren, reize nicht den himmlischen! In einer Stunde stehst Du vor seinem Angesicht!“

Da war es, als ob ein Feuerhauch des Ewigen den eisernen Trotz des Verbrechers zerschmolz; er wand sich auf dem Lager, wie eine getretene Schlange, er heulte laut auf, er schrie, daß es einen Stein hätte zerreißen mögen, dann warf er sich auf die Kniee, suchte die gekettеten Arme zusammenzubringen, die Hände zu falten und zu beten. Doch er konnte nichts, als das Wort: »Gnade, Gnade« wimmern. Dann sank er kraftlos zusammen.

»Erwarte sie nicht mehr hier, erwirb sie Dir dort,« sprach der Pfarrer und deutete mit der rechten Hand nach oben, während er die Linke sanft auf das Haupt des Schuldigen legte. Da ergriff sie derselbe, wie im Fieber zitternd, mit seinen beiden Händen, drückte sie, küßte sie, und benetzte sie mit heißen Thränen, die ersten seines Lebens!«

Und nun drängte es ihn zu beichten. „Ja,“ rief er, „ich habe Alles gethan, dessen ich angeklagt bin, und mehr als das. Wollust und Habsucht verschlangen meine Seele; um sie zu sättigen, scheute ich Nichts. Ich fühlte, daß ich ein Recht hatte, die Menschen zu beherrschen, denn ich war riesenstark; aber zehnmal stärker als ich, waren meine wilden Triebe! — Ich habe den Brand zu Schluckenau angelegt, um das Geld aus der Amtskasse zu rauben, — es war mir gelungen!

Es geschah, während ich auf der Flucht war, aus Schwaben. — Ich meinte, wenn ich heirathete, würde ich Ruhe haben. So nahm ich die Tochter des Schmieds. Aber bald war ich ihrer satt! — Ich hatte des Müllers Tochter gesehen. Um sie wollte ich werben. Da mußte ich Vater und Frau los werden. Dem Vater hat nicht der Schlag eines Pferdes, ihm hat mein Hammer den Schädel zerschmettert! O! — O! — Weh mir!“ — rief er und rang die Hände.

„Und die Tochter?“ fragte der Pfarrer bebend. „Ist sie nicht natürlichen Todes gestorben, hat sie nicht das Kind erdrückt?“

„Nein! Nein! wimmerte der Schmied. „Ach, betet für mich um Gnade bei dem Allmächtigen. Ich erstach sie mit einer langen feinen Goldnadel dicht unter der Brust. Die Wunde war nur ein Pünktchen, keiner hat sie entdeckt, ich brach die Nadel in der Brust ab, sie muß im Sarge zu finden sein!“ —

Der Pfarrer starrte. „Und das Kind?“

„Ich legte es unter die Leiche der Mutter — so erstickte es — dann war ich allein im Besitze von Haus und Hof!“ —

„Doch Ihr waret abwesend, wie bei Liesbeths Tode?“ fragte der Geistliche.

„Um den Verdacht von mir abzuwälzen. Doch ich war verborgen im Gebirg, und kam in der Nacht ins Haus, und schlich wieder davon, wie bei Liesbeths Tode!"

„Da überwachte Euch der strafende Richter," sprach der Geistliche, „und er sandte ein irdisches Auge, das außer seinem himmlischen die That sah! Und es war das Auge dessen, den Ihr durch Eure Verbrechen namenlosem Elend preisgegeben hattet. — Erkennet darin, wie Gott waltet, und demüthigt Euch vor ihm!" —

„Ich sehe es, ich sehe es! zu spät! zu spät!" jammerte der Schmied, „betet für mich, ehrwürdiger Vater, betet!" —

„Habt Ihr sonst nichts mehr zu bekennen?" fragte der Pfarrer.

„Ach, noch unsägliche Verbrechen! Wenn ich von Haus war, ging ich verkleidet, unter falschen Namen. Ich kehrte in verrufene Herbergen ein, wo gespielt und getrunken wurde. — Ich wollte wieder heirathen, allein in Worbis, in Krostau hatten sie zu große Scheu. Da wuchs die Marie heran, ihrer Schwester so ähnlich. Es ließ mir Tag und Nacht nicht Ruhe. Sie sollte auch mein sein. Ich verleitete den Vater zu thörichten Ausgaben und Käufen, ich streckte ihm das Geld vor; er starb, die Wittwe war mir verschuldet. Sie muß Dir die Tochter geben, dachte ich; so legte ich Jahre lang den Plan an."

„Und hättet Ihr auch diese liebliche Braut ruchlos gemordet?" fragte der Geistliche.

Der Schmied bebte, daß ihm alle Glieder schlotterten.

„Bei dem Allmächtigen und Allwissenden, bekennt die Wahrheit," sprach der Geistliche feierlich.

Der Schmied schlug die Hände zusammen, und schrie ein krampfhaftes: „Ja!" — Dann sank er bewußtlos auf das Lager nieder. Der Pfarrer kniete und betete für die Seele des Elenden. —

* * *

Ein freundlicher Mann, mit schneeweißem Haar, aber mit kräftigen, männlichen Zügen, ein Mann, dem das Glück aus dem Auge strahlte, saß auf der Bank unter der Linde vor der Mühle von Krostau, und ein liebliches Mädchen hatte sich an ihn geschmiegt, und er küßte sie wie eine Tochter. Es war seine junge Frau!

„Ich kann es immer noch nicht begreifen," sprach er, „daß Du, junges, liebliches Geschöpf, mich, dem Gram und Schicksale das Haar gebleicht, die Stirn gerunzelt haben, dessen Züge verwittert und verwildert sind in zwanzigjährigen Kriegszügen, daß Du mich gewählt hast!"

Und Marie erwiederte: „Hast Du mich denn nicht gerettet von dem grauenvollsten Schicksal? Wäre ich nicht die Beute des blutdürstigen Mörders ohne Dich? — Läge ich nicht vielleicht schon neben der Schwester, mit einem spitzen, glühenden Eisen im Schädel?" — —

„Laß, laß das!" sprach abwehrend der Spielmann. Es ist zu grauenvoll! — Er hat gebüßt!"

Die Mutter unterbrach die Sprechenden mit den Worten: „Kommt zu Tisch, der Herr Pfarrer ist eben gekommen!"

Sie setzten sich in der Laube vor dem Hause zum freundlichen Mahl mit dem alten ehrwürdigen Geistlichen, der ihre Ehe eingesegnet hatte, und oft in der Mühle einsprach. Der Abendsonnenstrahl schien röthlich golden auf das stille Haus, von Fliedergesträuch umkränzt. Die Mühle war ein Paradies glückseliger Menschen! — Die Schmiede gegenüber am Gebirgshang konnte man sehen. Sie lag schon im tiefen Abendschatten. Das graue, düstere Gebäude stand, seit der Schmied auf dem Hochgericht geendet hatte, verödet. Niemand hatte es beziehen wollen. Die Schmiede war geschlossen, Balg und Hammer ruhten. Doch die Sage ging, um Mitternacht steige zuweilen gespenstischer Rauch, gemischt mit blutrothen Funken, aus dem Schlot. Der Verbrecher habe nicht Ruh' in seinem Grabe unter der Richtstätte, er gehe nun als riesiges Gerippe und schmiede scharfe, glühende Bolzen in seiner Werkstatt.

Wenn der Wanderer um die späte Stunde die Straße vom Gebirg herab mußte, nahm er einen weiten Umweg, um nicht an dem Hause vorbei zu kommen. Da will Mancher aus der Ferne die dumpfen, dröhnenden Schläge auf dem Ambos vernommen haben. Er bekreuzte sich Stirn und Brust, eilte fürbaß und murmelte: „Er arbeitet schon wieder, — der Schmied von Worbis!"

Der rechte Blick.

Wer einmal nur die flücht'gen Blicke sendet
Zum Himmel auf, dem nächtlich sternenklaren,
Der wird nur wenig Sterne dort gewahren:
Das Auge ist ihm gleichsam wie geblendet.

Doch wer mit stetem Blick sich aufwärts wendet,
Dem werden immer größ're Sternenschaaren,
Je länger er nur blickt, sich offenbaren,
Zuletzt ein Sternenmeer, das nimmer endet.

Wer flüchtig nur ins Buch der Bibel blickt,
Deß Geistesauge wird von seinen Gaben,
Von seinen glänzend reichen, nicht erquickt.

Doch wer mit tieferm Blick geschaut wird haben
In dieses Buch, der fühlt sich hochentzückt
Und kann sich nicht genug daran erlaben.

Ludwig Maurer.

Altdeutsche Sprüche.

Halt' Dich rein, bleib' gern allein,
Mach' Dich nicht zu gemein, dann wirst Du werth sein.

Geld, Gewalt und Herrengunst
Bricht Ehr', Recht und jede Kunst.

Willst Du bleiben gesund,
Ueb' Dich alle Stund';
Lauf' nit wie ein Hund,
Wenig eß Dein Mund.

Warme Füß', kühler Kopf, reines Herz
Sparen Dir gar manchen Schmerz.

Eltern verehren
Thut Alter vermehren,
Viel Güter bescheren.

Frisch und fröhlich,
Fromm und ehelich;
Treu von Gemüth,
Ehrlich von Geblüt,
Diese Tugend
Zieret die Jugend.

Ehrlich von Geblüt,
Redlich von Gemüth,
Ist der Jugend dieser Welt
Besser, als viel Gut und Geld.

Das beste Geschäft.

Geh'n die Geschäfte noch so trübe,
Der Schuster wird nicht unterjocht.
Warum? weßhalb? — Weil im Betriebe
Er schon auf seinen Absatz pocht.

Glück auf!

Immer hübsch gekrochen, hübsch geschmeichelt,
Alles, was den Großen frommt, geheuchelt,
Niederträchtigkeit gerühmt, das Recht verhöhnt,
Und man wird von Gunst und Glück gekrönt.

Zur Beachtung.

Sein Kreuz soll Jeder „auf sich nehmen"?
Mein Gott! wie wenig Frau'n da wohl zu Fuße kämen!

Spruch.

Des Menschen Mißgeschick
Oft bringt's ein Augenblick;
Des Menschen Glück wie oft
Kommt's plötzlich unverhofft!

Miscellen.

Alexander Soyer, der berühmte Londoner Kochkünstler, hat auch seinen Beitrag für die Tapferen in der Krim geliefert. Es ist ein von ihm erfundener Kochapparat, der, wie er dem Morning Chronicle schreibt, mit Hilfe von nur vier Köchen binnen zwei Stunden für 1000 Mann ein vortreffliches Mittagsmahl bereitet.

Für die Hausfrauen in Stadt und Land ist wieder eine Erfindung gemacht worden, wodurch sie viel Zeit ersparen können. In Cusel bei Hrn. Chr. Dick ist eine Schälmaschine zu sehen, mit der man rasch und sauber die Kartoffeln, Aepfel rc. schälen kann. Die Schale wird so dünn, wie man sie kaum mit einem Messer zu Stande bringen kann.

Humoristisches.

Ein alter Mann, der noch in den sechzigern Vater wurde, betrachtete das neugeborne Söhnchen, um Familien-Aehnlichkeit zu entdecken. „Ich finde keine andere Aehnlichkeit," rief er endlich, „als den kahlen Kopf!"

Einen reichen aber geizigen Mann ärgerte nichts so sehr, als wenn einer seiner Bekannten erbte, und er rief einst bei einem solchen Vorfalle im höchsten Zorne: „Ich glaube, wenn alle Teufel in der Hölle stürben, ich würde von ihnen nicht einmal ein Paar Hörner erben." — Seine junge schöne Frau suchte ihn zu beruhigen und sagte: „Mein Gott, lieber Mann, sei doch mit dem zufrieden, was Du bereits hast."

Wieder etwas Neues. Einen Verloosungs-Ball hatte kürzlich zu Pesth ein spekulativer Wirth veranstaltet. Jeder Besucher erhielt außer dem Ballbillet noch ein Loos, welches eine Speise sicher gewinnen mußte. Der kleinste Treffer war eine Bratwurst mit Kraut, der Haupttreffer aber ein Fasan nebst einer Flasche Champagner.

„Hast Du denn nicht in der Zeitung gelesen, daß in Deinem Orte die Viehseuche ausgebrochen ist?" — „Noch ka Wort! Aber froh bin i, daß i jetzt g'rad net derham bin!"

Rechnungsräthsel.

A. hat Tuch nöthig. Nimmt er 9 Viertel breites, so braucht er 31½ Ellen, wovon ihm der Kaufmann die Elle zu 4 fl. 48 kr. erläßt. Eine andere Sorte von gleicher Güte ist nur ¾ breit, kostet aber auch nur 4 fl. die Elle. Von welcher Sorte wird er nehmen, da er nur auf Wohlfeilheit sieht?

Charade.

Wohl dir, hat dich im Weltgewühle
Die Erste schmerzlich tief erfaßt,
Wenn du in And'rer Mitgefühle
Dann eine stille Lind'rung hast!
Die Zweite ist dem Mann gegeben,
Wohl ist sie seine schönste Zier,
Denn ohne sie erscheint sein Leben
Fast todt und leer und nichtig mir.
Das Ganze weint auf Leichensteinen
Den stillen, tiefgefühlten Schmerz,
Und soll ihm da noch Trost erscheinen,
Der kommt ihm nur von oberwärts.

Logogryph.

Dem lieben Leser geb' ich heut'
Ein Räthsel hier zum Zeitvertreib,
Das löst Du mir gewiß ganz dreist,
Und sagst mir, wie mein Liebchen heißt. —
Doch rathe hin und rathe her,
Die Lösung wird Dir sicher schwer!
Wie solltest Du mein Liebchen kennen
Und sie bei ihrem Namen nennen?
Doch paß nur, lieber Leser, auf,
Du rath'st es, meine Hand darauf;
Denn nimmst davon ein Zeichen Du,
Entsteht sodann ein Berg im Nu,
Worin es kochet, braust und glüht,
Und dann auch helle Flammen sprüht.
Da Du gewiß den Berg jetzt weißt,
So sag' mir, wie mein Liebchen heißt!

Auflösung der Räthsel in Nro. 25:
1. Schauspieler. — 2. Bächtich.

Kaiserslauterer Fruchtpreis vom 27. Dezember.

Der Centner Waizen 8 fl. 56 kr. Korn 7 fl. 41 kr. Spelz 5 fl. 58 kr. Spelzkerne 8 fl. 33 kr. Gerste 5 fl. 59 kr. Hafer 4 fl. 34 kr. Erbsen 6 fl. 20 kr. Kartoffeln — fl. — kr. Ein Kornbrod 29 kr. Ein Weißbrod 13 kr. — Total der verkauften Früchte 1567 Centner. — Das Pfund Ochsenfleisch 12 kr. Kuhfleisch 1. Qualität 11 kr., 2. Qual. 10 kr., 3. Qual. 8 kr. Kalbfleisch 1. Qual. 8 kr., 2. Qual. 7 kr., Hammelfleisch 10 kr., Schweinefleisch 14 kr.

Cuseler Fruchtpreis vom 29. Dezember.

Der Centner Weizen 8 fl. 39 kr. Korn 7 fl. 30 kr. Spelz 5 fl. 34 kr. Sommergerste 6 fl. 26 kr. Hafer 4 fl. 13 kr. Erbsen 6 fl. 3 kr. Kartoffeln 2 fl. 24 kr. Ein Kornbrod 29 kr. Ein Paar Weck 6½ Loth. Ochsenfleisch 12 kr, Kuhfleisch 11 kr., Rindfleisch 10 kr., Hammelfleisch 10 kr., Kalbfleisch 7 kr., Schweinenfleisch 14 kr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Redacteurs und Verlegers L. Schneider.